

Aufhören, wenn's am schönsten ist

Zwei Jahre auf drei Kontinenten

- Tagebuch einer Weltreise -

Klaus-Peter Wilke



Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Klaus-Peter Wilke

Lektorat und Korrektorat: Claudia Simeon

Bilder und Karten: Autor

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7504-xxxx-y

Dieses Tagebuch widme ich Claudia.

Auf dieser Reise hast du das Licht der Welt erblickt.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
Europa & Naher Osten	11
Glänzender Auftakt.....	13
So viel Wasser!.....	21
Noch mehr Wasser!.....	29
Wenig Abenteuer für viel Geld.....	35
Im wilden Osten.....	41
Kultur pur: die Städte Russland.....	47
Ärger, nicht nur mit dem Computer	53
Berge des Kaukasus	61
Abschied vom wilden Osten.....	69
Tagebuch mit Bleistift.....	81
Endlich Abenteuer.....	87
Erzwungener Kurzurlaub.....	93
Erste Verschiffung	103
Östliches Afrika.....	109
Durch die Danakil-Wüste.....	111
Landschaft pur	121
Es zerrt an den Nerven	127
Kontraste	133
Widersprüchliche Eindrücke.....	139
Neues Jahr, neues Glück.....	143
Back to the roots	149
Höhepunkt überschritten?.....	157
Erste Reparaturen.....	163
Große Ideen in großen Höhen.....	167
Regen, Regen, Regen	171
Südliches Afrika	175
Kalt und heiß	177
Erste Ausläufer Südafrikas.....	187
Kalahari pur	195
Auf den Spuren der Goldsucher.....	203
Wasser nicht nur im Meer.....	209
Welch herrliche Landschaft	215
Ein wirklich schönes Fleckchen Erde	219
Warten auf Begleitung	225

Geheimnisse um Sabrina.....	231
Einsichten im afrikanischen Busch	247
Die letzten Tage in Afrika	257
Australien.....	263
Erste Komplikationen.....	265
Hätte ich mir nur das nicht angetan!	271
Die letzten Tage.....	283
Erholung von harten Tagen.....	289
Wirklich am Ziel?	297
Das Ende rückt näher.....	303
Ende gut – alles gut?!	311
Nachwort.....	317
Anhang	319
Karten und Routen.....	321
Bildteil.....	327
Der Autor	351

Vorwort

Nach einer zehnjährigen Durststrecke – was das Reisen betrifft – kann ich im Herbst 1996, recht genau zehn Jahre nach meiner ersten großen Tour nach Sydney zur zweiten starten.

Auch diesmal soll Sydney respektive Australien mein Ziel sein, der Weg dorthin jedoch ein völlig anderer! Natürlich steht Afrika wieder ganz vorne auf dem Wunschzettel, aber auch weniger bekannte Ecken Europas und des Vorderen Orients möchte ich kennenlernen! Ein neuer Unimog ist auch ausgebaut und steht bereit. Neu nur dem Aufbau nach, denn auch er hat schon zwanzig Jahre in den Diensten der Johanniter-Unfallhilfe auf dem Tacho.

Auch diese Tour soll wieder eine Suche nach den eigenen Grenzen werden, nach neuen Horizonten, Abenteuern und Erfahrungen.

Während der knapp zwei Jahre, die ich mit dem 'Sandfloh zwö' die Kontinente durchstreife, führe ich Computertagebuch und fotografiere. Aus den überarbeiteten Tagebucheinträgen entstand dieses Buch. Daher darf es nicht verwundern, wenn ich darin einerseits über persönliche Erlebnisse und Eindrücke berichte und andererseits jede Menge Angaben zur Route und zu Kosten enthalten sind.

Gilching, im Oktober 1998

Klaus-Peter Wilke

Vorwort zur zweiten Edition

Die Herausgabe der Tagebücher als E-Book bietet eine willkommene Gelegenheit, den Text gründlich zu

überarbeiten. In den schnelllebigen 2000-er Jahre ist es überdies erforderlich, Dinge aus der Vergangenheit zu erläutern, die jüngere Leser nicht mehr verstehen.

Aus der zeitlichen Distanz von zwanzig Jahren stellen sich manche Dinge obendrein in einem anderen Licht dar als unmittelbar danach. Dennoch werde ich keine der fulminanten, aber auch keine der weniger ruhmreichen Anekdoten streichen - den 'Spirit' der damaligen Tage möchte ich in jedem Fall wachhalten.

Es soll auch weiterhin ein Tagebuch bleiben, in dem ihr die Ups und Downs einer nicht alltäglichen Reise nacherleben könnt.

Osterzell, im November 2019

Klaus-Peter Wilke

Erster Teil

Europa & Nahe Osten

**Deutschland- Dänemark - Norwegen - Finnland -
Russland - Ukraine -
Rumänien - Bulgarien - Türkei - Syrien - Jorda-
nien**

Glänzender Auftakt

"Grandios, herrlich, überwältigend, Natur pur."

Nichts anderes fällt mir ein, wenn ich an die vergangenen Tage denke, die mich nach einer langen, ja langweiligen Anfahrt über deutsche und dänische Autobahnen an den nördlichen Polarkreis gebracht hatten.

Nun sitze ich am Ufer und genieße die Aussicht auf den glitzernden *Mayavatnet-See*, auf tiefgrünen Wald an seinen Ufern und schneebedeckte Hügel dahinter. Übermäßig hoch sind die gar nicht, elfhundert Meter sagt die Karte, aber auf siebzig Grad nördlicher Breite ist es kein Wunder, dass Mitte Juni der Schnee noch bis ins Tal liegt. Ich genieße die herrliche Natur, die Stille, nachdem die letzten Wohnmobilisten den Camp verlassen haben. Nur hinter mir donnert vielleicht einmal pro Stunde ein LKW über die belebte E6 von *Trondheim* zum *Nordkap*. Im Grunde herrscht wenig Verkehr, das meiste sind Wohnmobile, auf dem Weg von oder zum *Nordkap*. In den nächsten Tagen soll das auch mein Ziel sein.

Genau zehn Jahre ist es her, dass ich zu meiner allerersten wirklichen Reise aufgebrochen war. Durch die Sahara gings damals nach Ostafrika, in Südostasien dann durch Thailand und Malaysia bis nach Indonesien und Bali. In Australien schließlich quer durchs Rote Zentrum nach Sydney und Queensland. Trotz haarsträubender technischer Probleme und persönlichen Herausforderungen lernte ich in den eineinhalb Jahren das Reisen lieben. Kaum zurück, wollte ich gleich wieder los. Aber das Portemonnaie war leer und es dauerte knapp zehn Jahre, bis ich an eine ähnliche Tour auch nur denken konnte.

Aber nun ist es soweit. Am 06.06.1996 - ein markantes Datum in vielerlei Hinsicht - breche ich zur

zweiten Ausgabe von 'München - Sydney' auf, natürlich auf einer völlig anderen Route als beim ersten Mal. Tags zuvor hatte ich meinen Schreibtisch abgeräumt und mich von Allen verabschiedet, mit Sekt versteht sich, wie das nach sechs Jahren in einer Firma sein sollte. Die meisten Kollegen beneiden mich, wollen am liebsten gleich mitfahren, andere schütteln verständnislos den Kopf: wie kann man nur dem Berufsleben zwei Jahre lang den Rücken kehren? Einfach so?

Die letzte Nacht im vertrauten Bett verläuft wider Erwarten ruhig: kein Hin- und Herwälzen vor Aufregung, keine Fragen, ob ich an Alles gedacht habe. Tief im Innern bin ich die Ruhe selbst. Nicht mal mein Magen rebelliert wie sonst vor jeder größeren Tour. In Gedanken bin ich irgendwo, nur nicht auf Reisen. Kein Reisefieber, kein Fernweh. Der richtige Kick will sich (noch) nicht einstellen.

Was sich hoffentlich bald ändert!

Zunächst geht's in glühendem Sonnenschein in die fränkische Hauptstadt, wo sich die Nürnberger (offensichtlich allesamt Türken) am Dutzendteich treffen, um zu grillen und Allah einen guten Mann sein zu lassen. Nahe dem alten Nazigelände finde ich einen ruhigen Nachtplatz und verbringe die erste Nacht 'auf Tour'. Ein eigenartiges Gefühl überkommt mich: zwei Jahre völlig ohne Verpflichtungen liegen vor mir, zwei Jahre auf drei Kontinenten dieser Erde. Zwei Jahre abseits des Alltags, zwei Jahre Abenteuer.

Kaum pelle ich mich morgens aus dem Schlafsack, fühle ich mich zu Hause. Ein Gefühl, das mich die letzten Monate im heimischen München nie mehr so recht überkommen hatte. „Zu Hause ist man da, wo man sich wohl fühlt“ hatte eine Freundin mal erklärt.

Wenn das kein gutes Vorzeichen ist!

Nach dampfendem Tee und knusprigen Semmeln bummle ich zur mittelalterlichen Burg, bestaune schauernd die Foltergeräte im Lochgefängnis und

labe mich an den sommerlichen Farben auf dem Blumenmarkt ebenso wie an Nürnberger Bratwürsten. Auf dem Heimweg erstehe ich noch ein Dutzend warme Shirts für den kühlen Norden.

Am Nachmittag geht's gleich weiter nach *Kulmbach*. Dort erwartet mich Ellen, eine gute Freundin, die ich auf der ersten Tour quer durch Afrika kennen und schätzen gelernt hatte. Mit ihr zwei quengelnde Kinder, die meine Nerven einer ersten Zerreißprobe unterziehen. Ob ihrer Geduld kann ich die Eltern nur bewundern, aber auch ich werde auf der weiteren Tour Nerven wie Drahtseile brauchen. Wir tratschen über Gott und die Welt, lassen die gemeinsamen Abenteuer in Zaïre Revue passieren und blicken voraus zu den bevorstehenden, die ich wieder allein bewältigen muss. Denn trotz zweier Versuche hatte keine Beziehung genug Substanz für ein derartiges Abenteuer auf Achse gezeigt. Doch die nettesten Menschen trifft man eh unterwegs!

Wie immer, wenn man mit Freunden beisammen ist, vergeht die Zeit wie im Fluge. Schon läuten die Glocken zum Sonntagsgebet und ich mache mich auf den Weg gen Norden. Die sechshundert Kilometer nach *Hamburg* schaffe ich noch am gleichen Tag, Ferienzeit und deutschen Autobahnen sei Dank. Nahe der Reeperbahn finde ich einen sicheren Nachtplatz und stromere bis Mitternacht durch das sündige Viertel. Einige kurzberockte oder -behoste Damen machen mich an, doch heute Abend ist mir nicht danach ... Nur eine gertenschlanke Frau - ganz in schwarz - lässt mich kurz überlegen, wie's wäre.

Während der Hafentrundfahrt kann ich die Gedanken schon mal in ferne Länder schweifen lassen, doch danach geht's über dröge Autobahnen durch flunderflaches Weideland, wo selbst die Kühe vor lauter Langeweile nur herumliegen.

Einigermaßen geschafft rolle ich nördlichsten Dorf Dänemarks ein - zwanzig Häuser und ein Leuchtturm. Inmitten der Dünen hole ich den versäumten Schlaf nach, danach Bummel durch die alten Betonbunker von *Hirtshals*, das an der engsten Stelle des *Skagerrak* einen strategisch wichtigen Platz innehatte und mit Festungsanlagen nur so gespickt ist.

Die Fähre ist erst für morgen gebucht und ich kann mich auf Norwegen vorbereiten. Von dem weiß ich bisher nur, dass es irgendwo im Norden liegt. Also ab zum Campingplatz, wo ich mich ausbreiten und bei einer Kanne dampfenden Tees Landkarte und Reiseführer studieren kann. Dass Norwegen derart faszinierend ist, steht aber weder da noch dort!

Als eingefleischter Wüstling hatte ich um den Norden immer einen großen Bogen gemacht. Von München aus liegt die Sahara nun mal näher als Norwegen. Dazu ist es dort warm und trocken und einsam. Was braucht man mehr, um sich zu erholen? So führten die bisherigen Touren ausnahmslos in den Süden: Tunesien, Libyen, Marokko, Jordanien. Der Norden blieb außen vor.

Doch im Hochsommer durch die Sahara fahren? Nein, das muss kein zweites Mal sein! Also will ich zunächst Anlauf nehmen, bevor ich mein eigentliches Ziel, die Nord-Süd-Durchquerung Afrikas angehen kann! Dass ich dabei um ein Haar den vielleicht schönsten Teil Europas ausgeklammert hätte, hatte mir niemand gesteckt. So bin ich einigermaßen vom Hocker, wie herrlich es hier oben ist. So gar nicht nordisch. Oder doch?

Angefangen hat's schon auf der Fähre, als wir nach einer rauen Überfahrt - Windstärke 10 - in die ruhigen Wasser vor *Kristiansand* mit seinen hundert Inselchen einlaufen. Obendrein fahrplanmäßig. Die zwei Stangen Zigaretten aus dem Duty-free-Shop und die Mammutflasche Pina Colada fallen vermutlich unter die Zoll-

Freigrenze, die Hundert Konservendosen und Fressalien, die ich im Kofferraum des Sandflohs gestapelt hatte, vermutlich nicht. Doch der Zöllner fragt nur nach dem Reiseziel: Russland, China und Indien: zwei Jahre auf Achse. Freundlich winkt er mich weiter.

Kaum bin ich aus dem Hafen draußen, empfängt mich die überwältigende Natur. Völlig überraschend, dass es derart schön ist. Nach zehn Kilometern glaube ich, den herrlichsten Nachtplatz meines Lebens gefunden zu haben, stelle mich auf den Parkplatz am Rande eines kleinen Sees und genieße trotz des Verkehrs die Idylle: tiefblaues Wasser und dunkelgrüner Tannenwald. Dazu herrlicher Sonnenschein, obwohl es zehn Uhr abends ist.

Am nächsten Tag kann ich mich gar nicht sattsehen an dieser beeindruckenden Natur. Wie betrunken bin ich von den Farben, die im kräftigen Sonnenlicht noch strahlender leuchten. Alle paar Kilometer halte ich an, fotografiere ein halbes Dutzend Filme voll und kann es kaum glauben, dass es so etwas Herrliches gibt. Von Nordland, von Öde und Schnee weit und breit nichts zu sehen. Stattdessen ein tiefblauer See am anderen, grüne Tannen- und weiße Birkenwälder, dazwischen Moore und Sümpfe, bestanden mit hellgrünem Sumpfgas, gelben und weißen Sumpfdotterblumen. Und dort, wo es am schönsten ist, steht eine kleine Hütte, ein Bootshaus (*Robuer*) oder sogar ein größeres Wohnhaus. Die Norweger wissen schon, wie man gut leben kann.

Auf gut ausgebauten Straßen rolle ich durch diese Traumlandschaft, kann gar nicht so langsam fahren, um genug Zeit zu haben, die Eindrücke in mich aufzusaugen. Im ziemlichen Zickzack, um ja nichts zu verpassen, rolle ich durch die Landschaften des *Aust-Agder* und der *Telemark*.

Je mehr ich mich dem Gebirge, der *Hardanger Vidda* und später dem *Jotunheimen* nähere, desto

schlechter wird allerdings das Wetter. Während mich die ersten Tage herrlicher Sonnenschein begleitet, pfeift mir bald ein kalter Wind um die Ohren, so dass ich nach jeder Exkursion froh bin, in den warmen Sandfloh zu kriechen. Bei der Besichtigung von *Bergen* zeigt der Himmel nur trübes Grau, das wenig Gutes verheißt. Zumindest regnet es nicht, als ich mir die Stadt mit den höchsten Niederschlägen Europas ansehe.

Bergen liegt malerisch am Westabhang einer Halbinsel und man findet Häuser in jeder Farbe des Regenbogens. Dazwischen eine alte Kirche (aus Stein), den Hafen mit seinen bunten Booten, zahllose Cafés und mittendrin die bekannte *Speicherstadt*, die man auf jeder Postkarte bewundern kann. Der *Fischmarkt* geht gerade zu Ende, die Verkäufer räumen die letzten Buden weg und der städtische Reinigungsdienst wäscht die Überreste mitsamt dem durchdringenden Fischgeruch ins Hafenbecken.

Am frühen Abend rolle ich noch landeinwärts, durch das *Hordaland* und die Gegend „*Sogn og Fjordane*“. Oben am Pass in 1100 m Höhe finde ich einen passablen Nachtplatz, obwohl das Wetter nicht eben zum Bleiben einlädt. Die Wolken hängen tief und in der Nacht regnet es prompt, kein gutes Zeichen für die geplante Rucksacktour zum höchsten Berg des Landes, dem *Galdhøpiggen* (2469 m). Vorher brauche ich noch eine kurze Fähre, die mich über den *Sognefjord* schippert, ehe es in zahllosen Serpentinaen wieder hinauf geht. Der stete Wechsel zwischen Meereshöhe und Gebirgspass ist zwar anstrengend (für den UNIMOG), beschert aber immer wieder tolle Ausblicke. Sofern das Wetter mitspielt. Schon beim Anstieg auf 1000 Meter ist der Nebel gelegentlich so dicht, dass man die nächste Kurve kaum sehen kann und an der Passhöhe auf 1434 m nieselt es unablässig, so dass ich von dem Zehn-Minuten-Ausflug pitschnass heimkomme. Kein passendes Wetter für die Besteigung

eines Zweieinhalbtausenders. Wetterbesserung ist nicht in Sicht, so dass Warten auch nicht lohnt.

Schweren Herzens also hinunter ins *Ottadalen*, vorbei an einem herrlich gelegenen Campingplatz am *Danfoss* (leider mit 100 NKR = 25 DM pro Nacht zu teuer für mein Budget). und hinauf nach *Grotli*, wo es auch einen netten, obendrein kostenlosen Parkplatz inmitten der Wildnis gibt.

Gleich am frühen Morgen wartet der *Geiranger Fjord* (herrlicher Ausblick von der Passstraße hinunter auf den Fjord) und eine kurze Fähre über den *Nordalsfjord* auf mich. Die viel gepriesene Schlucht des *Trollstiegeveien* und weite Abschnitte des haarnadelkurven-gespickten *Trollstiegs* versinken allerdings im dichten Nebel. Bevor ich mich recht versehe, stehe ich schon am nächsten, dem *Romdalsfjord*.

Nun liegt das eigentliche Gebirge hinter mir und ich kreuze nur noch zwischen den Fjorden herum. Am steilen Auf und Ab ändert sich wenig, nur die Pässe werden niedriger, dafür auch weniger imposant. Die Gegend wird hügeliger und für längere Strecken führt die Straße nun direkt an den Fjorden entlang. Mal liegt das Wasser links der Straße, mal rechts davon. Die Abkürzung über die N71 führt durch endlose Fichten und Birkenwälder und beschert mir zwei Baustellen, an denen ich kräftig durchgeschüttelt werde.

Dennoch erreiche ich wohlbehalten *Trondheim*, eine Stadt, durch die man notgedrungen hindurchmuss, die mich aber trotz ihres Forts und ihrer Kirche wenig beeindruckt. Schuld ist die Schwerindustrie, die noch hundert Kilometer südlich und östlich der Stadt ihre rauchenden Kamine in den Himmel streckt. Also nichts wie weiter! Diesmal auf der E6, einer gut ausgebauten, teilweise autobahnähnlichen - und damit gebührenpflichtigen - Straße, die mich zügig näher zum Polarkreis bringt. Doch vorher ist Rast an diversen

Sehenswürdigkeiten, an Wasserfällen und Informationstafeln, an Höhlen und stillen Seen angesagt.

Und Tagebuch schreiben, was ich hiermit getan habe.

So viel Wasser!

Der Regen trommelt aufs Dach. An den Scheiben läuft er in breiten Bächen herab. Rings umher sehe ich nur schwarze, tiefhängende Wolken. An eine Wetterbesserung ist nicht zu denken. Zum Fahren verspüre ich bei diesem Wetter wenig Lust. Und alles, was man anschauen könnte, liegt im Freien. Also will ich die Zeit nutzen, um wenigstens Tagebuch zu schreiben.

Zwei Stunden später ...

Inzwischen bin ich umgezogen an einen kleinen See nördlich von *Inari*. Auch hier regnet es in Strömen, doch eine dampfende Kanne mit schwarzem Tee und selbst gebackene Plätzchen vertreiben den inneren Schweinehund. Ich versuche mich zu erinnern.

Zurück nach *Mayavatnet*. Nach dem Tagebucheintrag ziehen auch dort finstere Wolken auf, aber es regnet nicht. Noch nicht! So breche ich zu einer kurzen Erkundungstour per Fahrrad auf, biege die nächste Seitenstraße links ab und lande an einem malerischen kleinen Gehöft. Vier, fünf bunte Häuser, ein bellender Hund - ansonsten himmlische Ruhe und ein atemberaubender Blick auf ein Dutzend schillernder Seen.

Auf dem Weg zurück bleibe ich an einigen 'Robuer' hängen: kleine Hütten, am sauberen Wasser kleiner Seen gelegen. Ferienwohnungen der nicht eben armen Norweger und eines idyllischer gelegen als das andere. Leider alle verschlossen ...

Weiter gen Norden! Zehn Kilometer später geht's gleich wieder links ab, um der öden E6 zu entrinnen. Die Erkundung einiger Höhlen ist angesagt, doch so sehr ich die Augen auch aufreißt, nicht der geringste Hinweis ist zu finden. Dabei ist hier jede Kleinigkeit ausgeschildert. Stattdessen verschlingt mich bald eine Straßengrotte, ein sieben Kilometer langer Tunnel

unter dem *Nordre Snofjellet*, der mich am Westende in die zerklüftete Fjordlandschaft entlässt.

Ein paar Kilometer weiter treffe ich auf die N17, die Fjordstraße schlechthin, die durch das abwechslungsreiche *Helgeland* führt und mir heute drei Fähren und eine teure Brücke beschert. Trotzdem ist sie die sehenswerte Alternative zur monotonen E6. So kurve ich also wieder zwischen den Fjorden herum: hügelab, hügelab - Fähre - hügelab, hügelab - Fähre - und so weiter.

Auf *Alsten* grüßen gleich zu Beginn (*Alstahaug*) eine nette kleine Kirche und das *Petter-Dass-Museum* (war offenbar ein berühmter Dichter) und wenig später wollen auch die sieben Schwestern bestiegen werden. Nein, nicht, was ihr meint! Die sieben Schwestern sind Berggipfel, die zwischen 930 und 1100 m aufragen und auf gemütlichen Wanderwegen erklommen werden können. Doch alle sieben hüllen sich in dichte Wolken, so dass ich an den geplanten Aufstieg - natürlich nur auf die höchste Schwester - nicht denken mag. Pfui, du Schönwetter-Bergsteiger! Der Blick von oben muss fantastisch sein!

Meist schlängelt sich die N17 an kleinen Fjorden wie den *Sjonefjord* entlang. Ich nutze die Nähe zur E6 und springe wieder hinüber, ehe mich die Eindrücke vollends erschlagen. *Mo i Rana*, die Stadt, in der ich die Schnellstraße E6 wieder treffe, lebt - oder besser lebte - von der Stahlproduktion. Dementsprechend ansehnlich ist das Stadtbild. Bald finde ich mich deshalb im *Dunkerdaalen* wieder, einem sanften Tal, das mich vom *Rana-Fjord* zum 1700 m hohen *Saltfjellet* hinaufträgt. Die Passhöhe liegt nur 700 m hoch, doch so weit im Norden macht das jeder Vegetation den Garaus.

Hier zieht sich auch eine breite, gestrichelte Linie quer übers Gebirge und die Straße. Zum Glück stehen an ihr entlang Dutzende eiserner Globen in der Einöde - dazu ein markanter Bau, das Postamt. 66 Grad

33,11 Minuten Nord - der nördliche Polarkreis. Viele der Touris, die ihn zum ersten Mal überschreiten, lassen sich von Meeresherr Poseidon taufen – natürlich gegen Einwurf kleiner Scheine - oder schreiben zumindest eine Ansichtskarte aus N-8242 *Polarsirkelen*. Mir genügt ein leckeres Abendessen mit einem Glas trockenen Rotwein nach einem aufregenden Tag Fahrt.

Ach ja, ein Dutzend Reisebusse und Hunderte von Wohnmobilen, daran erkennt man den Polarkreis zu aller erst.

Die Landschaft ist inzwischen wirklich nordisch. Kein Baum und kein Strauch, eine weite, leere Ebene, über die ein stürmischer Wind fegt. Schnee findet sich nicht nur in schattigen Mulden, große Eisschollen dümpeln auf den zahllosen Seen - *Lappland* pur. Doch rollt man wieder hinunter - nach *Fauske* am *Skjerstadsfjorden* beispielsweise - kehrt das Grün der Landschaft zurück, je näher man dem Wasser kommt. Auch nördlich des *Arctic Circle* blühen an der Küste Tulpen und Nachtschatten, Sumpfdotterblumen und Wollgras, aber eben nur direkt am Meer. Der Golfstrom ist's, der diesen hohen Breiten eine derartige üppige Vegetation beschert.

Zahllose Tunnels und unzählige Pässe begleiten die E6 weiter nach Nordosten. Auf der Fähre von *Bognes* nach *Skarberget* über den *Tysfjorden* weht der Wind ganz besonders heftig. Doch Peter muss den starken Macker geben, an Deck stehen und sich den eisigen Hauch um die Ohren wehen lassen, der direkt vom Polarmeer zu kommen scheint. Prompt muss er den Leichtsinns mit einer Mittelohrreizung büßen. Seither geht's nur noch mit Halstuch und Stirnband nach draußen.

Zwei Wochen nach Abreise, am 21. Juni ist *Narvik* erreicht. Ein Ort, an dem sich die Deutschen im letzten Krieg nicht eben mit Ruhm bekleckert haben. Um

den Alliierten die Versorgung mit Eisenerz abzuschneiden, besetzten sie diesen wichtigen Hafen, an dem damals wie heute Erz aus dem schwedischen *Kiruna* verladen wird. Mehrere Befreiungsangriffe der Engländer, Franzosen und Polen blieben zunächst erfolglos, erst am 21. April 1944 konnte man die Deutschen aus der Stadt vertreiben. Auf dem Rückzug hinterließen sie allenthalben ein brennendes Inferno. Wie fast überall in Lappland, wo sie auf der Flucht vor den Russen für verbrannte Erde sorgten.

In zwei Marathon-Etappen geht's weiter nordwärts. Die Landschaft wird bizarrer, insbesondere am *Lyngenfjord*, wo am anderen Fjordufer Gipfel aufragen, deren Formen mit jedem Kilometer imposanter und pittoresker werden. Über hundertfünfzig Kilometer kann man das bergige Schauspiel am anderen Ufer verfolgen. Abends finde ich sogar einen Nachtplatz mit einer atemberaubenden Aussicht auf die eisschimmernde Bergwelt (*Ravelseidet*).

Noch ein Tag Fahrerei bei herrlichem Wetter, eine lange Mittagsrast am *Kafjord* (kurz vor *Alta*) und eine letzte Fähre, dann ist am 22. Juni abends das erste Zwischenziel erreicht: das *Nordkap*. Wie in der Werbung angedroht, kostet es heftig Eintritt (NKR 150 = DM 38 pro Person), am nördlichsten Punkt Europas stehen zu dürfen. Flugs suche ich mir einen Platz abseits der Straße und zähle die Busse, die Passagiere aus zwei Kreuzfahrtschiffen und weitere Ladungen Neckermänner herankarren.

Das Spektakel der Mitternachtssonne ist nur halb so romantisch wie auf den Postkarten. Trotzdem ist es für uns Mitteleuropäer etwas ganz Besonderes, wenn um Mitternacht die Sonne ins Fenster scheint und man an Schlaf nur bei zugezogenen Gardinen denken kann. Für viele Tage soll es der letzte Sonnenschein sein.

Am nächsten Morgen nämlich zieht es in Windeseile zu. Dichte Wolkenfetzen hängen am *Nordkap* und nur dick eingemummt kann ich mich an die Erkundung machen. Viel zu sehen gibt's freilich nicht: mit viel Fantasie kann man am grauen Horizont den Stecken erahnen, der den Nordpol markiert; der nördlichste Felsen Europas selber ist kahl, leer und windumtost; der Globus, der das Ende Europas markiert, ist nur kalter, grauer Stahl.

Lediglich das Monument einer norwegischen Künstlerin, die mit Plastiken von sieben Kindern aus den sieben Kulturkreisen zum Frieden gemahnt, bringt eine erfreuliche Message 'rüber.

Drinnen in der Nordlandhalle wartet eine echte Überraschung: ein thailändisches Museum. Mitsamt goldgebundener Gästebücher und einer Nachbildung der thailändischen Krone. Anlass war vor vielen, vielen Jahren der Besuch seiner Majestät, König *Bhumipol* und Königin *Sirikitt* kurz nach ihrer Thronbesteigung. „Ob die beiden wohl gefroren haben?“ frage ich mich insgeheim. Tatsächlich sind die beiden auf Fotos dick eingemummt und kaum zu erkennen.

Sollte dieses unerwartete Museum am ersten Etappenziel etwa ein Wink mit dem Zaunpfahl sein? Mir meine eigene Verbindung zu Thailand ins Gedächtnis rufen? Die Verbindung zu Goy, die ich auf der letzten Reise kennenlernen durfte. Die Frau, die so viel in meinem Leben verändert hat? Wird diese Reise auch wieder so massive Änderungen in mein Leben spülen wie die letzte?

Der Wind hat sich zum stattlichen Sturm gemauert. Ich bin froh um den dicken Anorak, die wollene Mütze und die warmen Handschuhe. Tief in Gedanken an die letzte Tour versunken trolle ich zum Sandfloh zurück und weiß plötzlich nicht mehr, was ich anstellen soll.

Wie soll es weitergehen? Das erste Etappenziel ist erreicht - noch dazu eine Woche früher als geplant. Plötzlich empfinde ich so etwas wie innere Leere.

Mein Eintreffen in Russland ist erst für Anfang August terminiert – noch über vier Wochen Zeit. Und wenn ich mir den Reiseführer für Finnland so ansehe, da gibt's nicht sonderlich viel zu erkunden. Abenteuerliches schon gar nicht! Wohl oder übel werde ich ein paar Tage Pause einlegen und mich erholen müssen. Aber wovon? Ohne Strand oder zumindest schönes Wetter ist der schönste Urlaub keine Erholung!

Getreu diesem Motto trotte ich von nun an gemächlich nach Süden – weiter nördlich geht's ja eh nimmer. Inzwischen bin ich am *Inari-See* angekommen - einem Muss im nördlichen Finnland. Eigentlich ist er ja auch recht nett, mit seinen Tausend Inseln und Inselchen, von kargen Kiefern und einzelnen Birken umstanden. Aber bei dem strömenden Regen, der schon den ganzen Tag anhält, ist es selbst im Paradies nur halb so schön.

Zu berichten sei noch über den Grenzübergang zwischen Norwegen und Finnland, oben zwischen *Neiden* und *Näätämö*, die nördlichste und wahrscheinlich kleinste Verbindung zwischen beiden Ländern. War es das? Oder das abenteuerliche Aussehen des Sandfloh's? Oder hatten der Zöllner und seine Kollegin schlicht Langeweile? Jedenfalls winken sie mich heraus und filzen den Sandfloh nach Strich und Faden. Keines meiner vielen kleinen Verstecke bleibt unentdeckt. Schlimmer als Afrika!

Wirklich versteckt hatte ich natürlich nichts. Aber überall hätte ich mit einer gründlichen Kontrolle gerechnet, aber nicht am Ende der Welt. Die Zöllner finden alles - von den Zigaretten (eine Stange zu viel) über meine Speziallektüre bis zu den Dutzenden Konservendosen, die ich unbehelligt hereingeschmuggelt hatte. Nichts bleibt ihnen verborgen. Glücklicherweise hat

der Chef seinen großzügigen und stellt nur alles ordentlich zurück an seinen Platz. Natürlich finden sie weder Drogen noch Alkohol noch Waffen. Alles drei sind absolute 'No-Gos' auf Reisen! Egal, ob am Äquator oder am Nordpol! Schließlich geben sich die beiden zufrieden und wünschen mir gute Reise. Zweieinhalb Stunden hat das Spielchen gedauert!

Noch Tage später kann ich nur den Kopf schütteln, wenn ich an dieses Intermezzo zurückdenke. Das hätte auch anders ausgehen können!

Noch mehr Wasser!

Ruunaa, fünf Kilometer vor der russischen Grenze entfernt. Mein Herz pocht bis zum Hals, wenn ich nur an die Grenze denke und was dahinter liegen mag. Aber noch ist es nicht so weit, dass ich das erste wahre Abenteuer dieser Reise beginnen könnte. Noch liegt mein Pass irgendwo in Deutschland auf irgendeinem Schreibtisch irgendeines russischen Beamten und wartet darauf, dass der sein Visum hineindrückt. Oder ist der Pass etwa schon auf dem Weg?

Ruunaa wird gern als Wildwasserdorado Finnlands bezeichnet. Welch eine Übertreibung! Nun ja, einige Wellen weiß gischtenden Wassers gibt's schon, aber dazwischen kilometerweit stille friedliche Seen, auf denen man wie ein Weltmeister paddeln muss, um vom Fleck zu kommen. Wenn einen nicht der Wind viel schneller in die entgegengesetzte Richtung treibt. Deshalb habe ich mir auch die geplante Tour geschenkt: dreißig Kilometer schönsten Wildwasser stand im Prospekt; die Seen dazwischen hatten sie wohlweislich verschwiegen. Mit dem Kajak oder zu zweit im Raft würde es schon Spaß machen. Aber allein? Da hat das Boot viel zu viel Freibord und Angriffsfläche für den Wind!

Aber lasst mich wieder chronologisch berichten!

Obwohl es nicht viel zu berichten gibt. Die Sache mit den Sehenswürdigkeiten erinnert mich mächtig an Australien. Ihr erinnert euch, im Reiseführer werden die Attraktionen lauthals gepriesen, vor Ort wird ein Riesen Tamtam darum gemacht mit meterhohen Hinweistafeln (schon zwanzig Kilometer voraus), riesigen Parkplätzen (mit entsprechendem Andrang), Souvenirshops (mit entsprechenden Preisen) und Eintrittspreisen, dass man nur so mit den Ohren schlackert.

Die Sehenswürdigkeit selbst ist dann halb so berauschend, duckt sich eher g'schamig hinter den Werbe- tafeln.

Die Finnen sind offenbar froh, dass sie überhaupt etwas haben, wofür sie Eintritt verlangen können. Für die grandiose Natur an sich geht das ja schlecht. Dennoch ist es gerade die Natur, die mich am meisten beeindruckt. Die endlosen Pinienwälder mit ihren kerzen- geraden Stämmen gehen mir zwar schon ab und zu auf den Keks, aber dazwischen findet sich immer wieder ein See (*Järvi*) oder ein Fluss (*Joki*), der im erfrischen- den Kontrast zum Grün des Waldes steht. Der zwar nicht zum Baden einlädt (die Wassertemperatur liegt bei acht, neun Grad), zum Schauen, Staunen und Blei- ben aber allemal. So wie hier der Fluss *Lieksanjoki* im Naturpark von *Ruunaa*. Da stehe ich nun schon die dritte Nacht - und wahrscheinlich ein paar weitere. Die russische Grenze ist keinen Steinwurf entfernt.

Oben in *Inari*, am weitläufigen und gleichnamigen See, wo ich die letzte Pause eingelegt hatte, wird das Wetter einfach nicht besser. Deshalb nehme ich die Straße wieder unter die Räder. Kurz hinter der Stadt lädt ein Aussichtspunkt ein, einen zweiten Blick auf den See zu werfen. Was ich trotz tiefhängender Wolken tue. Hunderte kleiner Inseln und das fjordzerzauste Ufer machen den heiligen See der Samen (Lappen) schon zu einer Attraktion. Am besten wäre er wohl vom Flugzeug aus zu überblicken oder eben von einem Berg in der Nähe. Auch wenn die Bezeichnung 'Berg' mächtig übertrieben ist, gerade dreihundert Meter weist das Taferl am Gipfel aus. Für finnische Verhält- nisse schon fast ein Bergriese!

Der nächste Stopp ist am *Kaunispää* angesagt, ei- nem einsamen Berg mit immerhin 428 Metern Höhe, den nicht nur ein riesiger Sendemast krönt, sondern auch drei Skilifte und ein halbes Dutzend Pisten. Da- runter sogar eine schwarze. Nicht zu vergessen der

obligate Souvenirshop mit samischen Trachten und Andenken. Am Gipfel pfeift der eisige Nordwind und der Blick geht zwar ins Land, ist aber nicht wirklich beeindruckend, weil weitgehend grün.

Gold! Wie könnte man den Lockruf des gelben Metalls überhören? In *Tankavaara* ertönt er allenthalben. Ein altes - anheimelndes - und ein neues - kreisrundes und betonkarges - Goldmuseum laden zum Erkunden. Doch das geheimnisvolle, abenteuerliche, ja verruchte Flair, das ich von *Kalgoorlie* in Australien in lebhafter Erinnerung habe, mag sich hier nicht einstellen. So spare ich mir die Goldwäscherei, bei der man gegen 30 DM Eintritt selber waschen und mit viel Glück ein mikroskopisch kleines Klümpchen Edelmetall finden kann.

Langsam bessert sich das Wetter. Am Tag drauf begleitet mich herrlicher Sonnenschein auf den *Pyhäntunturi*, einen weiteren markanten 'Berg' im eiszeitlich flachgeschliffenen Finnland. Ebenfalls mit Sendemast, Skiliften und Pisten verziert. Nur der Souvenirshop musste einem Windrad weichen! Dennoch eröffnen sich ein paar nette Ausblicke aufs pittoreske Baumwipfel, die sich gegen die schneidenden Winterstürme behaupten. Bei strahlendem Sonnenschein macht doch jeder Ausflug gleich doppelt Spaß.

Vor Lachen kaum noch halten kann ich mich, als ich erneut über den Polarkreis rolle. Nördlich von *Rovaniemi* ist der magische Breitengrad wieder erreicht (66° 33,11' N, 25° 28,22' E). Von polar oder kalt allerdings weit und breit keine Spur: das Quecksilber zeigt vierundzwanzig Grad, satttes Grün auf den Wiesen, bunte Blumen, farbenfrohe Häuser, braun gescheckte Kühe.

Welch ein Unterschied zur norwegischen Seite! Auf Grund der Höhe von siebenhundert Metern liegt dort wenigstens Schnee und die karge Vegetation vermittelt zumindest einen Hauch von Nordpol-Nähe. Hier

muss ich eher an Mittelmeer und Palmenstrand denken!

Direkt am Polarkreis wohnt auch der Weihnachtsmann: Santa Claus. In voller Pracht aus Fleisch und Blut und Bart lässt er sich bewundern: 1,80 m groß, dicker weißer Rauschebart, roter Umhang. Ob er nicht schwitzt bei 24 Grad? Um ihn herum drängen sich zwei Dutzend Touristen, vor allem Kinder und zupfen am Bart, streichen über den roten Mantel, wollen Autogramme haben. Und drinnen kaufen sie Weihnachtsgeschenke wie die Wilden - für ihre Lieben daheim. Wir schreiben den ersten Juli!

Den Polarkreis selber kennzeichnet eine breite, weiße Linie quer durch *Santa-Claus-Village*. Ein Wegweiser zeigt, wie viele Kilometer es nach Archangelsk, nach Anchorage, Tokio, Bonn oder Moskau sind. Wie viele es bis Sydney, dem Ziel meiner Reise sind, steht nicht geschrieben. So an die vierzigtausend, schätze ich.

Die Lachmuskeln tun noch immer weh, als ich wenig später in *Rovaniemi* einlaufe und direkt ins *Arktikum* stolpere. Halb unterirdisch angelegt beeindruckt es vor allem mit seiner abstrakten, nordisch kühlen Architektur. Gleichzeitig Museum, Bibliothek und Bildungsstätte über alles was mit Arktis, kaltem Wetter und dem Norden zusammenhängt ist es so etwas wie das Deutsche Museum in München, nur frostiger.

Rovaniemi selbst ist ein nettes Städtchen, sauber, freundlich und modern. Die Leute sitzen im Café, plaudern, schlürfen Cappuccino, schlecken Eis und genießen die kostbaren Stunden Hochsommer.

Auf guten, gelegentlich etwas holprigen Nebenstraßen rolle ich weiter nach Südosten. Der Wind frischt auf und trägt schon wieder finstere Wolken und kalten Nieselregen heran, der sich tags drauf zum Wolkenbruch steigert, dann aber doch der Sonne Platz macht. Über *Nurmes* und *Lieksa* rolle ich hinauf nach

Ruunaa, wo ich im Wildwasserdorado zum ersten Mal das Boot ausführen und zum Rafting gehen möchte. Doch – oh weh - siehe oben.

So werde ich in die nächsten Tage versuchen, ein paar Brocken Russisch zu lernen. Wenigstens das kyrillische Alphabet sollte ich beherrschen, um die Wegweiser halbwegs entziffern zu können. Dazu ein paar Floskeln wie "Dobre Den", "Pozhaluysta!", "Spasibo". Was man an absoluten Basics so braucht.

Wenig Abenteuer für viel Geld

Der Platz in *Ruunaa* wird mir als der netteste in Finnland in Erinnerung bleiben. Trotz des wenigen Wildwassers und des vielen Wassers von oben (Regen, Regen, Regen).

Sogar aus dem Russisch lernen wird noch was. Ohne praktische Übung allerdings bleibt wenig hängen. Kyrillische Buchstaben hin oder her. Mit fremden Sprachen stehe ich eh auf Kriegsfuß. Schon seit der Schulzeit.

Von Süden her ist Wetterbesserung angesagt, so rolle ich weiter, in der Hoffnung, dort ein paar Strahlen Sonne zu finden. Durch Hunderte Kilometer lange Wälder, die der allgegenwärtigen Holzindustrie ihren Rohstoff liefern, rolle ich in Richtung Sonne, die sich aber hartnäckig hinter dicken Regenwolken verborgen hält.

Interessant ist ein Blick auf die Waldnutzung. Finnland ist ja das Land der Bäume schlechthin. Und die werden - wie könnte es anders sein - industriell genutzt. Dabei werden aber nicht riesige Waldstriche auf einmal abgeholzt, sondern immer nur kleinere Parzellen von schätzungsweise fünfhundert mal fünfhundert Metern. Ringsherum bleiben die großen Bäume stehen und bieten den Jungpflanzen, die gleich nach der Abholzung gesetzt werden, idealen Schutz vor Stürmen. Interessanterweise finde ich in diesen Wäldern weder Gestrüpp noch Gesträuch. Himmelhohe Bäume ragen aus einer Erde, die nur mit Moosen und Farnen bedeckt ist. Und die Stämme sind allesamt kerzengerade, der perfekte, maschinell zu verarbeitende Baum!

Inzwischen quillt meine Kiste mit schmutziger Wäsche über, ich finde kaum noch was zum Anziehen, das Klo ist voll und die Wassertanks leer. Also werde ich ausnahmsweise eine Nacht auf den Campingplatz

gehen. *Savonlinna* bietet sich an, mit drei Sternen nicht die teuerste Kategorie (35 FMK = 11 DM pro Nacht), aber mit Waschmaschine, Trockenraum und allem Pipapo ausgestattet. Schon am Vormittag checke ich ein und stürze mich ins Großreinemachen: Wäsche in die Maschine und zehn Finnmark dazu, in der Zwischenzeit Abwassertank leeren und Frischwasser bunkern, Wäsche aus der Maschine holen und zum Trocknen aufhängen, Rasieren und gründlich Duschen, abschließend gutes Abendessen kochen, nachdem das Camp-Restaurant nur Hamburger zu bieten hat. Hausarbeiten, die auch auf einer Abenteuerreise sein müssen!

Beim abendlichen Rundgang entdecke ich einen noch viel schöneren Platz und beschließe, zwei Tage dranzuhängen, anstehende Arbeiten zu erledigen und *Savonlinna* näher kennenzulernen.

Mit 30.000 Einwohnern ist es eine fast schon große Stadt – für finnische Verhältnisse. Wie üblich in den malerischen Buchten eines Sees (des *Haukivesi*) gelegen. Die Häuser – wie könnte es anders sein, allesamt aus Holz gebaut – werden von einer netten, aber nicht aufdringlichen Kirche überragt. Beherrscht wird die Stadt nämlich von der *Burg Olavinlinna* (Burg des Olav), die liegt malerisch auf einer vorgelagerten Insel und ist nur über eine Pontonbrücke zu erreichen. Kristina, unsere Führerin auf dem Rundgang durch die alten Mauern und Säle gibt uns einen lebhaften Einblick in das mittelalterliche Leben auf der 1475 von Ritter Olav erbauten Burg.

Die Sonne hat sich endlich durch die Wolken gekämpft und zaubert kräftige Farben und satte Schatten für die Bilder. Was so ein bisschen Licht doch ausmacht! Damit ist aber schnell wieder Schluss: Regenschauer fallen aus dunklen Wolken und das Quecksilber erreicht kaum die fünfzehn Grad. Ich verkrieche mich im Schneckenhaus und studiere schon

mal die übernächsten Reiseziele: Türkei, Syrien, Jordanien. Wenn ich nur schon dort wäre!

Mit jeder Menge Zeit rolle ich durch die abwechslungsreiche Seenlandschaft Mittelfinnlands. Manchmal bin ich mir dabei gar nicht sicher, auf einer Landstraße zu fahren. Links und rechts reicht das Wasser bis direkt an die Fahrbahn und das Ganze schaut mächtig nach einer Wasserstraße aus!

Kurz hinter *Puumala* entdecke ich diesen ausgesprochen netten Platz am Ufer des *Saimaajärvi* mit Blick auf -zig kleine Inseln und mit privatem Sandstrand. Drei Tage lang fröne ich dem süßen Nichtstun, unternehme eine kurze Radltour, faulenze und lese 'Eine kurze Geschichte der Zeit', von Stephan W. Hawking. Ein Buch, das mich immer wieder fasziniert.

Rechte Urlaubsstimmung will trotzdem nicht aufkommen. Liegt es am tristen Wetter? Liegt es am fehlenden (positiven) Stress? Liegt es daran, dass ich seit meiner Abreise kein richtiges Abenteuer erleben durfte? Liegt es an der fehlenden Ansprache, dass alle Tage irgendwie gleich aussehen?

Nach einem ausgiebigen Frühstück geht's halbherzig Richtung *Helsinki*, doch Sturm und peitschender Regen machen mir einen Strich durch die Rechnung. Zwei Mal weht mich der Sturm fast von der regennassen Straße. Nur mit beherztem Gegenlenken kann ich den Sandfloh auf Kurs halten. Also Pause machen und abwarten. Erst am folgenden Morgen kann ich die restlichen Kilometer abspulen und gegen Mittag in die sonntäglich ruhige Stadt einrollen.

Doch wo findet man in einer Hauptstadt mit einer halben Million Einwohnern einen ruhigen, sicheren, obendrein zentralen Standplatz für die Stadterkundung? Wie schon oft, erweist sich der Friedhof als prima Adresse. Nicht auf dem Friedhof wohlbemerkt, sondern auf dem Parkplatz davor. In Helsinki liegt natürlich auch der am Wasser, am Rande eines grünen

Parks mit Bänken und netten Wanderwegen, auf denen sich allabendlich die Jogger tummeln.

Bei stürmischem Wetter schwingen sich gleich noch in den Sattel und erkunde die Stadt erst 'mal mit dem Radl. Kein leichtes Unterfangen. Helsinki hat ein vorbildliches und weiträumiges Netz an Radwegen. Die verlaufen aber nie parallel zu den Straßen, sondern meist kreuz und quer durch grüne Parks oder male- risch an der zerzausten Schärenküste entlang. In den gängigen Straßenkarten sind sie natürlich nicht ver- merkt.

Pünktlich am nächsten Morgen strahlt die aufge- hende Sonne durchs Fenster und macht das Aufste- hen zur Wonne. Überpünktlich stehe ich in der Bot- schaft und nehme meinen Pass mit den Visa für Russland, Rumänien und Bulgarien in Empfang. Viel mehr aber freue ich mich über einen gänzlich unerwar- teten Brief von Ellen, in dem sie schreibt, welchen Ein- druck ich bei ihrem Mann und bei Anna, der großen Tochter hinterlassen hätte (ich hatte ihr nur gezeigt, wie man die Schnürsenkel am Schuh bindet).

Die anderen Dinge sind danach schnell erledigt: Geldwechselln (schon wieder 2000 FMK (666 DM) ver- braucht!), Filme zum Entwickeln geben (28 FMK/Stück), Landkarte über Nordrussland und Stadt- plan für *Sankt Petersburg* (beide mit kyrillischen Na- men), Stern und Spiegel, um wieder 'was aktuelles zum Lesen zu haben. Schon ist der Geldbeutel wieder halb leer.

Der Nachmittag ist der Erkundung der Stadt zu Fuß gewidmet, oder besser der fotografischen Dokumen- tation dessen, was ich mit dem Radl entdeckt hatte. Eine recht effiziente Methode übrigens, eine unbe- kannte Stadt kennenzulernen. Wenn auch nicht ganz so einprägsam wie die Kompletterkundung zu Fuß! Auf Schusters Rappen sind die Eindrücke doch noch einen Tick einprägsamer! Aber die Kombination Fahrrad -

Fußgänger ist ideal: da kann ich in den Außenbezirken parken (und schlafen), mit dem Bike in die City rollen und diese dann zu Fuß erkunden. Ganz ohne Parkplatzsorgen. Mal sehen, ob das Rezept in Sankt Petersburg auch aufgeht?

Helsinki ist am schönsten, wenn man's vom Wasser aus beäugt. Das empfehlen viele Einheimische. Darum gönne ich mir eine Schärenrundfahrt: FMK 60.- für ein- einhalb Stunden: gut angelegtes Geld!. Danach trolle ich weiter durch die Stadt, die Kamera immer schussbereit - falls sich die Sonne mal zeigen sollte.

Zu sehen gibt es eine Menge, ohne dass wirklich Atemberaubendes darunter wäre. Außer vielleicht die majestätischen, leuchtend weißen Kreuzfahrtschiffe aus aller Herren Länder, die im Innenhafen liegen und die umliegenden Wohnhäuser um viele Stockwerke überragen. Diese schwimmenden Städte für tausend und mehr Passagiere imponieren schlicht durch ihre Größe und verströmen daneben den Duft der großen weiten Welt. Wenn man da Heimathäfen wie *Nassau* oder *Monrovia* liest. Wenn da mal kein Fernweh aufkommt ...

Mein persönlicher Eindruck von *Helsinki* ist der einer modernen Stadt, in der alles funktioniert und in der alles seinen (hohen) Preis hat und in der die Menschen geschäftstüchtig, aber cool sind - wie das Wetter.

Nachdem ich *Helsinki* also quasi 'abgehakt' habe, bleibt noch immer eine halbe Woche, bis ich nach Russland einreisen darf. Ein Abstecher ins Glasmuseum von *Riihimäki* ist eher enttäuschend und ich rolle weiter über gute Straßen nach *Kuovola* und *Mikkeli*, um an meinem bewährten Platz bei *Puumala* die restlichen Tage abzusitzen.

Hätte ich gewusst, wie problemlos die Grenze zu Russland sein würde, hätte ich mir die ganze Warterei sparen können. Hinterher ist man bekanntlich immer klüger!

Im wilden Osten

Die ersten vierundzwanzig Stunden im 'Wilden Osten' habe ich heil überstanden. Noch kann ich wenig sagen, aber Russland ist schon eine ganz eigene Welt. Andersartig, gerade deshalb faszinierend. Wobei das Faszinierendste bisher nicht das Land an sich ist, sondern seine Andersartigkeit. Sicher hat Russland auch viel Interessantes zu bieten, doch derzeit hält mich noch die Andersartigkeit gefangen.

Angefangen hat es drüben in *Lapeenranta* (Finnland), wo ich noch ein paar Tage die Ruhe (und das kühle Wetter) genießen musste. Da spricht mich abends am Sandfloh ein deutsches Paar an und ist bass erstaunt, dass ich tatsächlich nach Russland will. Dazu noch allein ... Da passiert doch so viel ... und der Ruge berichtet im Fernsehen doch immer von der Mafia und den vielen armen Menschen dort. Also, sie würden sich das nicht trauen. Dann sollen sie doch daheimbleiben! Ich jedenfalls will mir selbst ein Bild von diesem riesigen Land machen, das Europa um mehrere Größenordnungen in den Schatten stellt – zumindest von der Fläche her. Der Eindruck kann ruhig subjektiv sein kann, doch für mich zählen nur die eigenen Erlebnisse. Das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe ...

Dem Unterbewusstsein hingegen geben die Horrorgeschichten der Beiden mächtig Nahrung, so dass ich die letzte Nacht alles andere als entspannt schlafe. Wiederholt male ich mir aus, was ich tun könnte, wenn

...

Früh am Montagmorgen, greife ich's beizeiten an, rolle die dreißig Kilometer zur Grenzstation *Nuijamaa* - die übrigens nirgends ausgeschildert ist - und werde noch auf der finnischen Seite kontrolliert, ob ich überhaupt Zugang zur Grenzregion habe. Direkt an einem

mickrigen Grenzbach folgt ein kurzer Check durch das russische Militär, danach geht es kilometerlang am *Saiima*-Kanal entlang nach Süden, ehe kurz von *Vyborg* die eigentliche Zollstation auftaucht.

Hier geht alles problemlos, am allerwenigsten wissen die Zöllner, was sie mit mir anfangen sollen. Von einem werde ich zum nächsten gereicht und im dritten Anlauf kann die Chefin - das schließe ich aus den vielen Lametta auf ihrer Schulter -, das offizielle Schreiben ausfüllen, in dem ich mich verpflichte, den Sandfloh wieder auszuführen. Die restliche 'Deklaratia' für Devisen und Wertgegenstände ist schnell erledigt und ein freundlicher, etwas Deutsch sprechender Zöllner wirft nur einen oberflächlichen Blick ins Innere des Sandfloh. Damit bin ich entlassen und kann meiner Wege fahren.

Willkommen in Russland.

Mit einem Schlag(loch) werden die Straßen miserabel, in *Vyborg* finde ich zwischen den vielen Löchern kaum den Weg zum Hotel *Druzhba*, in dem ich das erste Geld wechseln muss. Wider Erwarten klappt aber alles völlig problemlos, Devisen sind gefragt wie wohl nirgendwo sonst. Für zweihundert DM bekomme ich 650.000 Rubel. Welch eine Menge Geld! Doch alles ist nur abgegriffenes Papier, der größte Schein zu 100.000 Rubel, der kleinste zu zweihundert. Münzen sind Fehlanzeige. Die Scheine sind schön klein, man kann sie gut verstauen.

Gewappnet für all die schlimmen Dinge, die da kommen sollen, suche ich mir den Weg aus *Vyborg* hinaus (immer der Nase nach) und holpere bald auf unterschiedlich schlechten - nie wirklich guten, obwohl teils frisch geteerten - Straßen nach *Sankt Petersburg*. 140 Kilometer, die ich mit 60 bis 70 km/h abreite. Doch das wusste ich ja vorher! Und es sollte noch viel besser kommen! In ein paar Wochen im Kaukasus....

Kurz vor *Sankt Petersburg* oder besser hundert Meter nach dem Ortsschild liegt der Campingplatz '*Digino*', der mein erster Anlaufpunkt sein soll. Überraschende Weise treffe ich dort eine ganze Gruppe Deutscher, die per organisierter Tour – und im eigenen Fahrzeug – diese Ecke bereisen. Zehn Fahrzeuge zähle ich, eines größer als das andere. Hymer, Dethleffs und Co lassen grüßen. Zwanzig Herrschaften, in heißen Diskussionen verstrickt, sitzen auf den morschen Bänken und gestikulieren.

Einer davon - scheinbar habe ich mir den ängstlichsten ausgesucht - erzählt, dass sie in einem Geleitkonvoi mit bewaffneten und uniformierten Begleitern vorn und hinten fahren, die sie keine Minute aus den Augen lassen. Außerdem machen sie nur diesen ganz kurzen Schlenker über Russland, weil es partout nicht anders geht. Sie kommen aus den baltischen Staaten und wollen eigentlich nach Finnland - da müssen sie durch Sankt Petersburg durch. Ob sie wollen oder nicht. Und die Menschen seien alle so distanziert, und die Straßen seien ja soooo schlecht und ach, ach, ach ...

Kein gutes Haar lassen sie an Russland. Und wenn sie erst wieder draußen sind, schlagen sie drei Kreuze. Prima Einstellung, ein Land kennenzulernen!!

Das, was ich eigentlich wissen wollte, nämlich ob man sich, wie im Führer erwähnt, in der staatlichen OVIR (*Otdel Viz i Registratsii*, Registrierungsbehörde) melden muss, dazu kann mir auch der hinzugezogene Reiseleiter nichts sagen. Nicht viel gescheiter als zuvor, schwinde ich mich nach einer schnellen Tasse Kaffee aufs Radl und strample die zwanzig Kilometer in die City. Bevor ich mich mit dem auffälligen Sandfloh in die Stadt wage, will ich mich erst einmal aus dem Sattel heraus umschauen,

Eine ganze Reihe von Gebäuden ist tatsächlich recht stattlich, doch so umwerfend, wie mir *Sankt Petersburg* bzw. *Leningrad*, wie es früher hieß,

geschildert wurde, ist es nicht. Obendrein ist es ausgesprochen weiträumig, so dass ich um mein Radl heilfroh bin. Das alles zu Fuß zu erkunden, würde Wochen dauern! Immerhin leben offiziell fünfeinhalb Millionen Menschen hier, in Wirklichkeit wohl noch ein, zwei Millionen mehr.

Nach einer ruhigen und ereignislosen Nacht geht's ins Detail: wieder in den Sattel geschwungen uns ab in die Stadt, wo ich ankomme, bevor die Geschäfte öffnen. Erste Station ist der *Dvortsovaya ploshchad*, ein riesiger Platz, dessen nördliche Flanke die bekannte *Hermitage* mit seinen grün-weiß-goldenen Fassaden ziert. Während das meiste schon restauriert ist, wird am Westflügel noch fleißig gebaut. Dabei hätte das, was schon restauriert ist, die Handwerker auch schon wieder bitter nötig. Im Süden wird der Platz vom Halbrund des *General Staff Building* begrenzt, auf dessen Dach eine monumentale Quadriga thront. Oder sind es gar sechs Pferde, die den Wagen ziehen? Oder acht?

Eine lebhaftere Straße querend, kommt man weiter westlich zur *Admiralty*, einem Gebäude mit quietschgelben Wänden, weißem Sockel und ein paar barbuisigen, hornschwingenden Mädchen, die irgendwie nicht ins Bild eines Hauptquartiers der zaristischen Admiralität passen. Entlang des Flusses *Neva* kommt man anschließend zum *Bronze Horseman*, dem bekannten Reiter, der dank zentimeterdicker Dreckkruste kaum als Bronzefigur auszumachen ist. Den müsste man ebenso wieder aufpolieren, wie weiter südlich die Kuppel der *St. Isaac's Kathedrale*. Etwas abseits dieser 'touristischen Hauptmeile' findet man am *Griboedowa Canal* die markanten, pittoresken Kuppeln der Kirche der Auferstehung Christi.

Ganz anders als in den bisher besuchten Regionen verliert sich bei diesen über die Grenzen Russlands hinaus bekannten Sehenswürdigkeiten die Menge der Touristen. Ab und zu sieht man einen Bus mit Touris-

heute sogar einen aus Deutschland, aber keine einzige der Sehenswürdigkeiten ist in irgendeiner Weise überlaufen. Dabei herrscht Hochsaison und die Deutschen findet man doch sonst überall. Hat es sich noch nicht herumgesprochen, dass man fünf Jahre nach dem Fall des eisernen Vorhangs auch prima in den Osten reisen kann? Dass es auch dort Neues und Andersartiges zu sehen gibt?

Zweimal radle ich den *Nevsky-Prospekt*, die Haupteinkaufsstraße rauf und runter, finde ein paar imposante Ansichten für mein persönliches Bild der Stadt und stramble am frühen Nachmittag zurück zum Camping.

Dort wage ich einen Blick in den Spiegel: grinst mich da ein verdreckter Kohlearbeiter an, oder wie? Das Gesicht ist von einer dunkelgrauen Rußschicht überzogen, das Taschentuch beim Schnäuzen tiefschwarz. Resultat eines halben Tags Radfahren in diesem mittelalterlichen Verkehr. Insbesondere die älteren Lkws ziehen eine schwarze Rußfahne hinter sich her und die Pkws sind keinen Deut besser. Da ist der Rauch nur grau, nicht schwarz, aber nicht weniger gehaltvoll.

Nachzutragen wäre die Information von Peter T.I.P.S., einem Reisebüro mit hilfsbereitem englisch-deutsch- und sonstig-sprachigem Personal: die bestätigen, dass ich mein Visum nicht zur OVIR tragen muss, sondern dass die Registrierung durch das Hotel (bzw. den Campingplatz) völlig ausreicht.

So, damit könnte ich *Sankt Petersburg* schon wieder den Rücken kehren. Sicher gäbe es noch jede Menge zu sehen, insbesondere die prächtigen Museen und die 'Hermitage', die allein 1057 Räume, 117 Treppehäuser und zahllose weltberühmte Gemälde und Kunstwerke aufzuweisen hat. Rembrandts, Rubens, Picassos sind da zu sehen, um nur drei der größten Meister zu nennen. Doch mit der unterschwellig noch immer vorhandenen Angst, dass der Sandfloh in der

Zwischenzeit leergeräumt wird, finde ich wenig Muße, durch Museen oder Ausstellungen zu bummeln, von denen ich eh nicht viel verstehe. Von denen mir hinterher nur die Füße wehtun!

Also werde ich morgen weiter gen Süden rollen, zwei Lustschlösser von Zar beziehungsweise Zaritsa erkunden und mich in weitem Bogen auf den Weg nach Moskau machen.

Kultur pur: die Städte Russland

Vor die Autobahn nach *Moskau* haben die Götter die Durchquerung *Sankt Petersburgs* gesetzt! Der Campingplatz *Olgino* liegt im äußersten Nordwesten der Stadt, die Autobahn gen *Moskau* beginnt im Südosten! Und ich Schlaumeier richte mich nicht nach der spärlichen, aber doch vorhandenen Ausschilderung. Vielmehr will ich meinen eigenen Weg suchen, fast geradlinig durch die Stadt hindurch und ja nirgends abbiegen - die Wegweiser kann ich noch immer nur mühsam entziffern. Prompt lande ich in einer riesigen Baustelle und muss mich durch ein Gewirr von Einbahnstraßen auf die zunächst verschmähte, aber immerhin ausgeschilderte Umgehungsstraße schlängeln. Gut, dass keine *GAY*- die allgegenwärtige Polizei - in der Nähe ist. Nun geht's halbwegs flüssig nach *Pushkin* im Süden *Sankt Petersburgs*. Dort glänzt schon von weitem sichtbar das Liebesschloss, das *Katharina die Große* ihren Liebhaber *Pushkin* erbauen ließ. Tja, eine Geliebte, die mir prächtige, goldverzierte Schlösser bauen lässt, hätte ich auch gerne!

Ich habe Glück, das Wetter ist schön und die goldenen Kuppeln über dem Pushkin-Museum glänzen im Sonnenlicht um die Wette. Außen herum erstreckt sich ein ansehnlicher, gut gepflegter Park, der auch Einheimische zum Bummeln einlädt. Die Restaurierungsmaßnahmen sind noch voll im Gange, der Südflügel und die 'Hermitage' harren noch der Arbeiter, die da kommen sollen. Alles in allem recht imposant, obwohl man im Innern nicht fotografieren darf - fängt doch der Prunk dort erst richtig an.

Schon wieder etwas kulturüberladen lasse ich es gut sein und rolle zurück Richtung Stadt, den *Lenin Prospekt* entlang. Mitten auf dem menschenleeren

Platz steht er in doppelter Lebensgröße - *Lenin* - und weist seinen Landsleuten den Weg. Schon seit Jahrzehnten weist er hartnäckigen Westen, denn da läge Russlands Zukunft. Warum hat ihn bisher keiner beim Wort genommen? Musste da erst Gorbatschow kommen?

Ich folge Lenins Wegweisungen ebenso wenig und biege in die entgegengesetzte Richtung ab: nach rechts, Richtung *Murmansk*. Die Straße wird wieder schlechter - es geht nicht mehr zum Flughafen - und über die großen Brücken, die sowohl die Eisenbahnlinie als auch den Fluss *Neva* überspannen, kann ich nur im Schritttempo kriechen, um mir nicht die gesamte Aufhängung zu ruinieren.

An der Stadtgrenze wieder der obligate Stopp an der *GAY*-Station (warum winken die immer nur mich heraus?), dann geht's weiter gen Osten. Zunächst vierspurig und gut zu fahren, wird die Straße schnell schmaler und welliger. Nach zwanzig Kilometern ist nur noch eine drittklassige Landstraße übrig. Als ich bei *Novajy Lagoda* auf die A114 Richtung *Vologda* abbiege, ist's selbst damit vorbei.

Die Oberfläche ist rau, die Schlaglöcher sind notdürftig - und nicht im Mindesten auf der Ebene des umliegenden Teers - zugeschmiert, dazu kommt ein welliger Untergrund. Ich kann fahren so schnell oder so langsam wie ich will, irgendetwas am Floh hüpfert, scheppert, brummt oder klappert immer. Schließlich einige ich mich auf eine Reisegeschwindigkeit von 40 bis 50 km/h, oft auch weniger. Dazwischen gibt's aber auch wieder Abschnitte - selten länger als zehn Kilometer - auf denen ich richtig aufdrehen kann. 70 km/h sind da locker drin!

Doch ich lasse mir nicht die Nerven rauben. Ist es nicht das, was ich die letzten Wochen vermisst hatte. Nein, nicht die üblen Straßen, sondern das Abenteuer, die Herausforderung? Nun darf ich mich auch nicht

beklagen! Übung im Abreiten übler Straßen habe ich nun wahrlich genug und im Vergleich zu Zaire und Uganda ist das hier die reinste Schnellstraße.

Einen Grund habe ich natürlich auch, warum ich so weit nach Osten aushole und durch die kalte Küche nach *Moskau* kommen will, anstatt die gut ausgebaute Autobahn im Westen zu nehmen. Auf der direkten Route herrscht reger Verkehr und die Überfallgefahr soll besonders hoch sein – die russische Mafia lässt grüßen. Und wo könnte man sicherer sein als auf dem Land? Dort, wo niemand einen Touristen vermutet? Also rolle ich völlig unbehelligt über die ruppige Straße, kann nachts ruhig schlafen und nebenbei Einblicke ins Leben auf dem Dorf ergattern, die Anderen verwehrt bleiben.

Trotzdem bin ich völlig gerädert, als ich abends Halt mache, mitten im Wald, wo ich ungesehen und sicher nächtigen kann. Kein Verbotsschild an der Einfahrt, kein Förster, der mich verscheucht, Platz in Hülle und Fülle, gleich nebenan leckere, leider unbekannt Pilze und rote, zuckersüße Erdbeeren.

Gut ausgeschlafen und mit einer vorsorglich eingeworfenen ASPIRIN, geht's weiter nach Osten, die Kreisgrenze zum *Vologda Oblast* (Regierungsbezirk von *Vologda*) beschert mir noch holprigere Straßen. Abends finde ich wieder ruhige und sichere Plätze auf einsamen, von der Straße her nicht einsehbaren Feldern und Wiesen. Ein dreifach Hoch auf das Reisen über Land!

An all diesen abgelegenen Stellen sehen mich Einheimische, entweder beim Hinfahren oder wenn ich mir das Abendessen brutzle. Nie beschwert sich jemand über den ungebetenen Gast. Alle halten gebührend Abstand, schauen ab und an neugierig herüber, werden aber nie zudringlich oder wagen auch nur, näher heranzukommen. Nicht mal ein unverbindliches Winken ist drin. Ein bisschen so, als ob der Kontakt mit

'Westbürgern' noch immer unter Strafe stünde, wie das jahrzehntelang der Fall war. So recht einordnen kann mich sowieso keiner.

Bleibt noch anzumerken, dass ich auf der Suche nach stillen Nachtplätzen fast jeden Abend auf junge einheimische Paare treffe, die sich offensichtlich und wenig bekleidet in ihren Autos amüsieren - mal ist es ein Geländewagen, mal ein Mercedes, mal ein Lastwagen.

Genügend Landluft geschnuppert! Ich kann wieder Kultur vertragen, Gelegenheit dazu bietet *Jaroslavl*, eine 700.000-Seelen-Stadt im sogenannten *Goldenen Ring* rund um *Moskau*. Der besteht aus einem halben Dutzend ähnlicher Städte, die allesamt sehenswerte Klöster oder Kirchen mit Zwiebeltürmen zu bieten haben.

Leider ist das Wetter gar nicht nach Besichtigung, es ist trüb und jeden Moment kann es anfangen, zu regnen. Dick eingemummt trolle ich zunächst zur *Kirche des Propheten Elijah*, die außen höchst bemitleidenswert aussieht, im Innern aber prächtige und bestens erhaltenen Fresken aus dem siebzehnten Jahrhundert zeigt.

Quer durch die Einkaufsstraßen und die Markthallen spaziere ich zum *Kloster der Wiederauferstehung des Erlösers* am Flussufer hinunter. Das wurde im zwölften Jahrhundert gegründet, die erhaltenen Reste stammen allerdings von 1516. Vom Glockenturm hat man einen imposanten Überblick über die Stadt und die Mündung des *Kotorosl* in die *Wolga*.

Die roten Mauern gleich neben dem Kloster gehören zur *Kirche der drei Könige*, die aber weder geöffnet ist noch die angeblich sehenswerten Keramikfliesen zeigt, vielmehr einen arg verwahrlosten Eindruck macht. Noch schlimmer steht's um die *Kirche des wundertätigen St. Nicolas*, die in einem dunklen Hinterhof gleich

neben dem Parkplatz steht und die ich schlicht als Ruine bezeichnen würde.

In *Jaroslavl* wie später auch in *Rostov* zeigt sich, dass die Angaben im Lonely-Planet-Führer entweder aus sehr viel besseren Zeiten stammen oder maßlos übertrieben sind. Die Bauwerke sind heute nur noch ein müder Abglanz dessen, was im Führer beschrieben steht. Dabei machen die meisten Bauwerke nicht den Eindruck, dass sie erst in den letzten ein, zwei Jahren dem Verfall preisgegeben wurden. Sollte ich das den Leuten vom 'Lonely Planet' 'mal schreiben?

Gleich hinter *Jaroslavl* gibt's dagegen eine nette – und schmackhafte – Überraschung. Ab Mittag treffen sich nämlich die Hausfrauen und Bäuerinnen am Straßenrand, bieten die Früchte ihres Gartens feil und verdienen sich damit ein kleines Zubrot. Bei der zweiten Dame halte ich an und erstehe mit viel Kauderwelsch einen großen Kochtopf voller tiefroter, zuckersüßer Johannisbeeren. 12.500 Rubel (DM 3,85) sind für die Frau sicher viel Geld, für mich nur ein Klacks für ein leckeres Abendessen voller Vitamine.

Der Weg nach *Moskau* ist nicht mehr weit, ich kann lang schlafen und den Tag langsam angehen, da ich erst zum Wochenende in *Moskau* einrollen will. Hoffentlich herrscht dann weniger Verkehr als unter der Woche. Auf dem Programm stehen heute Müsli mit Johannisbeeren und die Besichtigung von *Rostov-Veliki*. Bereits 862 erwähnt, ist *Rostov* eine der ältesten Städte Russlands, heute eine eher verschlafene Kleinstadt. Den dortigen 'Kremlin' darf man auf eigene Faust erkunden und kann in halbwegs renovierten Gebäuden ein Museum besuchen, das Einblicke in das Innere der Kirchen gewährt, die noch nicht restauriert wurden.

Beispielsweise das größte Bauwerk der Stadt, die *Kirche der Bekehrung*, die mit fünf prächtigen Zwiebelkuppeln das Wahrzeichen *Rostovs* bildet, aber unten

herum eher einem Trümmerfeld gleicht. Gleich daneben ein Turm mit dreizehn Glocken, die am Samstag sogar gespielt werden. Manuell und mit einer richtigen Melodie. Schon der französische Komponist *Berlioz* soll sich hier Inspirationen geholt haben.

Der Rest der Gebäude, die ich dank einer Babuschka besichtigen kann, die ein paar Brocken Englisch spricht, stammen aus den Jahren 1670 bis 1680. Das Museum zeigt Ikonen, Priestergewänder und farbige Glasarbeiten aus der Region. Alles sicher hochinteressant, aber ohne englischsprachige Beschreibungen kaum einzuordnen. Mit einer Übersetzung der Hinweistafeln könnten die Exponate viel gewinnen!

Heute ist mir gar nicht nach Fahren zumute, lieber streune ich durch den Freiluftmarkt - es ist Markttag - kaufe aber nichts und rolle nur ein paar Kilometer weiter zum *Kloster St. Jakob*, das sich auch im Wiederaufbau befindet, aber schon wieder eine Handvoll Mönche beheimatet. Das Innere gibt einen guten Eindruck, wie mühsam, teuer und zeitaufwändig es ist, die alten Fresken und Ikonen in neuem Glanz erstrahlen zu lassen.

Bevor sich die schwarzen Regenwolken vollends entladen, die mich schon den ganzen Tag begleiten, suche ich mir einen ruhigen Standplatz, um Tagebuch zu schreiben. Wie schnell geht's und ich weiß nicht mehr, welche Kirche welche war. Auch die restlichen Johannesbeeren wollen vertilgt werden. Dazu Knäckebrot und Butter. Lecker!

Ärger, nicht nur mit dem Computer

Der Tag fängt ja prima an: eine halbe Stunde lang muss ich rumprobieren, bis der Rechner wieder läuft. Offenbar ist die Batterie nun völlig leer! Auch mit Hilfe des Netzteils kann ich ihn kaum überreden, den Bildschirm hell zu schalten (obwohl es im Dienstprogramm ja geht). Abwarten, wie sich das weiter entwickelt.

Was die Fahrerei angeht, habe ich *Moskau* glücklich hinter mir und stehe abseits der Autobahn M4 an einem kleinen Fluss südlich von *Tula*. Zweihundert Kilometer südlich der Hauptstadt.

Gestern war ein mieser Tag gewesen - wettermäßig - schon am frühen Morgen, als ich in *Moskau* die letzten Vorbereitungen treffe, ist es schwül und trotz nicht mal fünfundzwanzig Grad quillt mir der Schweiß aus allen Poren. Dazu eine Luft zum Schneiden. Nichts wie hinaus aufs Land.

Inzwischen in *Moskau* halbwegs zu Hause - ich kann mich zumindest oberflächlich orientieren - bin ich bald auf dem äußeren Autobahnring und finde auf Anhieb die richtige Ausfahrt nach *Tula*. Bis dahin begleitet mich die Autobahn - oder was sich hier so nennt. Die Straße, sechsspurig mit einem breiten Mittelstreifen, ist wirklich passabel und nach zwanzig Kilometern entdecke ich sogar eine Tankstelle. Also nichts wie bunkern. Das läuft dann so ab, dass man zuerst bezahlt. Aber, wie viel mag wohl 'reinpassen, zweihundert oder doch 250 Liter? Danach schaltet die Dame hinter dem winzigen Guckloch und Herrin der eisernen Geldschublade die Zapfsäule frei. Nun noch einen Knopf an der Zapfsäule drücken und schon schießt der Diesel in den Tank. Im Nu ist er randvoll - so schnell ging das bisher noch nie! Den Rest der bezahlten Menge noch auf die andere Seite, weitere zwanzig Liter bezahlen, dann

sind beide Tanks wieder randvoll. Das sollte eine Weile reichen! Teuer ist das Vergnügen beileibe nicht: 1200 Rubel kostet der Liter Diesel, umgerechnet 34 bis 37 Pfennige, je nach Wechselkurs.

Das Benzin wird in drei Qualitäten angeboten, angefangen mit 76 Oktan (welcher Motor verkraftet denn so etwas?), sowie 92 und 96 Oktan. Das kostet dann je nach Tankstelle zwischen 1600 und 1800 Rubel pro Liter. Tankstellen gibt's übrigens in Hülle und Fülle, sogar solche, die nicht nur trocken liegen. Daneben kann man oft am Wegesrand direkt vom Tankwagen kaufen. In *Moskau* und Sankt Petersburg gibt es sogar so genannte Joint-Venture-Tankstellen (z. B. *Nestlé*), bei denen westliche Spritqualität zu haben ist, der Liter Diesel aber mit 2200 Rubel zu Buche schlägt, fast das Doppelte wie an den freien Tankstellen. Jeder Überlandfahrer hat seinen 20-l-Reservekanister dabei, aber die Spritversorgung stellt offenbar keinen Engpass mehr dar. Zumindest, solange der Motor mit 96 Oktan zufrieden ist und kein 'bleifrei' braucht. Denn das ist hier noch ein völliges Fremdwort.

Auf der weiterhin passablen Autobahn rolle ich weiter nach Süden, die Gegend wird einen Tick hügeliger, bleibt aber weiterhin Attraktionen jedweder Art schuldig. Kurz vor *Tula* reißt mich ein Schild 'Foreign Vehicles Control Station' aus der Lethargie. Schon fürchte ich eine Kontrolle des Visums, denn eingetragen sind dort nur die großen Städte *Sankt Petersburg* und *Moskau* und ich befinde mich weit, weit abseits dieser Route! Schon fürchte ich die Umkehr nach *Moskau*, aber keiner stoppt mich und unbehelligt kann ich meines Weges rollen. Was sich bald ändern soll.

Zunächst kann ich mich durch *Tula* schlängeln, wo ich die Abzweigung nach *Novomoskows* finden muss, die mich weg von der Hauptroute Richtung Krim (M2) und weiter nach Osten bringen soll. Nach zwei Mal fragen bin ich endlich auf dem richtigen Weg: mein nächstes

Etappenziel nämlich heißt *Wolgograd*, das im zweiten Weltkrieg heiß umkämpfte *Stalingrad*.

Doch zurück nach *Pereslavl*, dem letzten Stopp kurz vor *Moskau!*

Eine Straße, die zusehends besser wird, je mehr man sich *Moskau* nähert, bringt mich von den Klöstern und Kirchen des Goldenen Rings nach Süden und spuckt mich auf den Autobahnring rings um *Moskau*. Im Norden schon fertiggestellt, frisch geteert, mit Wegweisern, Tankstellen, Rastplätzen (!) und allem Drum und Dran mausert er sich zu einer einzigen unübersichtlichen Baustelle, je weiter man nach Süden kommt. Genau dort aber muss ich hin, um auf kürzestem Weg zum angepeilten Standplatz im Zentrum *Moskaus* zu kommen.

Die Ausfahrten in Süden des Autobahnring sind gar nicht mehr beschildert, weder in kyrillisch noch in leserlich. Das Abzählen der Auffahrten hilft auch nicht weiter, weil ein Dutzend neue Ausfahrten angelegt wurden. Bleibt nur die berühmte Spürnase, die mich selten im Stich lässt. Doch für diesen Acht-Millionen Moloch *Moskau* hat sie noch keinen Riecher. Die nasemäßig richtige Ausfahrt führt mich zunächst auf einen breiten Boulevard in Richtung City, doch der wird schnell schmaler und ich lande in einer der Trabantenstädte aus Wohnsilos und Plattenbauten.

Kein Schild weist den Weg zum Kreml oder zum Roten Platz. Irgendwie finde ich dann doch den Weg in die City, halb mit Kompass, halb mit Nase, halb mit GPS. Doch ein bekanntes oder markantes Gebäude kann ich nirgends finden. Mindestens zwei Mal fahre ich im Kreis, suche mein Heil in den Vorstädten und lande mehr zufällig an der Universität, einer imposanten, dreißig-stöckigen Pyramide. Nun ist der Weg klar. Um zwei Ecken herum geht's zur deutschen Botschaft inmitten einer Plattenbausiedlung. Auch das nicht gerade der ideale Standort für die Erkundung der Stadt!

Denn das ist in Moment meine einzige Sorge: wo kann ich mitten in der Millionenstadt ein paar Tage (und Nächte) parken, ohne ein allzu interessantes Ziel für finsternes Gesindel abzugeben? Glück im Unglück führt mich schließlich zum Parkplatz vor dem Goethe-Institut. Dort stehen schon andere Brummis mit deutschem Kennzeichen und von zwei Mann der Security ist er gut bewacht. Zwanzig Meter von *Leninski-Prospekt*, einer der Haupteinfallstraßen in die City entfernt, ist er nicht gerade ruhig, doch Sicherheit geht vor und die nächste Metro-Station ist nur ein paar Schritte entfernt.

Später stellt sich heraus, dass es der Brummi Parkplatz der Firma *Klingenberg* ist und die Chefin erlaubt mir freundlich, zwei bis drei Tage dort zu parken, ohne auch nur einen Rubel zu bezahlen. Sie erklärt mich zwar für verrückt, als ich ihr von meinen weiteren Zielen, von *Stalingrad* und vom *Kaukasus* erzähle. Aber da ist sie ja nicht die erste!

Den Sandfloh gut versorgt zu wissen, nimmt mir eine zentnerschwere Last vom Herzen. Unbeschwert kann ich mich an die Erkundung machen. Zunächst die bekannten Flecken suchen: Kreml, Roter Platz und GUM-Kaufhaus, damit ich mich orientieren kann. Die kenne ich schon von meiner ersten Russlandreise, die mich vor wenigen Jahren beruflich bis kurz vor das Uralgebirge geführt hatte.

Die Metro, die altersschwache, aber außerordentlich billige Untergrundbahn *Moskaus* bringt mich für 1500 Rubel (DM 0.40) in die City und mit ein bisschen Anlaufschwierigkeiten finde ich tatsächlich den Roten Platz und den Kreml. Kein Wunder, dass ich den heute Morgen mit dem Sandfloh nicht finden konnte: alles ringsherum ist eine einzige Baustelle, kein Stein steht mehr auf dem anderen und überall prangen riesige Umleitungsschilder. Grund? *Moskau* putzt sich für die 750-Jahr-Feier heraus, die nächstes Jahr ins Haus

steht. Überall wird gebuddelt und restauriert, in alten Baulücken entstehen neue Gebäude und die ganze Stadt scheint im Aufbruch zu sein.

Noch immer ein wenig verkrampft, ob der Sicherheit und den Anmerkungen im Führer, wandere ich im größten Menschengewimmel am Sonntagnachmittag über den Roten Platz. Doch die Menschen sind völlig normal, wie in jeder anderen Stadt auch. Westlich angezogen, modern, ja ein wenig aufgeputzt. In meiner nicht mehr ganz sauberen Jeans und dem betagten Hemd, die ich extra herausgesucht hatte, um ja nicht aufzufallen, komme ich mir plötzlich mächtig underdressed vor. Fast ein wenig fehl am Platze, am roten. Langsam taste ich mich in die Umgebung vor, finde hypermoderne Cafés und pieksaubere Shops, finde das INTOURIST-Hotel und gleich dahinter den ersten McDONALDS RUSSLANDS. Dazwischen übrig gebliebene, triste Kolosse aus der Stalin- und UdSSR-Zeit.

Welch ein Vergleich zum letzten Mal, als ich Anfang 1990, mitten in der Zeit des Zusammenbruchs des Kommunismus und der wirtschaftlichen Schwierigkeiten hier war. *Moskau* ist eine Stadt im Wandel, eine Stadt im Aufbruch. Man spürt die Stimmung allenthalben.

Was mich am meisten beeindruckt, sind die Damen. Noch immer gibt es ein paar alte *Babuschkas* im finsternen, grauen Nachkriegslook, doch die überwiegende Zahl ist modern gekleidet, fast zu modern. Als ob sie auf einen Schlag alles nachholen müssten, was sie die letzten fünfzig Jahre versäumt hatten. Röcke, die drei Handbreit über den Knien enden, Hotpants, wie sie knapper nicht sein könnten, Blusen so eng, dass man die kleinste Rundung sieht. Und alles mit sichtbarem Stolz und ohne jede Scheu getragen. Die Frauen und Mädchen sind auffallend gut gebaut, langbeinig, hübsch, mit dezentem, manchmal ein bisschen übertriebenem Make-up.

Eines aber müssen auch die Damen noch lernen - wie die allermeisten Russen: Lächeln!

Nach den ersten Eindrücken des neuen, modernen *Moskau* mache ich mich Montagmorgen daran, die älteren Sehenswürdigkeiten zu erkunden. Vorher kann ich das mit dem Parkplatz noch klären und in der deutschen Botschaft ein paar wertvolle Hinweise zur Sicherheit im Kaukasus einholen.

Dann zur Besichtigung des Kremls, des Kernstücks *Moskaus*. Pieksauber und wohl geordnet, öffnet sich eine völlig eigene Welt, sobald man - nach Ticketkauf und Sicherheitskontrollen - die Tore der Kremlmauer durchschreitet. Seit 1150 befestigt, ließ Ivan der Große den Kreml 1475 bis 1516 errichten - in etwa im heutigen Zustand. Seit Jahrhunderten befindet sich hier das Zentrum der Kirche - und seit der roten Revolution zum Ende des ersten Weltkriegs auch wieder das Zentrum des Staates, das für zwei Jahrhunderte in *Sankt Petersburg* gelegen hatte.

Innerhalb der Festungsmauern findet man nicht nur die imposanten Regierungs- und Verwaltungsgebäude (Senat und früherer *Oberster Soviet*), sondern als eigentliches Kernstück die drei größten Kathedralen: *Assumption Cathedral* (Mariä Himmelfahrt), *Annunciation Cathedral* (Kathedrale der Verkündigung) und die *Archangel Cathedral* (Erzengel Kathedrale). Gleich nebenan der Glockenturm *Ivans des Großen* und davor die mächtige *Zaren Glocke*, die eigentlich dort oben hängen sollte, jedoch zerbrochen ist und nie geläutet werden konnte.

Das wohl sehenswerteste im Kreml ist das *Armory-Museum*. Für 50 000 Rubel (DM 15) Eintritt kann man die wohl größte Sammlung an Preziosen bestaunen, die die Welt zu bieten hat. Die Sammlung ist absolut umwerfend - selbst für einen Kunstbanausen wie mich! Während ich zu den berühmten Innereien der Kathedralen und Kirchen (Ikonen und Ikonostasen) keinen

rechten Zugang finden konnte, beeindruckt mich die *Armory*-Sammlung zutiefst. Nicht nur die Anzahl und Vielfalt der edlen Schmuckstücke, die Größe von Diamanten, Rubinen und Smaragden, sondern auch die winzigen Details wie beispielsweise an den *Fabergè*-Eiern lassen mich andächtig staunen.

Noch immer baff steige ich wieder in die Pedale und erkunde die entfernteren Attraktionen. Zunächst *Novodevichy*, ein nett gelegenes Klosterareal, das allerdings geschlossen hat und mich zu keiner weiteren Ikonentour verführen kann. Der Namen, übersetzt 'Neue Mädchen' erinnert der Sage nach an einen alten Marktplatz, auf dem die frühen Tataren russische Mädchen zu Hunderten für die Harems ihrer Herren gekauft haben sollen. Was für Zeiten müssen das gewesen sein

...

Gleich anschließend liegt der berühmteste Friedhof der Stadt, auf dem alle wichtigen Persönlichkeiten des Landes begraben liegen, sofern sie nicht ihren Platz in der Kremelmauer gefunden haben. Die Gräber und mehr noch die unzähligen Mausoleen sind mit lebensgroßen Büsten der Verstorbenen oder mit Monumenten ihres Schaffens geschmückt: von der Friedenstaube bis hin zum makabren Panzermodell und der voll gerüsteten MIG en miniature.

Quer durch die südlichen Vorstädte, vorbei am neuen Schwarzmarkt am Olympiastadion, der allein an die vier Fußballfelder einnimmt, radle ich nach *Kolomanskoe*, der landschaftlich wohl am schönsten gelegenen Attraktion. Vor der Stalinzeit gab es in dem weitläufigen Park einen berühmten Landsitz des Adels, heute ist der Ort gespickt mit kleinen Kirchen und Kapellen, eine sehenswerter als die andere.

Unter den Holzgebäuden befindet sich auch der 'Palast' von Zar *Peter dem Großen*, in dem er residiert hatte, als er um 1700 in *Archangelsk* den Bau des Forts und der Flotte überwachte. Es ist ein

schmuckes kleines Holzhaus und von dem Prunk späterer Paläste meilenweit entfernt. Außen herum erstreckt sich ein üppig grüner Park mit einer netten Aussicht auf die *Moskva* - den Fluss, der sich in vielen Windungen durch *Moskau* schlängelt und ihr den Namen gab. An ihren Ufern flanieren – ganz wie im Westen – Hunderte Sonnenanbeter und Dutzende verliebter Pärchen.

Mein Radl sorgt allenthalben für Aufsehen, obwohl es nur ein einfaches Trekkingbike aus dem Supermarkt ist. Wie viel so etwas kostet? Wo man so etwas kaufen kann? Ein ums andere Mal werde ich danach gefragt. Manchmal sogar in passablem Englisch. Ließe sich damit etwa ein Geschäft aufziehen? Wohl besser nicht, denn als ich von siebzig Kilometer Sightseeingtour heimkomme, schaue ich aus wie ein Kaminkehrer!

"Aufhören, wenn's am Schönsten ist." Das Motto beherzige auch hier und erkläre den gelungenen Tag zum krönenden Abschluss der Moskauer-Visite. Es ist Zeit, den lauten Platz am Goethe-Institut zu verlassen. Den Bericht über die Metropole Moskau werde ich an einem stilleren Örtchen schreiben.

Berge des Kaukasus

Der Laptop hat den Geist (Akku) komplett aufgegeben. Die computergestützte Schreiberei und Buchhaltung bricht völlig zusammen. Gut, dass Papier und Bleistift an Bord sind. Doch damit ist das Schreiben anstrengend. Die Berichte werden künftig knapper und kürzer ausfallen müssen!

Der letzte Eintrag stammt aus *Jevremov* respektive *Moskau*. Seither hat sich Einiges ereignet: vor allem Aufregendes.

Problemlösung: Ich rolle aus *Moskau* hinaus - die Prachtstraßen sind gut ausgebaut, nur die Baustelle am Autobahnring kostet viel Zeit. Ein winziges Schildchen, kaum größer als ein westliches Straßenschild zeigt die Ausfahrt zur autobahnähnlichen M2 Richtung Süden. Kurz danach findet sich auch eine Tankstelle, die Diesel vorrätig hat. Ich kann aufbunkern (210 l für 75 DM) und guten Mutes weiterrollen. Schnell wird die Autobahn schmaler und mutiert bei *Tula* vollends zur Landstraße. Höchste Zeit, zur M4 zu wechseln, die zwanzig Kilometer weiter östlich nach *Voronez* und *Rostov-na-Donu* führt.

Die M4 ist wieder passabel zu fahren und führt durch leicht welliges Gelände, in dem Getreide und Sonnenblumen angebaut werden. Es herrscht reger Reiseverkehr, fast jeder LADA zieht einen vollgestopften Anhänger voller Krimskrams hinterher. Wollen die etwa alle zum Baden ans Schwarze Meer? Kurz vor *Jevremov* finde ich einen wirklich netten, abgelegenen Platz an einem kleinen Fluss. Obwohl ich ziemlich schräg stehe, lege ich einen Tag Pause ein, um Tagebuch zu schreiben und den Sandfloh vom größten Schmutz zu befreien.

Ein paar Hundert Meter flussabwärts entdecke ich eine Kolonie Fischreiher (zweiundzwanzig Stück), die aber viel zu scheu sind, um sich formatfüllend ablichten zu lassen. Tags darauf geht's geruhsam weiter nach *Voronez*, um dort erneut nach Osten abzubiegen, um die M6 nach *Wolgograd* zu erreichen. Die Gegend wird noch eintöniger, die Felder noch größer. Bemerkenswert sind die drei bis vier Reihen Bäume, die nun in regelmäßigen Abständen die schier endlosen Felder unterteilen und sowohl seltenen Vögeln als auch dem Sandfloh Schutz und Deckung für die Nacht bieten.

Kaum biege ich bei *Borisoglebsk* auf die M6 ein, da schüttelt es mich wieder bis auf die Knochen durch. Das bleibt so, bis ich hinter *Wolgograd* wieder auf eine schmale Nebenstraße abzweigen kann. Der Straßenbelag der M6 besteht aus alten Betonplatten, die sich im Lauf der Jahrzehnte gehörig verworfen haben und bei jeder Querrinne erschüttert ein Erdbeben den Sandfloh. Obwohl ich nur mit 50 bis 60 km/h dahinkrieche, übersehe ich einige dieser Gebirge. Zwischen den maroden Betonplatten ragen sie teilweise zehn bis fünfzehn Zentimeter heraus und lassen jedes Mal die Federung durchschlagen. Keine Chance, diese Fallen rechtzeitig zu erkennen und kaum eine Chance, rechtzeitig zu bremsen. Außer man kriecht mit 30 – 40 km/h durch die trostlose Einöde. Wie stecken die vollbeladenen Pkws das nur alles weg?

Geschüttelt, nicht gerührt, erreiche ich am Sonntag *Wolgograd*. Gerade uns Deutschen ist es unter dem Namen *Stalingrad* sicher besser bekannt. Im zweiten Weltkrieg war es bis zum Äußersten umkämpft - und bildete schließlich den Wendepunkt von Hitlers anfänglichem Kriegsglück. Über fünfundsiebzig Kilometer weit zieht sich die Stadt am Wolgaufer dahin. Wenig oberhalb verbindet ein kurzer Kanal die Flüsse *Volga* und *Don* und die Stadt selbst ist gespickt mit Industrie, Gestank und miesen Straßen.

Mich zieht es vor allem ins Museum, das an die erbitterte, unmenschliche und für beide Seiten so verlustreiche Schlacht im Zweiten Weltkrieg erinnert. Neben der üblichen Sammlung von Gewehren, Geschützen und Uniformen hat sich wohl eine ganze Generation von Malern an einem riesigen Diorama vereigt, einem mehrere Dutzend Meter langen Rundumbild, das in anschaulichen Bildern die beklemmende Situation auf den Schlachtfeldern zeigt. Obwohl es ursprünglich als Symbol der Völkerverständigung gedacht war, findet man ausschließlich Dokumente über die ruhmreiche Rote Armee und ihre Helden. Die Deutschen bleiben allenthalben die Angreifer und - selbstverständlich - die haushohen Verlierer.

Etwas befremdet über die Einseitigkeit der geschichtlichen Aufarbeitung rolle ich nachdenklich aus der Stadt hinaus, vorbei an einer immens stinkenden Raffinerie und einem qualmenden Etwas (entweder eine stinkende Müllhalde oder ein Teil der Raffinerie - es stinkt wirklich entsetzlich!) und finde ohne Probleme die Querverbindung nach *Elista*, die mir dreihundert Kilometer Umweg über *Astrachan* am Kaspischen Meer ersparen soll.

Die Strecke ist gut zu fahren und ich komme flott vorwärts. Auffällig im Süden von *Wolgograd* ist die große Anzahl schlitzäugiger Menschen, die ganz offensichtlich weit aus dem Osten der früheren UdSSR kommen. Woran man sie zuallererst erkennt ist ihr Lächeln - ganz im Gegensatz zu den Originalrussen, denen nie ein Lächeln oder auch nur der Ansatz eines Schmunzeln über die Lippen kommt. Obendrein sind die Asiaten offen und an allem interessiert, winken mir zu und sind einfach nur freundlich. Vom ersten Moment an habe ich sie ins Herz geschlossen und an jeder GAY-Station entspinnt sich ein herzhaftes Geplauder über das Woher und Wohin.

Mit den Russen, obendrein mit dem verschlossenen und offiziellen Typus, bekomme ich es siebzig Kilometer hinter *Elista* zu tun. Dort führt die Straße durch die *Manytsch*-Niederung, offenbar eine strategisch wichtige Region. Für die Russen stellt sie wohl auch die Grenze zwischen ihrem Kernland und den Unruheprovinzen im Süden dar. Jedenfalls wird man innerhalb von fünf Kilometern drei Mal kontrolliert! Führerschein und Kraftfahrzeugpapiere. Kraftfahrzeugpapiere und Führerschein. Der letzte Posten will obendrein Pass und Visum sehen. Das war ja noch nie da! Wohl wissend, dass ich mich weit abseits der eingetragenen Route zwischen *Moskau* und *Sankt Petersburg* befinde, gebe ich das Visum nur zögerlich heraus.

Prompt gefällt dem Posten gar nicht, was er da sieht. Er telefoniert mit seinem Chef - der ist gerade zu Mittag, ich muss bis zwei Uhr warten. Dann bis drei Uhr. Dann noch zwei Telefonate zum obersten Chef nach *Moskau* und schon ist aus dem braven Touristen ein höchst verdächtiger Spion geworden. Was ich in *Stavropol* will und warum ich hier langfahre. Ohne Visum! Ich kann mich nicht verständlich machen, also werde ich vorsorglich verhaftet und mit einer bewaffneten Eskorte ins Hauptquartier geleitet.

Das Hauptquartier liegt zwanzig Kilometer weiter in *Divnoje* und ich bemerke, mit welcher Genugtuung der Gendarm die schwere Eisentür hinter mir zuknallt, nachdem wir das Hauptquartier der Miliz betreten hatten. „Da kommst du so schnell nicht wieder heraus!“ scheint er sagen zu wollen, zum Glück kann ich ihn nicht verstehen. Eigentümlicher Weise bin ich total cool. Nicht einmal mein Herz schlägt schneller als üblich. Ist es, weil ich mir keiner Schuld bewusst bin? Oder weil ich die Verhältnisse in Russland (noch) nicht kenne? Jedenfalls werde ich bei einer Dame mittleren Alters abgeliefert, die gehörig Lametta auf der Schulter trägt. Ein höheres Tier? Oder doch nur eine

verdiente Sekretärin? Wer weiß? Eine Stunde später stößt schließlich ein Dolmetscher zu uns, und das Verhör kann beginnen.

Juri, der Dorfschullehrer und nun auch Dolmetscher ist ein weltoffener Mensch. Er spricht gut Deutsch und versucht, mich aus der verfahrenen Situation zu befreien, so gut er kann.

Der mittelalterlichen, streng dreinblickenden Dame und zwei hoch dekorierten Uniformierten – offensichtlich Ihre Chefs - erzähle ich die Geschichte von der russischen Botschaft in Bonn und deren Hinweis „Russland ist ein freies Land“. Juri übersetzt alles ins Russische. Noch einmal: "Warum sind Sie in *Stavropo?*" "Warum haben Sie kein Visum?" Juri übersetzt geduldig ins Deutsche. Drei oder vier Mal fragen sie mich die immer gleichen Fragen. Endlos geht es hin und her. Vielleicht zwei Stunden lang, ohne dass sich eine Lösung abzeichnet. Plötzlich schaut Juri auf die Uhr und redet ein paar unverständliche Sätze mit den Offizieren.

Eine halbe Stunde später, der Nachmittag neigt sich dem Ende zu, übersetzt mir Juri, dass ich ein langes Protokoll mit Warum und Wohin unterschreiben soll. Na ja, wenn's weiter nichts ist. Schnell mache ich meinen Servus unter das Formular in dreifacher Ausfertigung, das Juri penibel übersetzt hat. „Gaspadin Klaus-Peter ... hat sich unglücklicherweise in *Moskau* verfahren und ist so unwissentlich nach *Stavropol* gefahren anstatt nach *Sankt Petersburg*. Es tut ihm sehr leid.“

Nur mühsam kann ich mir ein lautstarkes Lachen verkneifen. Die Ausrede ist doch sehr an den Haaren herbeigezogen! Doch wenn ich dafür meinen Pass wiederbekomme, soll's mir recht sein!

Uneins sind sich die hohen Herren darüber, was man mit dem verirrtten Touristen nun unternehmen soll. Weiterfahren soll er nicht, aber zurück nach *Moskau*

darf er auch nicht! Nach langem Hin und Her soll ich nun doch weiterfahren und mein Problem in der Zentrale in *Stavropol* lösen. Man drückt mir einen formlosen Zettel in die Hand, der den Kollegen dort die Situation erklären soll - und lässt mich ziehen.

Inzwischen ist es achtzehn Uhr durch und die Miliz will Feierabend machen. Ich will aber noch eine Kopie meiner Geständnisse haben, was auf die Schnelle natürlich nicht geht. Am nächsten Morgen muss ich wiederkommen. Wohl oder übel muss ich direkt neben der GAY-Station parken, wo sich nach Einbruch der Dämmerung zwei Dutzend stinkende Lkws mit grölenden Fahrern in Sicherheit bringen. Die Nacht wird zum Albtraum.

Am andern Morgen bekomme ich anstandslos meine Kopien ausgehändigt und rolle hundemüde davon. Die weiteren Posten wollen aber weder Visum noch Sondergenehmigung noch sonst irgendetwas sehen. Warum sollte ich mich also freiwillig in die Höhle des Löwen begeben? In der Zentrale noch einmal all die Fragen beantworten? Vielleicht zeigen die Herrschaften dort mehr Diensteifer und sind nicht so leicht zu überzeugen wie die Hinterwäldler?

So schlage ich schließlich einen großen Bogen um diese besondere Stadt, von der ich bis heute nicht weiß, was so besonders an ihr ist. Ich vermute, irgendwas Militärisches¹. Noch einmal könnte ich mit einem blauen Auge davongekommen sein. Doch so völlig ist das Abenteuer noch nicht ausgestanden! Nächste Woche nämlich muss ich auf dem Rückweg noch einmal hier durch, um zum Schwarzen Meer zu kommen! Wehe, wenn sie mich dann erwischen!

¹ Möglicherweise ist die Lage wegen eines Attentats durch tschetschenische Rebellen angespannt, das im Jahr zuvor 120 Menschen in der Stadt das Leben gekostet hatte;

Weiterhin werde ich bei jeder GAY-Station herausgewunken und das Herz schlägt mir jedes Mal bis zum Hals. Doch keiner will meinen Pass sehen. Durch die kalte Küche rolle ich schließlich am letzten Posten vorbei in die *Baksan-Schlucht*, an dessen südlichem Ende der *Mt. Elbrus*, das eigentliche Ziel meines Russland-Abenteuers im Sonnenschein glitzert.

Kaum komme ich aber auch nur halbwegs in seine Nähe, da hüllt er sich in finstere Wolken. Gestern regnet es den ganzen Nachmittag in Strömen und heute hängen finstere Wolken über dem Talgrund. An einen Gipfelsturm ist nicht zu denken! Nach wie vor hoffe ich darauf, zumindest einen Blick auf seinen markanten Doppelgipfel werfen zu können. Auf den höchsten Berg Europas (5633 m), der den *Mont Blanc* um gute sechshundert Meter überragt.

Daneben hoffe ich darauf, dieses Land ungeschoren verlassen zu können.

Abschied vom wilden Osten

Das mit der Besteigung des *Mt. Elbrus* wird allerdings nichts. Nur in aller Herrgottsfrühe kann ich den östlichen der markanten Doppelgipfel per Fernglas und Tele heranholen, als er für Minuten die Wolken zur Seite schiebt. Kurz entschlossen beschließe ich, den Aufstieg zu wagen - zumindest bis zur Hütte *Prijut 11*. Rasch ist der kleine Rucksack gepackt und die erste Gondel bringt mich nach oben. Glücklicherweise schaut der deutsche TÜV hier nicht vorbei, denn sonst wären die altersschwachen Bahnen mitsamt ihren verrosteten Gondeln längst stillgelegt. Doch sie bringen mich ächzend und stöhnend in einer knappen Stunde von 2300 auf 3900 m hinauf.

Der Abhang, über dem die morschen Seile der Bahn hinaufführen, sieht katastrophal aus. Nur schmutziggelbe Lavabrocken jeder Größe, Kies, Geröll, Schutt. Kein winziges Fleckchen Grün dazwischen, kein erkennbarer Weg. Wirklich trostlos! Gut, dass ich da nicht zu Fuß hochsteigen muss!

Nach dem letzten Sessellift (die ersten zwei Sektionen sind Gondelbahnen) stehe ich schließlich am Südrand des Schneefeldes respektive Gletschers, der die gesamte Gipfelregion bedeckt. Riesig! Soweit das Auge reicht, nur schmutziges Weiß! Ebenso trostlos wie der Hang weiter unten, kein Fels weit und breit, kein Punkt, an dem man sich orientieren könnte.

Nach einer halben Stunde Aufstieg über firnigen Schmutzschnee habe ich die viel gepriesene Hütte *Prijut 11* erreicht. Doch welch ein Anblick! Ein verrostetes Eisengerippe ragt da in den Himmel, an dem ein paar Bleche im böigen Wind klappern. Von Wind- und Wetterschutz keine Spur. Eine Nacht in diesem

Unterschluß wünsche ich nicht mal meinen ärgsten Feinden.

Auf acht bis zehn Stunden schätze ich den Aufstieg auf einen der beiden Gipfel, dann wieder den gleichen Weg zurück. Dazwischen kein auch nur halbwegs benutzbarer Unterschluß in Sicht! Beim bloßen Gedanken daran erlischt jede Gipfelsehnsucht.

Schlagartig ziehen auch dicke Wolken über den seitlichen Kamm und innerhalb von Minuten purzelt das Thermometer unter den Gefrierpunkt. Da kann mir jeder Gipfel gestohlen bleiben. Ich friere wie ein Schlosshund, die feuchte Kälte dringt durch jedes Knopfloch, der dicke Anorak kann nur den ärgsten Wind abhalten. Wie müssen da die Sommerfrischler bibbern, die nur mit dünnem T-Shirt und leichten Sandalen heraufgekommen sind, um einen Blick auf den Gipfelgletscher zu werfen?

Ich jedenfalls bin froh, dass mich die nächste Gondel ins warme Tal zurückbringt, wo ich mir einen heißen Tee kochen kann, der die Lebensgeister wieder erweckt. Die nächsten Tage lässt das Wetter keine Anzeichen auf Besserung erkennen und schweren Herzens muss ich auch die zweite Bergtour dieser Reise streichen.

Neben der Besteigung des Berges kann man allerdings herzlich wenig unternehmen. Gemütliche Wanderwege im Tal sind Fehlanzeige und die Bar des Hotels *Terskol* ist nur spät abends geöffnet. Zudem liegt mir das gefürchtete Nadelöhr *Stavropol* im Magen. Rechte Urlaubsstimmung mag nicht aufkommen. Also packe ich den Stier bei den Hörnern und mache mich auf den Weg gen Westen.

"Nach Westen? Warum nicht weiter nach Süden? Du willst doch nach Afrika?" Die Frage ist nicht unberechtigt. Tatsächlich wäre der Weg über den Kaukasus in die Türkei wesentlich kürzer und könnte mich direkt nach Syrien und Jordanien bringen. Doch Politiker sehen die Welt gewöhnlich nicht mit den Augen eines

Globetrotters! So haben sie die Länder Georgien und Aserbeidschan an den Südrand des Kaukasus geklebt und eines der beiden müsste ich durchqueren, um in die Türkei zu kommen.

Die Türkei allerdings ist mit beiden Ländern spinnefeind - aus ganz unterschiedlichen Gründen - und hat die Grenzen zu den Nachbarländern für Touristen geschlossen! Vor Jahren schon.

So bleibt mir nur der lange Weg rund ums Schwarze Meer, durch die Ukraine, durch Moldawien oder direkt nach Rumänien. Erst ein Blick auf die Karte zeigt, welcher Umweg das wirklich ist! Doch den muss ich nun anpacken. Gut, dass unterwegs doch noch einige recht interessante Ecken auf mich warten.

"Sonntags macht bei den GAY-ern sicher nur die zweite Garde Dienst". Mit diesem hinterlistigen Gedanken im Kopf versuche ich, die kritische Region am Sonntag hinter mich zu bringen. Das klappt soweit ganz gut, bis auf den allerletzten Posten, der – wie hätte es anders sein sollen - prompt wieder mein Visum verlangt. Auch er stößt sich - wie seine Kollegen vor einer Woche - am fehlenden Eintrag seiner Stadt in meiner *Marschrout*. Ein paar Erklärungsversuche mit Händen und Füßen, dazu ein etwas gezwungenes Lächeln und eine Schachtel westlicher Zigaretten, schon reicht er den Pass zurück und öffnet die Schranke.

Ich schlage mehr als drei Kreuze, als ich von dieser verruchten Region Abschied nehmen kann. Ein Stein fällt mir vom Herzen, ein zweites Mal hätte ich meine Geschichte mit dem 'freien Russland' sicher nicht anbringen können. Zumal die Kollegen in der Zentrale sicher längst vorgewarnt waren und den eigenmächtigen Deutschen gern in ihre Finger bekommen hätten. Doch die Rechnung mit der zweiten Garde geht am Ende prima auf.

Außerhalb dieser Sonderregion nehmen die Kontrollen schlagartig ab. Mit einem einzigen weiteren Stopp rolle ich durch ebenes Land nach *Dzubaga* am Schwarzen Meer, hundert Kilometer nördlich der Sommerfrische *Sotschi*.

Ende Juli herrscht in *Dzubaga* Hochsaison. Im Ort selbst, aber auch entlang der kilometerlangen Küstenklippen reiht sich ein Zelt ans andere. An den unmöglichsten Plätzen haben die Russen uralte Hauszelte aufgestellt oder einfach eine Plane übers Autodach gespannt. Dazwischen Schmutz und Abfälle an allen Ecken. Auf den vier offiziellen Zeltplätzen schaut es nicht besser aus, nur steht man hier in Reih und Glied. Lkws, Sattelschlepper, Ladas, Fahrräder: alles, was irgendwie mobil macht, ist vertreten. Alles sitzt dicht auf dicht, kein Baum spendet Schatten, die Abfalltonnen quellen über, an Flucht vor dem Gestank ist nicht zu denken. Sommerfrische a la Russland.

Nach drei Versuchen, in der Nähe des Meers einen wenigstens halbwegs akzeptablen Platz für den Sandfloh zu finden, gebe ich auf, gönne mir ein gutes Mittagessen und rolle flugs weiter nach Nordwesten, wo die Straße nicht mehr am Meer entlang-, sondern landeinwärts durch ruhige Obstplantagen und über sanfte Hügel führt. Vom Instinkt geleitet, finde ich bei *Tekos* einen ruhigen Platz auf einer Wiese, gut versteckt hinter hundert Metern Wald. Zwar kein Meer vor der Haustür, dafür Ruhe, Vogelgezwitscher und ein paar nette Wanderwege.

Wohldosiert lasse ich mir die Sonne auf den Pelz brennen, ist es doch der erste wirklich sonnige und angenehm warme Tag seit Monaten. Grund genug, fünf Minuten grade sein zu lassen, zu faulenzeln und in einem Buch über moderne Psychologie zu blättern.

Mit einem Ansatz von Sonnenbrand will ich ndernachts Richtung Ukraine rollen, um einen Platz auf der Fähre zur Halbinsel *Krim* zu ergatteren. Die Gegend ist

langweilig und die Straße zum Fährhafen *Port Kavkas* will kein Ende nehmen. Dort allerdings stehen die Autos schon zwei Kilometer Schlange und die Abfertigung ist ein einziges, undurchschaubares Chaos.

Zwei Stunden schaue ich dem planlosen Treiben zu - ohne irgendeine Systematik erkennen zu können - und fange an zu rechnen: auf einer Fähre finden zehn Autos Platz, fünf Fähren verkehren pro Tag und in der Schlange warten an die vierhundert Fahrzeuge. Macht unterm Strich eine Woche Wartezeit! Nicht mit mir! Dass das Ticket für den Sandfloh umgerechnet 60 DM kosten soll und damit unerwartet teuer ist, spricht auch nicht eben dafür. Lieber versuche ich da mein Glück an der Landgrenze, die Fähre kann mir gestohlen bleiben!

Bis *Rostov-na-Donu* sind es knapp sechshundert Kilometer durch eintönige Landschaft mit viel Verkehr. Erst am späten Nachmittag stehe ich schließlich am Schlagbaum. Kein Russe kümmert sich um mein Visum, ich bekomme es vielmehr mit Hinweis auf eine zweite Einreise zurück. Auch die *Deklaratia*, die in Finnland so mühsam erstellte Übersicht der Wertsachen interessiert niemanden. Russland liegt hinter mir. Damit ist nun auch das *Stavropol*-Abenteuer endgültig abgeschlossen. Keine Chance mehr, dass sie mich kriegen!

So einfach sind die Herren auf der ukrainischen Seite nicht zu befriedigen. Zuerst will der Immigration-Mann ein Voucher, einen Gutschein über eine bezahlte Hotelbuchung sehen, die ich natürlich nicht habe. Daher zunächst die anderen Formalitäten erledigen. Beim Zoll wird man beim Namen *Mercedes* hellhörig - so was kann sich doch nur ein Mafiosi leisten! - und stellt mir für den Sandfloh nur ein Fünf-Tages-Transitpapier aus. Nicht toll, aber eine Woche sollte für das Land reichen, dass außer dem demolierten Kernkraftwerk in *Tschernobyl* wenig zu bieten hat! Zurück zur Immigration, fragt

mich der Mann für den Stempel ganz ungeniert nach einem *Present*. Na klar, hätte ich mir auch denken können! Flugs ist die Sache aus der Welt².

Die Straßen im Südwesten Russlands waren - bis auf die Städte - ganz passabel. In der Ukraine werden sie schlagartig schlechter, Schlaglöcher allüberall. Vermutlich liegt's am vielen Verkehr im *Donetz*-Becken. Vom allgegenwärtigen Bergbau erzählen dort nicht nur die meilenweit sichtbaren Fördertürme, sondern auch schmutzig-braune Berge und ölstinkende Seen, wo man Kohle und Erz im Tagebau gefördert hatte. Dazwischen miserable Straßen. Die ungewöhnlich vielen Städte kann man glücklicherweise meist umfahren.

Man sagt, die Ukraine sei früher das Armenhaus Russlands gewesen. Die Einnahmen aus der Kornkammer *Moskaus* (so wurde die Ukraine zu Sowjetzeiten genannt), aber auch die Erlöse der reichen Erz- und Kohlevorkommen schwemmt an Rubeln in die Moskauer Kassen. Zurück kam so gut wie nichts. Schulen, Infrastruktur, ländliche Entwicklung? Alles Fehlanzeige. Jedenfalls steht hier statt der obligaten drei bis vier Baumreihen zwischen den Feldern - wie drüben in Russland - nur eine einzelne Reihe Bäume, die sich sichtlich schwertut, dem Steppenwind Paroli zu bieten.

Die Fahrerei über marode Straßen will partout kein Ende nehmen. Oder ist es der Zeitdruck, der an den Nerven zerrt? Jedenfalls bin ich völlig groggy, als ich am Tag drauf die *Krim* erreiche. Über einen schmalen Damm führt die Straße auf die bergige Halbinsel, natürlich auch hier wieder GAY-Kontrollen an beiden Enden. Diesmal freundlich und interessiert, offenbar weiß man hier schon, was ein Tourist ist. Welche Wohltat.

² Mit dem bunten Kinderatlas und dem billigen Solartaschenrechner habe ich sicher viel zu viel getan, aber sei's drum!

Doch die Ebene und die eintönige Fahrerei ziehen sich weiter, bis ich anderntags bei *Feodosia* die ersten Ausläufer des Gebirges entdecke – Welch willkommene Abwechslung!

Über den ersten steilen Pass keucht der Sandfloh nach *Sudak*, wo ich schon von Ferne die alte Genueser Festung ausmachen kann, die mein erstes Ziel sein soll. Es tut gut, die Knochen zu bewegen, in den alten Gemäuern herumzukraxeln und die leicht geschürzten Russinnen zu bewundern. Ein kurzer Bummel entlang der Strandpromenade und ein leckerer Hotdog geben mir den Glauben zurück, dass es irgendwo auch schön und interessant sein kann. Die monotone Fahrerei durch die nichtssagende Landschaft, durch endlose Felder und unzählige Dörfer, die sich wie ein Ei dem anderen gleichen, waren mir in den letzten Tagen doch gehörig auf den Keks gegangen.

Hier ist die Landschaft abwechslungsreich, wenn auch nicht gerade dramatisch. Über niedrige Pässe geht es von einer Meeresbucht in die nächste. Sätze mir die Fünftagesfrist nicht im Nacken, könnte ich hier ein paar Tage prima ausspannen. Ein nettes Fleckchen Erde! Bei *Alusta* gönne ich mir ein erfrischendes Bad. Das erste Mal seit Monaten, dass ich mehr als nur den großen Zeh ins Wasser tauche.

Nach einer ruhigen Nacht in den Bergen ist sonntags die Besichtigung von *Jalta* angesagt, einer Stadt, die jedem Politiker bekannt sein dürfte. Im Palast von *Liwadija*, teilten sich Stalin, Churchill und Roosevelt die Welt unter sich auf. 1945 war das, aber die Folgen bekommen wir noch heute jeden Tag zu spüren. „Welch eine Anmaßung - drei Machthaber entscheiden über das Schicksal von Millionen von Menschen“ schießt es mir durch den Kopf. Hoffentlich haben sie vorher wenigstens in der Schlosskapelle um Erleuchtung gebetet, in der russisch-orthodoxe Messen gelesen werden. Vermutlich nicht.

Wenig später stelle ich den Sandfloh am gut bewachten Gästeparkplatz des *Hotels Jalta* (das erste Haus am Platz) ab und mache mich zu einem kurzen Stadtbummel über die *Lenin-Promenade* auf. Hier am Meer gibt man sich urlaubsmäßig wie im Westen, kurze Hosen, kurze Kleider, knappe Bikinis. Lediglich das Angebot in dem Dutzend Läden auf der Flaniermeile ist arg beschränkt. Es ist wie draußen auf dem Land: in einem Dorf verkaufen alle nur Tomaten, im nächsten nur Zwiebeln, im dritten nur Pfirsiche, im vierten nur Fernsehantennen, im fünften nur bunte Handtücher. Hier eben Limonade und Eis: gleiche Farbe, gleicher Geschmack, gleicher Preis.

Die kurzen und sicher oberflächlichen Eindrücke vom Urlaubsleben auf der *Krim* müssen genügen. Die Zeit drängt, noch heute Abend will ich die serpentinenge-spickte und von Bäumen tunnelartig zugewachsene Straße hinaufkriechen. Oben, auf immerhin 1200 Metern Seehöhe, habe ich einen fantastischen Ausblick auf *Jalta*, das fast senkrecht unter mir liegt. Leider sind schon wieder Gewitterwolken im Anmarsch und verregnen mir nicht nur die Fotos, sondern auch das frisch gegrillte Schaschlik der Grillbude am Straßenrand.

Auf der Nordseite geht's - frisch gestärkt - wieder tausend Meter hinunter. Als die Sonne wieder durchbricht, taucht sie den Blättertunnel in ein atemberaubendes Licht, leuchtend hellgrüne Blätter spannen sich wie ein Gewölbe über der regennassen Fahrbahn, die ab und an zum Flusslauf wird. Ein Bild wie aus einer anderen Welt.

Danach folgt wieder jede Menge 'Gegend': potteben wie zuvor. Mit ein bisschen Glück könnte ich vielleicht die Fünftagesfrist einhalten und müsste kein weiteres Präsent in die Waagschale werfen. Also Gas geben!

Tatsächlich! Ich schaffe es wirklich! Nach zwei harten Tagen Fahrerei mit jeweils über sechshundert

Kilometern auf miesen Straßen durch eintönige Landschaft stehe ich fristgerecht vorm Tor zum Zollhof nach Rumänien. Auffallend in der westlichen Ukraine ist die allmähliche Änderung der Dorfstruktur. Während im Osten einheitliche, immer gleich aussehende Häuser den Ton angeben, wohnen die Bauern hier in vielen kleinen und ganz unterschiedlichen Häusern. Alle mit blumengeschmückten Vorgärten und einem niedrigen Zaun außen herum. Individualismus ist gefragt. Oder erlaubt? Plötzlich kann man am Straßenrand auch ganz unterschiedliche Dinge erstehen: Pfirsiche, Trauben, Eier und Zwiebeln an einem einzigen Stand. Im Osten völlig undenkbar.

Dann folgt die Grenze. Die vierzig Kilometer von *Cernovcy* zum Schlagbaum ziehen sich endlos. Dann weitet sich die Straße plötzlich zur sechsspurigen Chaussee. Riesige Schilder zeigen an, in welcher Spur man sich anzustellen hat. Für Wohnmobile ist nichts ausgeschildert, also rolle ich frech dem Vordermann hinterher. Der rollt an Hunderten wartender Lieferwagen, Pkws und Brummis vorbei - direkt zum Zolltor. Anstandslos kann er passieren, doch mich weist man - trotz deutschem Pass (!) - zurück, ich soll mich anstellen! Der Hinweis auf die ablaufende Zollfrist interessiert niemanden. Knurrend stelle ich mich an einer vergleichsweise kurzen Schlange an. Und warte. Es ist sieben Uhr abends.

Es wird dunkel. Im Zollhof rührt sich nichts. Es wird acht Uhr, neun Uhr - Nichts. Die Beleuchtung des Torbereichs fällt aus, keiner kümmert sich darum. Jeder hockt in seinem Auto und wartet. Ich auch. Eine Tätigkeit, die mir nach fünf Tagen Stress und Hetze unsagbar schwerfällt. Es wird zehn Uhr, elf Uhr. Nichts. Nur ab und zu werden zwei bis drei Wagen, die von ganz hinten kommen, eingelassen und abgefertigt. Dahinter schließt sich das Tor wieder. Grund für Aufruhr unter den Wartenden.

Kurz vor Mitternacht kommt Unruhe in die Gruppe. Motoren werden angelassen, Lichter eingeschaltet. Und schließlich öffnet sich das Tor und vier Polizisten haben alle Hände voll zu tun, die Reihen Pkws, die sich inzwischen gebildet haben, einen nach dem anderen einzulassen. Dann stehen wir in einer neuen Schlange, wieder heißt es warten. Immerhin ist das Zollhäuschen schon in Sichtweite. Kaum zeigt die Uhr halb zwei Uhr morgens, schon werde ich abgefertigt. An einem kleinen Schalter muss ich 16 US\$ „Departure Tax“ bezahlen, Zoll und Polizei erledigen nur Formalitäten, von der Fünftagesfrist will keiner etwas wissen. Keiner schaut sich den Sandfloh auch nur an.

Stockend geht's weiter. Wieder warten. Die rumänische Seite. Nachdem der restliche Pulk abgefertigt ist, kommt schließlich auch der Sandfloh an die Reihe. Schlagartig werden die Beamten freundlich, als sie hören, dass ich Tourist bin und nicht nur 'Transit', wie die fahrenden Händler offenbar heißen. Ordentlich und effizient tun Polizist und Zöllner ihre Arbeit. Mit beiden kann ich mich in deutsch-englischem Kauderwelsch unterhalten und die Inspektion des Sandflohs bleibt oberflächlich.

Endlich bin ich in Rumänien, die Uhr zeigt drei Uhr früh und ich bin zum Umfallen müde. Im Licht der Scheinwerfer suche ich mir einen Platz auf offenem Feld und krieche todmüde in den Schlafsack. Die mit Abstand schlimmste Grenze dieser Tour liegt hinter mir. Mit einem Schlag habe ich nun auch wieder alle Zeit der Welt. Erst in drei Wochen möchte ich in *Izmir* sein.

Landkarten wälzen, Sehenswürdigkeiten heraussuchen, dann die Strecke planen und Kilometer rechnen: die routinierten ersten Schritte zur Erkundung eines neuen Landes. Die ersten Highlights liegen auch gleich um die Ecke: die *Moldauklöster*. Nachdem ich zwei davon 'im Vorbeifahren' besichtigt habe und mein Bedarf

an Kirchen, Ikonen und ähnlichem seit Russland mehr als gedeckt ist, suche ich gar nicht lange nach der dritten (*Neamt*), die ich ursprünglich auch innen begucken wollte. Stattdessen steht ein Abstecher zur Burg von *Neamt* auf dem Programm, einem Wehrkloster hoch über der neuen Stadt gelegen. Nur schade, dass es schon wieder regnet!

Bei *Bizak* (westlich von *Piatra-Neamt*) erreiche ich die Ostkarpaten und der Sandfloh klettert durch eine unerwartete, in keinem Führer erwähnte, aber gerade deshalb so großartige Schlucht auf 1200 m Seehöhe herauf. In ein Feriencenter mit bunten Blumenrabatten, Ruderbootverleih und adretten Ferienhütten, die aber ausnahmslos belegt sind. Doch auch hier versinkt alles im grundlosen Morast des seit Tagen anhaltenden Regens. Nicht weit entfernt finde ich trotzdem einen netten Platz an einer ruhigen Alm, dusche ausgiebig und schreibe Tagebuch.

Tagebuch mit Bleistift

So sehr hatte ich mich darauf gefreut, dieses Tagebuch gleich in den Rechner zu tippen, nachdem er in Istanbul mit ein paar Tricks wieder einwandfrei gearbeitet hatte. Doch nichts ist's. Wieder müssen Papier und Bleistift herhalten.

Und wie anders sollte es sein: draußen prasselt der Regen gegen die Scheiben und das Meer ist ein trüber, grauer Tümpel. Gestern Abend hatte ich noch einen herrlichen Sonnenuntergang bewundert, als sich die Sonne hinter den Bergen von *Lesbos* schlafen legte, doch mit Sonne ist's nun vorbei. Dabei sehne ich mich so nach Wärme. Wenigstens von außen! Das miese Wetter scheint mich wirklich hartnäckig zu verfolgen!

Nun, mein letzter Eintrag liegt schon wieder eine Weile zurück und ich muss nachdenken, was alles passiert ist. Ach ja: Rumänien. Rumänien war eine wahre Schlammschlacht. Tagelang hatte es ununterbrochen geregnet und Felder und Wegränder in grundlose Schlammgruben verwandelt. So manche tiefe Kuhle und umgepflügte Wiese musste ich da hinterlassen. Sorry! Ansonsten ist das Land recht interessant, wenn auch nicht weltbewegend: in *Sighisoara* besichtige ich die Burg und eine deutsche Kirche. Die Stadt ist wohl auch die Heimatstadt von *Hermann Oberth*, dem Vater der Weltraumfahrt. Jedenfalls gibt es ein Museum und ein Geburtshaus zu seinen Ehren und eine Straße ist auch nach ihm benannt. Hätte ich hier nicht vermutet. Aber kluge Köpfe gibt es nun mal überall auf der Welt!

Durch lang gezogene Straßendörfer voller netter kleiner Häuschen geht's weiter. Dazwischen Pferdefuhrwerke und eine Menge deutscher Autos: ich bin mitten in Siebenbürgen. Die nächsten Stationen

heißen *Sibiu (Hermannstadt)* und *Brasov (Kronstadt)*, zwei eigentlich recht sehenswerte Städte, die aber nur ein regenverwaschenes Bild hinterlassen.

Erst als bei *Sinaia* der Karpatenbogen hinter mir liegt, bessert sich das Wetter. Die Straßen in Rumänien sind übrigens eine echte Erholung, wenn auch in den Städten Schlaglöcher und Bahnübergänge regelmäßig zu Schrittgeschwindigkeit zwingen. Aber kein Vergleich zur Ukraine! Ziel der zügigen Fahrerei ist erneut des Schwarze Meer, diesmal die Westküste bei *Istria (Histria)*. Weitläufige Ruinen zeugen dort von der ältesten Besiedlung des Landes: zwischen 700 v.u.Z. und 700 u.Z. galt es als mächtige Hafenstadt. Übrig geblieben sind nur verfallene Mauern, bei denen man viel Fantasie braucht, um zu erkennen, welcher bedeutender Umschlagplatz hier gelegen haben muss. Nun ja, ist ja auch schon lange her!

Die Umgebung ist recht eindrucksvoll, ein Ausläufer des Donaudeltas mit jeder Menge Vögeln. Reiher, Störche, Brassen und anderes Federvieh kann ich aus dem Versteck im Uferdickicht prima beobachten.

Auf einer schmalen Straße geht's weiter nach *Constanza* und der Abend findet mich in *Olymp* wieder. Nördlich von *Mangalia*, in einem der wie Perlen aufgereihten Touristengettos. Das heißt auch, nach langer Zeit wieder auf einem Campingplatz zu stehen (11 DM). Da muss als erstes der Sandfloh auf Vordermann gebracht werden. Danach sein Fahrer. In einem kleinen Hotel hat sich eine clevere Frau ein Zimmer gemietet und bietet Friseur- und Kosmetikdienste an - im Nu ist der Pelz der letzten Monate gefallen. Die große Wäsche ist auch überfällig - auch hierfür findet sich eine clevere Dame, die das für ein Taschengeld übernimmt. Ein wenig Kapitalismus hat auch Vorzüge!

Nach einer lauten Nacht - die Diskothek nebenan lässt grüßen - geht's schon weiter zur Grenze nach Bulgarien. Dort will man mich mindestens für eine

Nacht auf einen Campingplatz oder ins Hotel stecken, damit mein Visum nicht verfällt. Das hieße mithin: Geld tauschen, Campingplatz suchen und wieder eine laute Nacht auf einem Camp. Nach all dem steht mir der Sinn überhaupt nicht! So rolle ich zügig an der Küste entlang und klettere später die Serpentina hinauf, um die türkische Grenze zu erreichen. Nicht mal einen ganzen Tag bin ich in Bulgarien, folglich kann ich herzlich wenig berichten. Außer dass die Straßenschilder wieder in kyrillisch beschriftet sind, was mir nach zwei Monaten in Russland aber keine Probleme mehr bereitet.

Ende August verlasse ich die sozialistische Welt und kann zum ersten Mal wieder so richtig frei durchatmen. Obwohl, so schlecht war's *drüben* auch wieder nicht. Man muss sich nur vor Augen halten, unter welchen Bedingungen die Menschen dort leben (mussten). Aber für einen verwöhnten Touristen aus dem Westen lässt die Infrastruktur schon gewaltig zu wünschen übrig!

Bis auf die ersten zwei, drei Tage in *Sankt Petersburg* hatte ich übrigens nie Angst oder ein flaes Gefühl im Magen. Ich fühlte mich überall ausgesprochen sicher und fast überall willkommen. Dabei hätte ich mir allerdings mehr, viel mehr Kontakt zu den Einheimischen gewünscht. Zum einen scheiterte das natürlich an meinen miserablen bis nicht existenten Russischkenntnissen. Zum anderen aber sind die Menschen auch gar nicht auf Touristen eingestellt. Auf Menschen, die neugierige Fragen stellen und alles und jedes fotografieren wollen. Die dabei aber nichts Böses im Schilde führen, wie vielleicht mancher der offiziellen Besucher aus der Hauptstadt. Wer weiß?

Ganz anders hier in der Türkei: die Tourismusindustrie blüht, überall gibt's Hotels und Camps. Was fast noch wichtiger ist: Sehenswertes ist ausgeschildert, so dass man allein beim Vorbeifahren auf Dinge stößt,

die man gar nicht auf dem Schirm hatte. Über die man nichts im Führer gelesen hat - oder es schlichtweg übersehen hat. Das macht das Reisen ja erst interessant. Jedenfalls fühle ich mich hier fast wie Zuhause, viele Türken sprechen Deutsch oder Englisch und falls nicht, geht's mit Händen und Füßen.

In einem gemütlichen Tag Fahrerei geht's von kurz hinter der bulgarischen Grenze weiter nach Süden und ab *Tekirdag* an der Mittelmeerküste entlang nach *Istanbul*. Total vom Hocker haut mich, wie modern die Städte seit dem letzten Besuch geworden sind. Gut, der liegt schon zehn Jahre zurück. Und wie viel gebaut wird. An der Küste reiht sich ein Feriendorf ans andere. Von hundert Kilometer westlich des Bosphorus bis hundert Kilometer dahinter ist jeder Meter Küste zugebaut!

So bin ich froh, mit dem *Camp Ataköy* einen festen Anlaufpunkt in *Istanbul* zu haben. Er liegt zehn Kilometer westlich der eigentlichen City, mit dem Bus kann man von dort aus die City bequem erreichen und weiß dabei das wertvolle Gefährt sicher geparkt.

Nun darf man sich unter *Istanbul* keine orientalische Stadt mehr vorstellen. Trotz der Moscheen und mancher Schleiereule ist *Istanbul* eine westliche Stadt geworden. Selbst der Bazar hat viel von seinem Flair verloren, nachdem fast alle Geschäfte verglast wurden. Trotzdem macht es einen Heiden Spaß, durch die verschachtelten Gassen zu bummeln, den *Topkapi*-Palast oder die blaue Moschee zu erkunden. Oder unten am *Eminönü*-Kay zu stehen, den Fischsemmelverkäufen oder den fliegenden Händlern zuzusehen. Wobei die letzteren nicht gern gesehen sind und laufend von der Polizei verscheucht werden. Eine halbe Stunde später sind sie aber schon wieder da! Enttäuscht hat mich dagegen die *Hagia Sofia*, die weder von innen (Renovierung) noch von außen (abbröckelnder Putz) einen

imposanten Eindruck hinterlässt, weil stark verwittert oder schlichtweg ungepflegt.

Ganz anders die *Blaue Moschee*, die in einem herrlichen Park mit Springbrunnen und bunten Blumen liegt und am Freitag von Betenden gut gefüllt ist. In die große Moschee bin ich dann auch mal hinein (Schuhe ausziehen!) und habe versucht, ihr Flair einzufangen. Doch mit der subtilen Ausstrahlung eines buddhistischen Tempels kann sich das hier nicht messen: der Straßenlärm dringt herein und der schmucklose, riesige Saal bietet dem Geist keinen Ruhepunkt.

Was hat mich am meisten beeindruckt? Mit Abstand die Shopping-Mall in *Ataköyam Holiday Inn*. Mehr durch Zufall hineingeraten, komme ich aus dem Staunen nicht heraus, als ich abends durch den MIGROS-Supermarkt und die angrenzende Ladengalerie bummle. Piekfeine Geschäfte Tür an Tür. Selbst abends um zehn Uhr ist noch alles offen und man kann in Ruhe bummeln und kaufen. Das ganze sieben Tage die Woche – ein arabischer Bazar der Moderne.

Ähnliches am Samstag, als ich dem Sandfloh einen Ölwechsel (DM 80.-) und eine gründliche Wäsche angeheißen lasse (DM 10.-). Nach Absmieren und Vorlege-Check könnte es auch schon weitergehen, doch es ist Wochenende und ich brauche dringend Geld, das erst am Montag zu haben ist. Gut gelaunt rolle ich nach dem entspannten Wochenende über die große Hängebrücke über den *Bosporus* und hinüber nach Asien.

Tags darauf klettert der Sandfloh auf 2300 Meter hinauf, zum *Uludag*, wo ich neben einer verlassenen Wismut-Mine einen windumtosten Nachtplatz finde. Den Rest klettere ich zu Fuß weiter und mache eine nette, wenn auch stürmische Rundtour zum eigentlichen Gipfel (2543 m) mit drei netten Gletscherseen zu seinen Füßen. Noch immer pfeift der Sturm und ich muss mir einen windgeschützteren Stellplatz im Tal

suchen. Kaum gefunden, zieht sich ein mächtiges Gewitter zusammen - genau über meinem Kopf! Ringsum zucken Blitze zu Boden. Ein eigenartiges, erregendes, aber auch beklemmendes Gefühl. Doch nirgends fühle ich mich sicherer als im Innern des Sandflohs! Später dann dampfende Wälder und Nebel, bevor die Wolken herabsinken und alles verschleiern.

Früh aufstehen, den Berg hinunterrollen und weiter nach Westen, an den *Dardanellen* entlang und abends nach *Troja*. Die Ruinen dort sind zwar sehenswert, aber nur ein müder Abklatsch von *Ephesus* oder *Palmyra* ein paar Wochen später. Mit Abstechern lande ich schließlich in *Ören*, südlich von *Edremit*, will eigentlich einen Ruhetag einlegen, aber der Camp ist so teuer (DM 15.-), dass ich bald weiterziehen möchte. Nur leider macht mir der Regen einen Strich durch die Rechnung. Nicht zum ersten Mal!

Endlich Abenteuer

Süchtig könnte man werden nach dieser Farbkombination: türkisblaues Meer, weiße Gischt an einer felsigen Küste, tiefblauer Himmel und hellgrüne Pinien. Solch grandiose Ausblicke tun sich immer wieder auf, wenn man von *Gazipasa* auf der Küstenstraße N400 gen Osten, gen *Anamur* und *Mersin* rollt. Oder besser klettert. Denn es geht ständig bergauf und bergab.

Schon in *Gazipasa* hatte ich einen Ruhetag einlegen wollen - der Strand war wie geschaffen dafür: Sandstrand, türkisfarbenes Wasser, eine leuchtend rote Felswand hinter mir und ein nettes Tauchrevier um die Ecke. Doch nach einem nächtlichen Gewitter frischen Wind und Dünung derart auf, dass die Luft mit Salznebel geschwängert ist. Ich schmecke ihn auf der Zunge und der Sandfloh ist nicht glücklich darüber. Kurzerhand suche ich das Weite.

Gemächlich und jederzeit zu einem Fotostopp bereit (Gelegenheit dazu gibt's mehr als genug) klettere ich am Taurus-Gebirge entlang nach *Anamur*. Die alte Stadt *Anamurion* im Südwesten ist zwar weitläufig, aber wenig imposant. Der Wärter ist unfreundlich und ich ziehe schnell weiter zur Burg *Mamure Kalesi*. Im frühen Mittelalter diente sie den Kreuzrittern und Piraten als Stützpunkt und wurde bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein bewohnt. Am fast menschenleeren Strand finde ich einen netten Platz und gönne mir abends ein *Osmanije Kebab* für 880.000 Türkische Lira (15 DM) bevor ich mich zu diesem Tagebucheintrag aufraffen kann.

Doch nun wieder der Reihe nach:

Der Regen in *Ören*, drüben in der Westtürkei hat sich erst spät gelegt. Flugs kriechen die Nachbarn aus ihren Schneckenhäusern, um die wärmenden

Sonnenstrahlen zu genießen. Noch hatte ich viel Zeit, bis ich in *Izmir* meine Post abholen konnte, nehme daher die erste Abzweigung in die Berge (*Madra Dagi*, 1344 m) und rolle auf einer drittklassigen Straße durch kleine Dörfer hinauf. Schon bald zweigt ein kleiner Weg in den Wald ab, dem ich intuitiv folge und einen idyllischen, herrlich ruhigen Standplatz unter Schatten spendenden Pinien finde.

Abgeschlossen wie hier, kann ich die Arbeiten erledigen, die sich angesammelt haben: den platten Vorderreifen des Radls richten und nachmittags einen ausgiebige Fotosession im herrlich grünen Wald. Abends ein knisterndes Lagerfeuer und leckerer Rotwein aus Rumänien: Urlaub für Körper und Seele!

Gut ausgeruht geht's zwei Tage später nach *Bergama (Pergamon)*, einer antiken Stadt, hoch oben auf dem Hügel, interessant und viel besucht. Danach hinunter nach *Izmir*, wo immer noch keine Post, kein Visum und kein Pass für mich liegen. Die brauche ich aber für die weitere Tour nach Syrien und Jordanien. Erneut ist Warten angesagt!

Der beste Platz dafür ist der *Garden Camp* in *Selcuk*, herrlich zwischen Orangenbüschen und schattenspendenden Bäumen gelegen. Angeschlossen ist ein kleiner Teppichladen, doch ich mache Lily, der jungen Frau, die mir alles zeigt, von Anfang an klar, dass ich nicht am Kauf eines Teppichs interessiert bin, sondern an seiner Herstellung.

Als es noch halbwegs kühl ist, trotte ich die drei Kilometer nach *Efes (Ephesos)* hinüber, zahle 380.000 Lira (7 DM) Eintritt und streife bis Mittag in den bemerkenswert gut wiederhergestellten Ruinen herum, die mich schon auf der letzten Tour beeindruckt hatten. Doch viel zu früh füllt sich das Areal mit Touristen, so dass es bald interessanter ist, die Touris zu beobachten als die Ruinen.

"Nun muss mein Pass aber da sein!" denke ich mir und erklimme den erstbesten Bus nach *Izmir*, um nochmals persönlich nachzufragen. Trotz intensiver Suche ist aber immer noch nichts zu finden. Das bedeutet, dass ich wieder das ganze Wochenende herumhängen muss, denn neue Post gibt's erst am Montag. Ach, wie liebe ich diese Warterei!

Also noch einmal Geld tauschen und zurück nach *Selcuk*. Im Camp aber jaulen nachts die Hunde, dass man kein Auge zutun kann, deshalb rolle ich zehn Kilometer weiter nach *Pamucak*, wo ich ungestört am Strand stehen kann. Mit Fachsimpeln, Tee trinken und Nudeln essen vergeht der restliche Tag mit dem englischen Trio, das ich dort treffe.

Samstags folgt eine böse Überraschung - Globetrotters Albtraum. Am Nachmittag wird die *Jandarma* auf uns aufmerksam und will den Pass sehen. Doch wo ist der? Trotz intensiver Suche kann ich ihn nicht finden! Die Beamten speise ich mit dem Personalausweis ab, der ihnen genügt. Zufrieden ziehen sie von dannen.

Doch wo ist mein Pass? Er bleibt verschwunden! Das Herz schlägt mir bis zum Hals: den Pass verloren, das Schlimmste, was einem Globedriver passieren kann! Die Rekonstruktion ergibt, dass ich ihn nur beim Geldwechsel liegen gelassen haben konnte. Oder ist er am Busbahnhof herausgefallen? Oder irgendwo unterwegs? Viele Möglichkeiten, denen ich gleich am Montagmorgen nachgehen muss.

Rückfrage beim Campingplatz. Pleite! Nachfrage am Busbahnhof. Pleite! Nachfrage bei der Bank. Nach viel Nachdenken zieht ihn die Kassierererin unversehrt aus ihrer Schublade. Ein Felsklotz fällt mir vom Herzen. Offensichtlich hatte ich ihn vergessen, als ich letzte Woche Geld tauschen musste. Das soll mir eine Lehre sein!!

Der zweite Pass mit den neuen Visa für Syrien und Jordanien trudelt erst am Mittwoch ein: zehn Tage hat

er von Deutschland bis in die Westtürkei gebraucht. In der Zeit hätte ich ihn zu Fuß abholen können! Egal.

Jetzt hält mich nichts mehr! Dem Sandfloh gebe ich ordentlich die Sporen, um abends *Pammukale* zu erreichen. Ihr erinnert euch: die schneeweißen Sinterterrassen sind weltberühmt. Die Mini Seen sind zwar am Morgen noch eiskalt, aber das Wasser im Zulauf hat sicher an die dreißig Grad. Perfekt zur morgendlichen Erfrischung. Der Sonnenaufgang fällt allerdings ins Wasser. Nicht in das der Terrassen, sondern in das der dicken Wolken, die wieder einmal aufziehen. Sollte mich das schlechte Wetter auch hier wieder einholen?

Erfrischt rolle ich eine gute Straße mit merklich weniger Verkehr nach Südosten, bis es vor *Antalya* wieder steil bergab geht. Die antiken Reste von *Termessos*, *Perge* und *Aspendos* lasse ich rechts bzw. links liegen, mein Tagesziel ist der landschaftlich reizvolle *Köprülü-Canyon* mit dem angrenzenden Naturpark.

In einer herrlichen Waldlichtung hoch über dem Canyon finde ich einen idyllischen Nachtplatz. Das erste Mal seit meiner Abfahrt kann ich die Stille genießen, die man hier sogar hören kann! Kein Motorenlärm, kein rauschendes Meer, keine kläffenden Hunde, nicht einmal zirpende Vögel. Absolute Stille. Bemerkenswert.

Morgens ist die Stille schnell vorüber, der Diesel nagelt und ich rolle zur Küstenstraße zurück, durch zahllose Touristengettos (*Manavgat*, *Side*), bis hinter *Alanya* die Gegend abrupt einsamer wird.

Der Strand wird steinig, zum Teil felsig und die Berge rücken dichter ans Meer, lassen keinen Platz mehr für Badestrand oder aufgereihete Hotels. Am Fuß einer hundert Meter hohen, leuchtend roten Felswand finde ich schließlich doch den idealen Platz für ein paar Tage Urlaub und Entspannung.

Wenn nur der Sturm nicht wäre und die beißenden Salznebel, die mich von diesem idyllischen Platz vertreiben.

Erzwungener Kurzurlaub

Einen Pack Österreicher auf nüchternen Magen - das hält der hartgesottenste Globetrotter nicht aus. Wie durch ein Wunder habe ich überlebt und sitze im *Gamada-Park* am Stadtrand *Ammans* und schreibe - seit Wochen zum ersten Mal im Freien - Tagebuch. Was auch dringend nötig ist, denn der letzte Eintrag stammt noch vom Strand in *Anamur*. Den musste ich noch mit der Hand pinseln, inzwischen versieht der Rechner seinen Dienst wieder und das Tagebuchschreiben ist helle Freude.

Kaum hatte ich den Tagebucheintrag von *Anamur* fertig, als mein Nachbar auch schon ankommt. Er will sich einen knatternden, stinkenden Kleingenerator anschaffen, um mehr Strom an Bord zu haben. Wenn ich ihm das nur ausreden könnte! Ich hatte versprochen, ihn aufzuklären - über Solarenergie, mein Job seit über sechs Jahre - und mein Steckenpferd obendrein. Ich lege mich richtig ins Zeug und am Schluss der Diskussion ist er von Solar restlos begeistert. Drei Hochleistungspanels will er sich nun aufs Dach kleben. Wieder eine Seele gerettet!

Zum Dank verrät er mir einen Superstellplatz, an dem man ganz einsam stehen kann.

Genau das, was ich zurzeit brauche. Keine halbe Stunde später wühle ich mich zurück zur Straße und rolle 120 Kilometer ostwärts zu der empfohlenen Bucht kurz vor *Silifke*, die malerisch zwischen hoch aufragenden Bergstöcken liegt. Der Andrang ist tatsächlich überschaubar: neben dem freundlichen Bauern, der nur kurz Hallo sagt, lässt sich eine türkische Familie ihr Picknick schmecken. Bald nach Sonnenuntergang suchen auch sie das Weite und ich bin mutterseelenallein an diesem einsamen Strand. Bei einem Glas

Rotwein am knisternden Lagerfeuer kann das Leben doch so schön sein!

Bei Sonnenlicht betrachtet ist der Strand allerdings alles andere als ansehnlich: unförmige Betonbrocken, alte Ziegel eines verlassenen Hauses und unzählige Plastiktüten zieren den kiesigen Strand. Zu mehr als einem kurzen, erfrischenden Bad kann mich das nicht verleiten. Zu ein paar Tagen Pause schon gar nicht! Soviel zu den ganz heißen Tipps anderer Reisender!

Also klettere ich wieder zurück zur Hauptstraße, der N400, die mich weiter nach Osten in das Industriedreieck *Mersin - Adana - Iskenderun* bringt. Die Straßen sind von stinkenden und kriechenden LKWs verstopft, über der Küstenebene liegt ein undurchdringlicher Smog und ich bin froh, wieder die luftigen Höhen des *Taurus-Gebirges* erklimmen zu können. Das geht sogar schneller als erwartet, nachdem ich die neue Autobahn von *Tarsus* nach *Pozanti* gefunden hatte, die die geschichtsträchtige *Kilikische Pforte* weiträumig umgeht, die schon Alexander der Große und die Kreuzritter auf ihrem Weg ins Heilige Land durchquert hatten.

150 Kilometern später tut sich unvermittelt die Tuffsteinlandschaft Kappadokiens vor mir auf. Erste Station ist *Derikuyu*. Da ist zwar die Landschaft noch nicht wirklich spektakulär, aber die früheren Bewohner haben ganze unterirdische Städte in den weichen Tuffstein gegraben. Bis zu sechs Stockwerke muss man da hinunterklettern und das Labyrinth aus verschachtelten Wohnungen, Küchen und Vorratskammern ist wirklich beeindruckend. Dank bunter Hinweistafeln und Richtungspfeilen findet man auch problemlos wieder heraus. Landet dabei unweigerlich in einer der unterirdischen Bars. Auf farbenfrohen Kissen oder dicken Teppichen kann man dort seinen Tee schlürfen oder die Wasserpfeife schmauchen. Geschickt gemacht! Damals wie heute!

Bald ist das malerische Tal von *Göreme* erreicht. Bizarre Tuffsteinkegel ragen da aus dem grünen Talgrund und verleihen dem Ganzen ein außerirdisches Aussehen. Um besseres Licht abzuwarten, quartiere ich mich auf dem Camp ein, checke den Sandfloh durch und genieße ein erfrischendes Bad im Pool. Ungeahnter Luxus für die paar Tausend Dinare, auf die ich den Wärter herunterhandeln kann.

Ein sternklarer Nachthimmel lässt auf besseres Wetter schließen und noch vor Sonnenaufgang bin ich unterwegs, die langen Schatten der Tuffsteinkegel auf Zelluloid zu bannen. Das ist gleich viel beeindruckender als das triste Grau von gestern.

Für das Museum am Talende verlangen die Türken zwanzig Mark Eintritt. Was mir entschieden zu teuer ist. Die letzten Lira lege ich lieber in Rotwein an, der gleich um die Ecke angebaut wird und herrlich fruchtig schmeckt. Wieder kann ich etwas gegen Verkalkung und Herzinfarkt tun. Doch beides droht - da bin ich mir ziemlich sicher - beim derzeitigen Lebenswandel nicht so bald. Aber: „Es ist nie zu früh und selten zu spät!“

Nach so viel 08/15-Touridasein muss ich zu meiner Reisedevisse zurückkehren: "Off the beaten track!"³ Darum von *Ürgüp* ein schmales Tal hinaufkriechen, in dem die Menschen noch immer in den Tuffsteinhöhlen leben, die sich in der senkrechten Felswand aneinanderschmiegen. Die wirkliche Attraktion aber ist ein halbes Dutzend frühchristlicher Kirchen, die sich in den Seitentälern verstecken.

Von außen sieht man nur ein völlig unscheinbares Loch im Gestein, dahinter aber tun sich wahre Meisterwerke auf: Gewölbe, kunstvoll in den weichen Stein gekratzt, Altäre und Kanzeln, daneben die Sarkophage der ersten Gläubigen. Die schönsten Kirchen tragen

³ "Off the beaten Track!" = "Abseits der bekannten und ausgelatschten Routen"

heute noch die ursprünglichen Fresken: Decken- und Wandmalereien, die die Jahrtausende prima überstanden haben. Gemalt wurden sie mit Naturfarben auf Eiweißbasis, teils direkt auf den Stein, teils auf eine glattere und weniger saugende Zwischenschicht. Zu sehen sind Szenen aus der frühen Christenzeit und aus dem Alten Testament, was dabei völlig fehlt, sind Kreuze oder die bei uns so beliebten Leidensstationen Jesu. Was sagt uns das wohl über die Verfasser der Bibel?

Eigentlich will ich gar nicht weg aus diesem herrlichen Tal, das Jahrtausende alte Kultur mit landschaftlicher Schönheit so trefflich verbindet. Doch auch die nächste Etappe hält Leckerbissen bereit: von *Develi* rolle ich auf einer schmalen Nebenstraße nach Südosten, die sich zu einer gut zu fahrenden Piste mausert und sich über den Höhenrücken des *Gezbeli* schlängelt. Immer wieder rolle ich durch nette, kleine Dörfer, die Menschen winken (wann haben ich das zum letzten Mal erlebt?), die Dorfköter bellen und die Landschaft ist karg, bizarr und menschenleer.

Erst am Südosthang, wo sich ein paar Regenwolken fangen können, gewinnt die Landschaft an Farbe. Junge, hellgrüne Pinienwälder ziehen sich an Abhang dahin und in ihrer Mitte finde ich einen wundervollen Nachtplatz, den schönsten seit mindestens zwei Monaten. Kilometerweit schweifen die Augen über das weite Tal und die Stille ist atemberaubend. Nur zweimal an diesem Abend stört fernes Summen eines knatternden Mopeds die Ruhe.

Es kostet Mühe, sich von diesem Platz loszureißen, aber der nächste Leckerbissen wartet schon: der *Nemrut Dagı*.

Vorher geht's vierhundert Kilometer Richtung Osten, die Landschaft ist nicht eben umwerfend und erst hinter *Adiyaman* grüßt der sagenumwobene Berg. Der Weg zu seinem Gipfel ist steil und steinig, die Straße holprig und der Sandfloh dauernd am Kochen. Bei

Sonnenuntergang ist's geschafft und ich suche mir einen halbwegs ebenen Standplatz - keine leichte Aufgabe mitten im Gebirge. Als die Sonne feuerrot hinterm Horizont versinkt, habe ich den besten Aussichtsplatz weit und breit. Dazu herrscht Vollmond, ein Schauspiel, das man selten in dieser Deutlichkeit geboten bekommt.

Dann heißt es früh aufstehen, will ich doch den Sonnenaufgang von ganz oben genießen. Davor muss ich nur irgendeinen Minister aus Ankara überholen, der mitsamt seiner Gefolgschaft inklusive Kamerateams und Soldaten zum Gipfel hinaufzockelt und nach jedem Schritt Atem holen muss. Da bin ich schnell vorbei.

Der Sonnenaufgang ist eines Ministers tatsächlich würdig, dem unvergesslichen Spektakel am *Assekrem* im *Hoggar Gebirge* allerdings kann er das Wasser nicht reichen. Dazu sind die umliegenden Berge einfach zu fad! Kaum ist das Schauspiel vorbei, trollt sich der Herr Minister mitsamt Entourage und ich kann das Licht der tief stehenden Sonne für die eigenen Fotos der 'geköpften' Statuen nutzen. Wirklich beeindruckend. Muss ja, wenn sich sogar der Herr Minister die Mühe macht, heraufzukraxeln.

All die kunstvoll behauenen Steine stammen aus griechischer Zeit. Was genau es mit den Statuen und dem Grabmal des Königs *Nemrut* auf sich hat, weiß man allerdings nicht so recht. Doch imposant sind sie zweifelsohne, noch dazu bei dieser Beleuchtung.

Etwas Vergleichbares findet sich noch einmal auf der Westseite des Berges. Um das ins rechte Licht zu setzen muss ich abends wiederkommen. Dann verirren sich auch nur fünf junge Leute herauf.

Kurz danach - und wieder im Tal - ist Grenze angesagt. Eine der anspruchsvolleren Sorte: die nach Syrien. Die wollen prompt 60 US\$ für die Versicherung und 114 US\$ an Dieselsteuer haben. Daneben das

übliche Warten und Feilschen. Doch Alternativen habe ich nicht und murrend muss ich bezahlen.

„Welcome to Syria“.

Crac de Chevalier oder *Qualat-al-Hosn*, wie der Araber sagt, ist die erste Station. Die bestens erhaltene Burg thront majestätisch über dem einzigen Pass im Küstengebirge. Von den Kreuzrittern war sie im elften Jahrhundert begonnen, von den Arabern zweimal zerstört, wiederaufgebaut und erweitert worden. Heute bietet sie ein buntes und eindruckliches Sammelsurium an Baustilen.

Neben der ursprünglich christlichen Kirche - heute natürlich eine Moschee - reihen sich im Innern der Burg arabische Bäder, ein 'Turm der Prinzessin' und Räume für Kamele und Pferde aneinander. Dazwischen ein Gewölbe, in dem viertausend Ritter mit all ihrem Gefolge Platz finden konnten. Hochinteressant, allein aber wohl keine Reise nach Syrien wert, oder?

Ganz anders *Palmyra*. Weitab jeglichen Durchgangsverkehrs, 160 Kilometer östlich von *Homs* und völlig versteckt in der Wüste gelegen, übertrifft es die bekannten antiken Stätten in Griechenland und der Türkei um ein Vielfaches. 'Stadt der tausend Säulen' wird *Palmyra* nicht umsonst genannt. Tatsächlich reiht sich in der zentralen Allee eine Säule an die andere. Auch die restlichen Bauwerke - allen voran der mächtige *Bel-Tempel* und die imposante *Agora* - zeugen davon, dass *Palmyra* vor zweitausend Jahren eine monumentale Stadt gewesen sein muss. Deren Herrscherin, *Zenobia*, die sich als Nachfolgerin *Cleopatras* rühmte, bot sogar eine Zeit lang Rom Paroli, bis sie 270 u.Z. von *Aurelian* vernichtend geschlagen wurde. Später fiel *Palmyra* an die Araber und wurde 1089 durch ein Erdbeben weitgehend zerstört.

Heute bieten die wieder aufgerichteten Säulen und Bögen ein Spektakel, das besonders bei Sonnenaufgang, wenn sich noch keine Touristen in den Straßen

tummeln, beeindruckt. Oder abends, wenn die feuerrote Sonne alles in ihr warmes Licht taucht. Einen prächtigen Überblick über die Altstadt, die Oase und die Neustadt bietet das arabische Fort auf dem namenlosen Berg, das allein schon sehr sehenswert ist. Alles in Allem ist *Palmyra* wohl die beeindruckendste antike Stätte in ganz Arabien und mit Abstand eines der markantesten Highlights dieser Tour!

Kummer bereitet mir in letzter Zeit allerdings der Sandfloh. War er bisher doch so tapfer und klaglos gelaufen! Doch das pfeifende Geräusch aus dem Motorraum wird von Tag zu Tag lauter, inzwischen ist es zu einem lautstarken Röhren angewachsen. Ursache ist der Auspuffkrümmer, an dem ein Flansch halb abgebrochen ist. Ein paar Hundert Kilometer muss er aber noch halten! Wenigstens bis *Amman*!

Ohne große Zwischenstopps rolle ich daher durch *Damaskus* und stehe schon an der jordanischen Grenze. Die sind nicht so hinter Devisen her wie die Syrer, aber die obligate Versicherung schlägt auch mit 22,500 JD, umgerechnet 50 DM zu Buche. Mein Pass aber bleibt clean – kein Eintrag, dass ich mit dem Auto da bin. Das nämlich war der Hintergedanke der eiligen Fahrt: von hier aus kann ich nach Hause fliegen, ohne Schwierigkeiten mit dem Zoll wegen eines ein- aber nicht wieder ausgeführten Fahrzeugs zu bekommen!

Also flugs in *Amman* zum Flughafen, um Ticket und Heimflug zu organisieren. In der Wartezeit kann ich mir die Stadt und ein paar andere Sehenswürdigkeiten anschauen. Der Flug ist teuer, umgerechnet 1200.-DM, aber ich will ohne Umsteigen nach Frankfurt und das geht nur mit der *Royal Jordanien*, der königlichen Airline. Während ich noch einen Parkplatz suche, rappelt es erneut im Motorraum und der Sandfloh röhrt plötzlich wie ein alter Trecker. Gebe ich auch nur wenig Gas, ist es im Fahrerhaus nicht mehr auszuhalten. Der

Auspuff ist komplett entzwei. Wenn das mal kein Timing ist!

Zwei Tage später steht der Sandfloh auf dem Parkplatz und ich vor der Haustür in München. Anlass ist nicht so sehr der kaputte Auspuff, sondern Mutters Geburtstag. Der muss natürlich gebührend gefeiert werden. Dass auch der verlorene Sohn dabei ist, freut das Geburtstagskind ganz besonders!

Ziemliches Muffensausen plagt mich auf dem Rückflug nach *Amman*. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, wenn ich an den Sandfloh denke. Steht er noch an Ort und Stelle? Ist in der Zwischenzeit eingebrochen worden? Was mache ich mit dem Carnet, falls er gestohlen wurde? Fragen, auf die ich keine beruhigenden Antworten weiß. Fragen, auf die ich gar keine Antworten brauche, denn der Sandfloh steht wohlbehalten auf seinem Platz, nur von einer dicken Staubschicht geziert.

Im Nu ist der neue Auspuffkrümmer montiert. Nun kann sich der Sandfloh wieder hören lassen. Schon am frühen Nachmittag ist er wieder reiseklar. Doch langsam! Erst mal Probefahrt! Die führt zum *Gamada*-Park, zwanzig Kilometer südlich, wo ich in einem lichten Pinienväldchen eine ruhige Nacht verbringe. Wirklich nett hier.

Dann sind die Sehenswürdigkeiten Jordaniens an der Reihe! Zuerst *Jerash*, das ich von der letzten Reise schon kenne. Doch es hat sich mächtig verändert: viel ist seither wiederaufgebaut worden, leider recht modern und wenig historisch. Doch auch so erhält man einen guten Eindruck davon, wie die Römerstadt ausgesehen haben mag. Nach dem phänomenalen *Palmyra* ist *Jerash* allerdings nur eine weitere Ruinenstadt der Römer. Bin ich jetzt schon wieder übersättigt?

Die Faszination kehrt schnell zurück, als ich auf guten Wüstenpisten nach Osten heize, nach *Al-Azraq* und zum *Quasr-al-Amra*. Barbusige Mädchen, leicht geschürzte Tänzerinnen, ein Paar in inniger

Umarmung. Alles hätte ich in einem moslemischen Schloss erwartet, nur das nicht. Offenbar war der Herr Kalif, der sich dieses lustige Lust- und Jagdschlösschen um 800 u.Z. bauen ließ, in jeder Hinsicht ein Genießer.

Nicht nur das Äußere des Schösschens bezaubert (wenn auch nur im frühen Morgenlicht) mit seinen Rundungen, Erkern und Kuppeln, die Malereien in seinem Innern zeigen die oben beschriebenen Szenen, daneben Bilder über den Bau des Schlosses und Szenen von der Jagd, der der Herr Kalif von hier aus frönte. Gipfel des sinnlichen Luxus aber waren eine Sauna und das Warmbad, das sich an die Schlafzimmer der Konkubinen anschloss. Um genügend Dampf für Sauna und Fußbodenheizung zu machen, wurden die Bäume um das Schloss herum gefällt und in einem niederen Kellergeschoss unterhalb des kleinen Schwimmbads verheizt. Kein Wunder, dass das Schloss nun inmitten einer baum- und strauchlosen Wüste steht!

Am *Quasr-al-Hammam* - einem Badehaus und Lustschloss ähnlich dem *Quasr-al-Amra* treffe ich die besagten Wiener Touristen, die mit einem geliehenen Jeep unterwegs sind, aber von Wüste augenscheinlich wenig Ahnung haben. Tipps zu den einsamsten und abenteuerlichsten Pisten soll ich ihnen geben, dabei haben sie nicht einmal Wasserflaschen an Bord. Von einer Schaufel ganz zu schweigen. Mit leerem Magen und schüttelndem Kopf rolle ich zurück nach *Amman*, wo ich mir im *Ramada-Park* ein köstliches Frühstück mit Eiern, Marmelade und arabischem Fladenbrot schmecken lasse. Danach ist dieses Tagebuch an der Reihe, das ich wieder auf dem Laptop tippen kann. Auch er ist wieder vollständig genesen.

Erste Verschiffung ...

Das sieht dem Wetter wieder ähnlich: kaum habe ich den Sandfloh auf Hochglanz wienern lassen, da zieht der Himmel zu und dunkle Wolken drohen mit Regen. Dass es tatsächlich so weit kommt, ist am Golf von *Aquaba* allerdings eher unwahrscheinlich. Oder haben etwa die beiden Freiburger den Regen mitgebracht, die wie ich eine Fähre nach Süden suchen, seit der Türkei aber von einem Regenloch ins nächste taumeln? Was das Wetter anbetrifft scheint es Ihnen nicht besser zu ergehen als mir selber.

Was hingegen die Verschiffung angeht, habe ich die Nase deutlich vorn. Sie wollen ihren VW-Bus nämlich nur nach *Port Sudan* verschiffen. Monate später erfahre ich, dass sie dort in den seit Jahren schwelenden Bürgerkrieg geraten sind und zwei weitere Verschiffungen bis direkt nach *Mombasa* arrangieren mussten, was gehörig ins Geld gegangen sein dürfte.

Bei mir ist die Sucherei des Schiffs, das den Sandfloh von *Aquaba* direkt nach Eritrea bringen soll, so gut wie ausgestanden. Wenn es nach dem Willen des Clearing Agents gegangen wäre, stünde der Sandfloh schon im Zollhafen und würde sich die Reifen plattstellen, ehe er morgen verladen werden soll. Denn nicht länger als vier Stunden soll der Car-Carrier⁴ der japanischen NYK-Linie festmachen, um nagelneue (japanische) Autos aus- und dafür den Sandfloh einzuladen.

Die Möglichkeit hatte sich erst am Samstag als die passendste - und nebenbei kostengünstigste - Möglichkeit herauskristallisiert. Wegen des Wochenendes war erst gestern Mittag grünes Licht aus Japan

⁴ Ein 'Car-Carrier' ist ein Spezialschiff, das ausschließlich Fahrzeuge transportiert, gewöhnlich nur PKW (davon aber einige Tausend), gelegentlich auch LKW

gekommen. Fast wie gewohnt ist der Preis höher als der vom Agenten genannte, aber mit 48 US-\$ pro Kubikmeter trotzdem ganz passabel. Alles in allem ein Aderlass von zweitausend Dollar.

Als Alternativen wäre eine Containerverschiffung (mit Umladen in *Jeddah*) oder eine Fähre von *Suez* nach *Port Sudan* für 98 US\$ pro Kubikmeter in Frage gekommen. Beide mit schweren organisatorischen Nachteilen verbunden, so dass ich mich schnell mit dem Ro-Ro-Schiff der Japaner angefreundet hatte. Der Haken *darin* ist lediglich, dass das Schiff schon morgen ablegen und laut Fahrplan am vierten November in *Assab* ankommen soll. Ich selber muss aber noch auf das Visum für Eritrea warten, das nach den optimistischsten Schätzungen am fünften oder sechsten eintrudeln kann. Und dann im nächsten Flieger hinterher...

Der Sandfloh wird also einige Tage ohne mich in *Assab* 'rumstehen müssen. Zur Sicherheit werde ich die Agentur dort bitten, ihm einen Wächter zur Seite zu stellen: sicher ist sicher! Abgesehen davon erscheint mir diese Möglichkeit als die allerbeste, vermutlich kann ich ihn sogar selber an Bord des Schiffes fahren

...

Die Abende bis zur Verladung kann ich nutzen, die restlichen Kleinarbeiten zu erledigen. Für Afrika soll der Sandfloh natürlich topfit sein! Das schwierigste ist der Tausch der Stoßdämpfer, die seit den russischen Autobahnen arg marode sind. Drei lösen sich freiwillig aus der Halterung, der vierte muss herausgeschweißt werden, eine Knochenarbeit, die mir der Meister einer kleinen Werkstatt für 80 DM abnimmt. Gleich noch Ölwechsel und Wienern dranhängen. Auch dabei wird für 5 JD (11 DM) mehr geboten, als man zu träumen wagt: Kaltreiniger, Vorwäsche, Hauptwäsche, Abledern, Innenraum auf Hochglanz wienern und Reifen polieren - alles Handarbeit. Prima Service!

Dann ist alles bereit und der Sandfloh scharrt schon mit den Reifen, um endlich an Bord des Schiffs zu rollen. Noch aber stehen wir auf dem ach so idyllischen Camp an Ufer des Roten Meers.

Heute Morgen dampft schließlich ein großer, weißer Car-Carrier den Golf hinauf. Der Schornstein stimmt (NYK), die Flagge auch (Japan). Das ist sicher meiner! Ich bekomme einen Riesen Schreck. Hat sich die Agentur vertan? Hat sich der Fahrplan geändert? Warum ist er jetzt schon da? Zwei Tage vor dem Termin? Halb im Schlafanzug hetze ich zur Agentur, um denen Feuer unterm Hintern zu machen.

Doch die bestätigen mir nur, dass mein Schiff tatsächlich erst morgen kommt, wahrscheinlich erst gegen vier Uhr nachmittags. Da bleibt Zeit, in der Früh die Zollformalitäten zu erledigen und gleich im Hafen zu bleiben, um beim Verladen zuzuschauen. Genau so hatte ich mir das vorgestellt!

Die letzten Stunden vergehen wie im Fluge, obwohl ich so manche davon auf dem Sofa der Agentur verbringe. Dort werde ich laufend mit Tee und arabischem Kaffee versorgt. Kunden wie ich - sagt der Chef - kommen nur alle zehn Jahre mal vorbei. Die will man auch entsprechend bewirten! Schließlich sind wir in Arabien - Gastfreundschaft ist da oberstes Gebot!

"Wenn sich diese Route nach Ostafrika in Globetrotterkreisen erst rumspricht, dann wird man Euch die Bude einrennen!" prophezeie ich ihm. Im äußersten Osten des Kontinents kann man Unwägbarkeiten wie Algerien oder Zaire oder auch die gefürchtete Fähre auf dem oberen Nil bequem umgehen.

Bis dahin wird *Aquaba* allerdings ein eher beschauliches Dasein fristen: außer dem Strand, dem Riff und den Ausflugsmöglichkeiten ins *Wadi Rhumm* oder nach *Petra* wird wenig Touristisches geboten. Was ja auch Vorteile hat!

Was mein eigenes Pensum an touristischen Attraktionen angeht, so hatte ich schon vorher Gelegenheit, es zu komplettieren - und keinen Tag zu spät zu kommen, um die Gelegenheit des Car-Carriers zu nutzen. Glück beim Reisen ist oberste Bürgerpflicht!

Blenden wir noch einmal zurück.

Vom idyllischen Platz im *Gamada*-Park am Stadtrand von *Amman* führen mich die verschlungenen Pfade rasch weiter nach Süden. Im Norden Jordaniens bläst eine steife Brise, der Herbst zieht in die Wüste und morgens ist ein warmer Pullover angesagt. Der Zwischenstopp in *Madaba* mit seinen antiken Kirchen und dem wohl größten Landkarten-Mosaik der Welt ist eine willkommene Abwechslung auf dem *Desert-Highway* nach Süden. Bei *Ma'an* schließlich geht's rechts ab nach *Petra*, der bekanntesten Attraktion der arabischen Hemisphäre.

In der Kühle und im warmen Licht des nächsten Morgens stiefele ich die lange Schlucht hinunter, die von hundert Meter hohen Felswänden flankiert wird. Im Licht der Morgensonne leuchten sie feuerrot. Vor diesem Genuss muss ich jedoch JD 25 (DM 52) hinblättern, ein stolzer Preis für zwei Tage in dieser eindrucklichen Landschaft! Die Beleuchtung ist grandios und die Touris sitzen um diese frühe Stunde noch im Bus. Mit dem Sonnenstand steigt dann auch der Touri-Pegel und ich kann beim größten Andrang auf die umliegenden Hügel fliehen, um im Schatten und in Ruhe im Führer zu schmökern - und zu genießen.

Gegen Abend wird das Licht wieder fototauglich und im Nu sind vier Filme voll. Die einsame Wanderung am nächsten Morgen führt auf den Höhen entlang und ich kann durch ein felsübersätes Seitental ins weite *Wadi Petra* hinunterzusteigen, in dem sich die Kirchen und Paläste der *Nabatäer* in den Fels schmiegen.

Gegen Mittag ist's aber genug mit Geschichte und Felsen! Rechtzeitig vor Sonnenuntergang will ich schließlich ins *Wadi Rhumm* kommen.

Zehn Mark Eintritt will man haben. Für die Wüste! Welche Unverfrorenheit! Das übertrifft ja noch die Preise in *Petra*, dieser alten Felsenstadt! Doch ohne mich! Ohne einen Cent zu berappen brause ich am offenen Schlagbaum vorbei, aus dem Dorf mit seinen zwanzig Häusern hinaus auf die Piste. In die Freiheit der Wüste. Kein Hahn kräht nach Eintrittsgeld oder Ticket.

Links und rechts des Haupttales zweigen Nebenwadis ab und allenthalben ragen hundert bis zweihundert Meter hohe Felsbänke aus dem sandigen Grund auf. Bei Sonnenauf- und -untergang ein Reigen an Farben und Formen. Bis auf Grün und Blau: denn weder Bäume noch Büsche noch Wasser gibt's hier draußen. Genau die passende Umgebung, die Daheimgebliebenen mit Grüßen, Postkarten und Briefen zu bedenken.

Nach getaner Pflicht steigt die Laune schnell ins Unermessliche. Kann ich hier doch eine der schönsten Wüstenstriche genießen, die mir je vor die Augen bzw. vor die Linse gekommen sind. Für mich ist das *Wadi Rhumm* die mit Abstand schönste Ecke der arabischen Wüste. Und von der kenne ich inzwischen schon einiges! Jeden Morgen und jeden Abend führen mich ausgedehnte Exkursionen entweder auf den Rücken der bizarren Felsformationen oder auch nur durch die Weiten der sanft geschwungenen Sandebene. Ein Ort, wie für mich geschaffen!

Gleichzeitig steht eine wichtige Entscheidung an. Nachdem die erste große Etappe hinter mir liegt, muss ich entscheiden, wie es weitergehen soll. Wo liegen die nächsten Ziele? Soll ich direkt nach Australien verschiffen? Soll ich Afrika erst auf dem Rückweg mitnehmen? Oder soll ich direkt nach Afrika fahren? Aber wohin? Die politische Lage ist verworren und viele Länder,

die ich hätte besuchen wollen, versinken in Bürgerkriegen. Trotzdem sollte sich Gelegenheit finden, Länder zu besuchen, die ich noch nicht kenne. Weiße Flecken auf der Landkarte tilgen! Mit diesem Ziel war ich schließlich aufgebrochen! Erst dort macht das Reisen wirklich Spaß! Ja, und eine gehörige Portion Abenteuer bitte nicht vergessen!

Zwischen den Exkursionen versuche ich Informationen zusammenzutragen: Klima, Reisezeit, Finanzen, Straßenzustände, persönliche Wünsche, politische Lage. Daneben auch die Möglichkeiten, beruflich tätig zu werden, denn auch der Wunsch nach einer beruflichen Veränderung war ein Grund gewesen, die Reise ans andere Ende der Welt anzutreten. Trotz anfänglichen Zweifeln sprechen inzwischen die meisten Fakten für Südafrika: ein vielfältiges, interessantes Land, sonnenverwöhnt und zivilisiert, Englisch sprechend und westlich orientiert. Warum sollte ich nicht versuchen, dort Fuß zu fassen?

In *Aquaba* rolle ich also mit dem festen Vorsatz ein, ein Schiff nach Ostafrika aufzutun. Nach Eritrea, notfalls nach *Port Sudan*. Wobei für den Sudan die Visumfrage noch nicht geklärt ist. Inzwischen hat sich das mit dem Schiff aber recht positiv entwickelt und die Visumfrage hat sich erledigt.

Wenn die Sterne weiter gut stehen, werde ich in zwei Wochen die Tour auf afrikanischem Boden fortsetzen können. Zu Anfang wird obendrein gleich eine echte Leckerei geboten sein: die Durchquerung der *Danakil-Wüste* auf einer Piste entlang des roten Meers. Glaubt man dem Führer ist es einer der ungastlichsten Orte Afrikas: extrem hohe Temperaturen gepaart mit hoher Luftfeuchte und miserablen Pisten.

Lassen wir uns überraschen, was auf uns zukommt, dort, in *Assab*, in Eritrea, in einem Land, das keine Menschenseele kennt.

Zweiter Teil

Östliches Afrika

**Eritrea - Äthiopien - Kenia - Tansania - Malawi
- Mozambique**

Durch die Danakil-Wüste

Das Wetter wird zum roten Faden, der sich durch alle Berichte zieht - genauer gesagt: schlechtes Wetter: der Regen, der in *Aquaba* nur in dunklen Wolken hing und den frisch gewaschenen Sandfloh dann doch verschonte, hat mich im Osten Eritreas, in der *Danakil-Wüste* doch wieder eingeholt: die Leute an der Tankstelle meinen sogar, dass sie noch nie so viel Regen auf einmal gesehen haben. Und wenn ich mir die Pfützen ansehe, die seit Tagen mitten in der Wüste stehen und nicht kleiner werden wollen, bin ich sicher, dass das Monatsmittel von 27 Millimeter Niederschlag pro Quadratmeter weit überschritten ist. Entsprechend hoch ist die Luftfeuchte (70 bis 80 %), was bei dreißig Grad im Schatten nicht immer angenehm ist. So muss ich mich buchstäblich zwingen, diesen Tagebucheintrag zu tippen, obwohl es eine Menge Interessantes zu berichten gibt.

Zur Abwechslung mal wirklich Abenteuerliches.

Hatte ich mich vor sechs Wochen noch beschwert, dass die Abenteuer pro Kilometer zu wenig sind, kann ich mich nun darüber nicht mehr beklagen! Seit die Verschiffung nach Afrika spruchreif geworden war, reiht sich ein Abenteuer ans andere. So ganz nach meinem Geschmack. Aber lasst mich wieder vorn beginnen.

Am letzten Oktobertag ist es schließlich soweit: zusammen mit einem Betreuer des Clearing-Agents in *Aquaba* rolle ich von einem Hafengebäude zum nächsten, sammle Papiere und Stempel, um kurz vor der Mittagspause pünktlich am Pier zu stehen. Kaum ist der Sandfloh geparkt, macht ein haushoher Koloss von Schiff fest. 'M/S FORZA' ist am Heck in rostigen Lettern zu lesen. Das schwarze Ungetüm soll den Sandfloh nach Eritrea bringen. Doch es ist Mittagspause und

vor siebzehn Uhr wird kein Handstrich mehr getan. So darf ich den Sandfloh erst lange nach Einbruch der Dunkelheit an Bord fahren, wo er seemännisch vertäut wird und ich frohgemut die *Bill of Lading* in Empfang nehmen kann. Der Sandfloh ist nun in guten Händen und ich muss zusehen, selbst so schnell wie möglich hinterherzukommen. Schon in vier Tagen soll das Schiff in *Assab* im Süden Eritreas festmachen und ich sitze noch in Jordanien herum, ohne Visum, ohne Flug, ohne alles. Nur mit einem schweren Rucksack.

Ein Anruf zu Hause lässt mich vor Freude jubeln, denn der Pass mit dem Visum ist bereits unterwegs. Hält DHL sein Versprechen, könnte ich schon mit dem Samstag-Flieger nach Eritrea düsen und - vielleicht - vor dem Sandfloh in *Assab* sein. Doch der Kurier bummelt und bummelt, zwei Mal muss ich umbuchen, bevor ich endlich den Pass in Händen halte. Laufzeit zehn Tage anstatt der zugesagten drei!

Erster Vorgeschmack auf Afrika!

Vor dem Einsteigen in die Maschine der EGYPT AIR wird zum dritten Mal jedes einzelne Gepäckstück gecheckt, eine riesige Schlange entsteht und jeder ist genervt. Wider Erwarten startet die Maschine pünktlich und schon nach einer Stunde landen wir in Kairo. Wie hundert andere Fluggäste will ich dort nur umsteigen, aber Pass, Visum und Ticket werden aufs Gründlichste gecheckt - und schließlich einbehalten. Drei Stunden auf unbequemen, schmutzigen Plastikstühlen machen das Warten nicht angenehmer und erst gegen drei Uhr früh werden die Passagiere nach *Asmara* aufgerufen. Wie durch ein Wunder erhält jeder Pass und Ticket zurück, dazu eine Bordkarte für den altersschwachen Vogel. Nach einem Zwischenstopp in *Addis Abeba* setzt der Flieger bei Sonnenaufgang in *Asmara* auf, der Hauptstadt von Eritrea.

Das Flughafengebäude ist mickrig, doch alles von Rang und Namen ist vertreten: die Immigration drückt

problemlos den Einreisestempel in mein Visum, beim Zoll muss ich den Laptop deklarieren und bei der Bank kann ich gleich noch Reiseschecks tauschen, um die ersten Tage flüssig zu sein. Sogar einen Duty-free-Shop gibt's, wo ich zwar keinen Whisky, dafür aber einen italienischen Stadtplan erstehen kann.

Inzwischen ist es Freitagmittag und von anderen Travellern habe ich erfahren, dass samstags ein Flug nach *Assab* gehen soll - der einzige diese Woche. Also nichts wie ins Airline-Office, wo man mir leise lächelnd ob meiner europäischen Ungeduld die Möglichkeiten aufzählt, nach *Assab* zu kommen:

1) Ethiopian Airlines: Flug frühestens am Montag, dann eine Übernachtung in *Addis Abeba* (incl. Visum) und Weiterflug am Dienstag nach *Assab* (weiteres Visum), Kostenpunkt USD 220.- + 65.- (äthiop. Visum) + 63.- (eritreisches Visum) + Hotelübernachtung in Addis Abeba;

2) Eritrean Airlines: Flüge bis Mitte Dezember völlig ausgebucht, keine Warteliste möglich;

3) Bus nach *Massawa*, von dort per Schiff nach *Assab* (Dauer und Mitnahme durch Kapitän ungewiss);

4) Bus nach *Assab*: Fahrdauer 2-3 Tage, Abfahrt Samstagmittag, jedoch schon ausgebucht, Kosten 100 Birr, umgerechnet 16 DM.

Ansonsten gewinne ich in den verschiedenen Büros, die ich abklappere, den Eindruck, dass hier oben in der Hauptstadt keiner recht weiß, was drunten an der Küste und erst recht im abgelegenen *Assab* vor sich geht.

Beim Stadtbummel reift schnell die Entscheidung: auf jeden Fall versuchen, mit dem Bus mitzukommen; mit ein paar Dollar extra lässt sich da sicher etwas machen. Schließlich sind wir in Afrika! Den armen Sandfloh möchte ich nicht noch eine Woche unbeaufsichtigt im Hafen stehen lassen. Also pünktlich zum Busbahnhof.

Dort steht schon der richtige Bus bereit (Linie 932), ein paar Dutzend Menschen außenherum und ein paar LKW-Ladungen an Gütern, die auch mitsollen. Daneben ein Haufen Rucksäcke und Packtaschen und zwei Traveller, denen sich bald sechs weitere zugesellen. Im Nu sind wir im Gespräch und sie haben nichts dagegen, dass ich mich ihnen anschließe. Bald sind die Rucksäcke auf dem Dach verstaut und all die tausend Sachen, die die anderen Fahrgäste mitnehmen wollen. Es bleibt sogar Zeit, Fressalien und Wasser für die Fahrt einzukaufen, bevor gegen Mittag das Gerangel um die Sitzplätze losgeht. Wie in alten Kolonialzeiten werden die Weißen bevorzugt: Phil und Andrew können neun der besten Plätze, gleich hinter dem Fahrer sichern: acht für ihre Gruppe, und einen für mich. Obwohl ich noch immer kein Ticket in Händen halte, den Sitzplatz habe ich schon 'mal. Und den werde ich verteidigen, bis wir abfahren.

Zweimal kontrolliert der Kassierer alle Fahrgäste durch - bis auf uns. Ein Passagier ist zu viel - oder ein Ticket zu wenig! Gleich nach der Abfahrt, als sich die Aufregung gelegt hat, gebe ich mich als blinder Passagier zu erkennen und berappe meinen offiziellen Fahrpreis - meinen Platz macht mir glücklicherweise keiner streitig. Ich bin auf dem Weg nach *Assab*.

Der Bus ist nicht gerade ein Luxus-Coach und die Piste nach *Assab* nicht gerade eine Prachtstraße. Aber der Fahrer ist ein Profi und geht es langsam an, was einen halben Tag mehr Fahrzeit kostet. Dafür bleiben wir nicht stecken und haben nur zwei Reifenpannen auf der achthundert Kilometer langen Strecke.

Welche Leistung er tatsächlich mit dem voll beladenen Gefährt vollbringt, soll ich erst eine Woche später erfahren, als ich auf eigene Faust die gleiche Strecke zurückfahre und von einem Schlamassel ins nächste stolpere.

Dreimal schlafen wir unterwegs, das erste Mal nur zwei Stunden (herrlicher Sternenhimmel), in *Tio* und in *Hlelika* jeweils sechs Stunden, auch tagsüber wird angehalten, wenn wir ein großes Dorf erreichen. Dort schlürfe ich nur Tee - weil es nichts anderes gibt, und weil es prima erfrischt. Die Nahrungsaufnahme beschränkt sich auf ein paar Bissen trockenes Brot, mehr braucht man bei dieser Hitze auch nicht.

Am Dienstagmorgen, nach zwei Tagen und drei Nächten auf Achse erreichen wir schließlich *Assab City*, das Ziel unserer Odyssee. Der Busbahnhof ist winzig wie die ganze Stadt. Wir strecken die arg geschundenen Knochen, man reicht uns die staubverkrusteten Rucksäcke vom Dach und direkt gegenüber dem Busbahnhof erwartet uns ein akzeptables Hotel (30 Birr pro Nacht, 5 MARK). Es ist acht Uhr morgens. Eine halbe Stunde später machen wir uns gemeinsam auf den Weg zur Agentur, um - vielleicht noch heute - unsere Fahrzeuge freizubekommen. Die Engländer erwarten aus *Suez* einen Landrover und vier Motorräder und der Sandfloh sollte schon letzte Woche aus *Aquaba* angekommen sein.

Doch in Afrika dauert alles ein bisschen länger!

Bis Mittag sitzen wir bei der Agentur herum, dann werden wir zum eritreischen Zoll eskortiert, danach ist Mittagspause und nachmittags ist der äthiopische Zoll an der Reihe. Der will sogar die Fahrzeuge sehen und zum ersten Mal können wir uns vergewissern, dass alles heil angekommen ist. Am Sandfloh fehlt nur ein Aufkleber, sonst ist alles bestens, den Landrover hingegen hat man komplett leergeräumt. Erst großer Schreck, aber die Innereien finden sich feinsäuberlich im Lagerhaus hinter einem zusätzlichen Gitter deponiert - auch davon fehlt nichts.

Inzwischen ist es Abend geworden, wir hasten zum Zahlmeister, berappen 65 US-Dollar an Agenturgebühren und geben uns mit dem Erfolg des heutigen

Tages zufrieden. Seit vier Tagen haben wir keine Dusche gesehen, schauen entsprechend aus - und riechen wohl auch so! Das Bad ist eine Wohltat, auch wenn nur lauwarmes Wasser aus dem Hahn tropft. Frisch gewaschen, gekämmt und im Wissen, dass es dem Sandfloh gut geht, lasse ich mir ein leckeres Abendessen im Hotel schmecken: Spagetti mit Pasta für 13 Birr (2 MARK). Die Auswahl auf der Speisekarte ist nicht riesig, aber das Zeug ist schmackhaft und nach drei Tagen trocken Brot eine wahre Leckerei.

Nach einer erholsamen Nacht stehen wir wieder pünktlich beim Zoll, um die restlichen Formalitäten zu erfüllen. Das zieht sich hin, doch schließlich bin ich der erste von neun Fahrzeugen, der tatsächlich aus dem Hafengebiet rollen darf.

Inzwischen sind wir Stadtgespräch und nach Feierabend schaut jeder am Hotel vorbei und drückt sich am Gitter die Nase platt, um die Gruppe von Langnasen zu sehen, die mit so vielen - und so großen - Fahrzeugen unterwegs ist. Am späten Nachmittag ist der Sandfloh wieder startklar, der GPS-Computer ist gefüttert und die nächste Etappe abgesteckt: durch die *Danakil-Wüste* nach Norden, nach *Massawa* und hinauf nach *Asmara* und in den Rest Eritreas.

Die Strecke selbst kenne ich zwar schon - mit dem Bus sind wir die gleiche Route gefahren - aber erstens reizt mich die Wüste, zweitens ist es der einzige und beste Weg, ins eigentliche Eritrea zu kommen, und drittens will ich für den TCS-Führer die Route beschreiben.

Am Morgen geht's auch gleich richtig zur Sache: Nach Abschied von den Engländern - sie fahren direkt nach Äthiopien - rolle ich guten Muts zum Flughafen, wo die Straße übergangslos zur miserablen Piste mutiert. Die nächsten hundert Kilometer lege ich mehr kriechender Weise zurück, hinauf in die *Danakil-Berge*. Eine Vulkanlandschaft, pittoresk und sehenswert, von

schwarzen Lavabrocken übersät und eine Piste, die ein Vorankommen allenfalls im Schrittempo zulässt.

Erster Nachtplatz ist der *Obsidian*-Pass, den ich so taufe, weil ich eine Menge glasharter, schwarzer Obsidiansteine auflesen kann. Dann geht's weiter, holpernd, im Schrittempo, manchmal langsamer, durch endlose Flusstäler aufwärts, über einen namenlosen Pass, dann ein anderes Flusstal wieder hinunter. Die Täler felsübersät und die Piste praktisch nicht angelegt und schon gar nicht gepflegt: da ist halt früher mal jemand langgefahren und mit der Zeit haben sich die Spuren konzentriert. Nur die schlimmsten Ein- bzw. Ausfahrten der Wadis wurden planiert, sodass der (2WD-)Bus nicht jedes Mal aufsitzt.

Allesamt eine Tortur für den Fahrer und erst recht für den Sandfloh. Doch ich wollte es ja nicht anders! Der Sandfloh schon - und das gibt er mir knallhart zu verstehen, als es nach einer Bodenwelle hinten leise kracht und ich eine gebrochene Zusatzfeder diagnostizieren muss. Halb so schlimm, denke ich, eine Ersatzfeder habe ich schließlich dabei. Doch der Ausbau der alten wird zum Geduldspiel, da beide Schrauben eingerostet sind und sich erst am nächsten Morgen nach Einweichen in MOS_2 -Öl lösen lassen.

In der Zwischenzeit halten ein halbes Dutzend Lkws und Landcruiser und alle fragen, ob sie helfen können. „Nein danke, ich komme alleine klar.“ Gegen zehn geht's weiter, noch 62 Kilometer schaffe ich heute, obwohl die Gegend ebener und die Piste einen Tick weicher wird. Doch die Spuren sind tief und der Sandfloh muss sich tüchtig anstrengen, durchzukommen. Dazu spritzen oft riesige Fontänen *Fech-Fech* und mehr als einmal überholt mich meine eigene Staubwolke. Der mehlfeine Staub dringt durch alle Ritzen und liegt in dicken Schichten auf Küche, Bett und Fußboden.

Die Orientierung ist wenig problematisch, entweder geht es nach Norden oder nach Westen; die Piste ist

überall klar erkennbar und die Verzweigungen sammeln sich nach einigen hundert Metern wieder. Rund um *Tio*, eine Kleinstadt, die wir auf der Hinfahrt schon besucht hatten, wird die Piste einen Tick humaner, bleibt aber wellig und langsam, sodass ich abends ganze 138 Kilometer verbuchen kann. Das dicke Ende sollte aber erst noch kommen.

Bei *Mersa Fatuma* schwenkt die Piste zur Küste und quert auf den nächsten Kilometern sechs Meeresarme. In der Nacht zuvor hatte es geregnet - offenbar nicht zu wenig - denn die Piste ist ein einziger See - respektive eine endlose Schlammkuhle. Zum Glück liegt unter dem Schlamm überall festes Gestein, so dass ich nie ernsthafte Probleme bekomme oder gar festsitze. Der Allradantrieb ist permanent im Einsatz und mit Unbehagen muss ich an den Busfahrer denken, der morgen hier entlangkommen muss. Wie der das wohl schaffen wird? Zwei der miesesten Stücke haben zwar Umgehungen auf dem blanken Felsen, aber es bleiben noch immer einige Kilometer Schlamm übrig.

Die Landzungen zwischen den Buchten sind noch einen Tick schlimmer. Man fährt auf blankem Felsen, nur notdürftig sind die größten Brocken zur Seite geräumt und die Stufen zwischen den Felsen sind haarsträubend. Nur im allerersten Gang krieche ich die Felsen hoch und runter, versuche den Sandfloh halbwegs waagrecht zu halten und ihn nicht umzuwerfen - was das sichere Aus bedeutet hätte. Im Schnecken tempo schlepe ich mich von Bucht zu Bucht. Die Ausblicke sind zwar malerisch und pittoresk aber so recht genießen kann ich die Schönheit nicht.

Nach Querung des letzten Meeresarmes ist dann das Schlimmste geschafft und auf einer sandigen Piste geht's durch die letzten Ortschaften, bevor zwanzig Kilometer vor *Massawa* die Wellblechpiste noch einmal alle Geduld fordert.

Am sechsten Tag ist es schließlich geschafft, ich erreiche die Teerstraße in *Massawa*. Die Zivilisation hat mich wieder. Doch rechte Befriedigung mag sich nicht einstellen. Liegt's daran, dass der Busfahrer jede Woche diese Tortur schafft? Liegt's an der interessanten, aber nicht extrem wüsten Landschaft? Liegt's daran, dass ich genug von Wüsten habe? Oder daran, dass keiner meine (und des Sandfloh's) Leistung würdigen kann?

Schnell genehmige ich dem Sandfloh eine gründliche Unterbodenwäsche, damit der salzige Schlamm sich gar nicht erst festfressen kann. Auch das Innere ist bald wieder staubbefreit und bewohnbar.

Leider verliert ein Reifen etwas Luft, nur ganz wenig, aber genug, dass ich ihn richten lassen muss. Dabei stellt sich heraus, dass die Karkasse an einer Stelle so kaputt ist, dass die Stahldrähte nach innen ragen und den Schlauch aufschaben. Die geschickten Reifenflicker bekommen beides wieder auf die Reihe, aber auf lange Frist kann ich die Karkasse abschreiben. Schuld war wohl ein spitzer Stein irgendwo im Gebirge oder in einem der tückischen Fech-Fech-Felder.

Mit dem Sandfloh wieder auf Vordermann kann's aufgehen zur Erkundung des restlichen Eritreas und Äthiopiens. Dort warten noch jede Menge Berge auf uns.

Landschaft pur ...

Ein Tag ganz nach meinem Geschmack!

Das chinesische Restaurant thront an der höchsten Stelle *Asmaras*, Ich bestaune, wie die Sonne feuerrot über den Horizont klettert. Ihre jungen Strahlen schieben die ersten Wolken über den Bergabbruch herauf, der 2500 Meter zum Roten Meer abfällt. Ich stehe über den Wolken. Da, wo die Freiheit grenzenlos sein soll! Ein herrliches Gefühl jedenfalls. Wenig später tauchen ihre Strahlen auch die Stadt in orangefarbenes Licht und frischer Smog der morgendlichen Buskarawane liegt auch schon über der Stadt.

Das Frühstück lasse ich mir trotzdem schmecken: selbstgebackenes Brot, noch warm vom Ofen ist eine wahre Leckerei nach dem schlabberigen Weißbrot!

Noch flugs zum Einkaufen in den einzigen westlichen Supermarkt: Eier, Brot, Marmelade und Margarine sollten wieder bis nach *Addis Abeba* reichen. An der deutschen Botschaft bunkere ich noch vierzig Liter Wasser (wenigstens muss ich dort nicht lange betteln) und an der nächsten Tankstelle noch 140 Liter Diesel; auch das sollte bis *Addis* reichen. Ich hoffe zwar, dass die Infrastruktur in Äthiopien besser ist als die in Eritrea - doch sicher ist sicher!

Gut gerüstet geht's Richtung Süden, die Straße ist holprig, aber ich kann auch so nicht allzu schnell fahren, denn es gibt soooo viel zu sehen. Zwanzig Kilometer südlich der Hauptstadt erreiche ich die Gebirgsregion. Wobei das Gebirge irgendwie auf dem Kopf zu stehen scheint, mit den Gipfeln nach unten. Oben nämlich breitet sich das fast ebene, zweieinhalbtausend Meter hoch gelegene Plateau aus, auf dem auch *Asmara* liegt. Und die Berge ragen nach unten, sprich als tief eingeschnittene Täler, Schluchten und Senken im

Hochplateau abwärts. Verkehrte Welt. Je näher ich dem *Rift-Valley*, dem großen Grabenbruchsystem Ostafrikas komme, desto spektakulärer wird die Landschaft. Weit vor mir grüßt seit Stunden ein bizarr gezackter Gebirgszug. Sind das etwa schon die *Simien-Mountains*?

Die Straße windet sich immer nahe am Abhang entlang und verliert nur ganz allmählich an Höhe. noch immer stehe ich auf 2700 Metern. Der Grat des Plateaus, auf dem die Straße balanciert wird schmaler und schmaler, nach der nächsten Ortschaft muss ich sicher hinunter ins Tal. Dort müsste auch die Grenze zu Äthiopien kommen.

Ein prima Ort, den Blinker zu setzen, einen Tee aufzusetzen und kurz zurückzublicken.

Die letzten Tage in Eritrea waren ganz schön aufregend. Von *Massawa* - unten am Roten Meer gelegen - rolle ich beizeiten los, um die Mittagssperre der Straße zu umgehen. Kaum komme ich an den Schlagbaum, hinter dem es in zwei Dutzend Kehren hinauf nach *Asmara* geht, da ist er auch schon geschlossen. Obwohl es erst elf Uhr durch ist. Da hilft kein Diskutieren und kein Ärgern! Punkt sechzehn Uhr hebt sich der Schlagbaum wieder und die Wettfahrt beginnt. Gott sei Dank bin ich Nummer drei in der Schlage und schon in der ersten Kurve kann ich den stinkenden, altersschwachen Brummi vor mir schnupfen. Dann wird der Nebel so dicht, dass an ein Überholen nicht mehr zu denken ist und ich nur noch nach Gefühl fahren kann. Brav klettert der Sandfloh die dreißig steilen Kilometer hinauf.

Kaum lugen wir oben über die Kante des fast senkrecht abfallenden Gebirges, da verschwinden Nebel und Wolken mit einem Wisch. Der Himmel strahl in tiefem Blau und im abendlichen Gegenlicht suche ich mir einen passablen Nachtplatz. Der abendliche Bummel führt mich zielstrebig zur einzigen Pizzeria *Asmaras*:

zwei Bier und eine Riesen-Pizza kosten schlappe 3.30 MARK.

Bevor ich mich auf die Rundtour durch den Westen des Landes mache, will ich mir Infos zu deutschen Hilfsprojekten im Lande holen, die ich dort besuchen könnte. Doch der Gang zur Deutschen Botschaft wird zum Schneidergang. Immerhin erfahre ich, dass sich die Entwicklungshilfe in den letzten fünf Jahren auf 176 Millionen MARK summiert.

Also mache ich mich ohne konkrete Ziele auf die Rundtour. Nach sechzig Kilometern finde ich einen Pass mit herrlicher Aussicht in ein Tal, das von der langsam untergehenden Sonne in alle Regenbogenfarben getaucht wird. Der Platz ist eben, ruhig und von mannshohen Kakteen gesäumt. Idylle pur! Bald sind die obligaten Fotos im Kasten und ich habe mich häuslich eingerichtet. Da kommt auch schon ein alter Mann mit einem Bündel Reisig auf der Schulter den Hang hochgekraxelt, mit dem ich mich blendend unterhalte, obwohl wir kein Wort verstehen. Zum Abschied will er mit dem Sandfloh aufs Foto. Ein Wunsch, dem ich gerne nachkomme, ziert ihn doch ein Gesicht, in dem die Jahre tiefe Furchen hinterlassen haben.

Tags darauf mische ich mich auf dem Brennholzmarkt von *Keren* unters Volk und kann ein paar ganz gute Bilder einfangen. Dann geht's zurück auf die Piste, die in schauderhaftem Zustand ist. Mittel- und Seitenstreifen bestehen aus senkrecht geschichteten Felsplatten, dazwischen hat man nur groben Schotter eingefüllt und festgestampft. Straßenbau auf eritreisch. Man fährt praktisch auf dem blanken Felsen, was den Reifen nicht sonderlich gut bekommt - und einen Stundenschnitt von allenfalls zehn bis fünfzehn Kilometern erlaubt. Mühsam! Die Einheimischen Lkws rasen in einem Affenzahn darüber, werden zwar nicht so geschüttelt wie ich, doch die Reifen sehen entsprechend aus.

Auch mich erwischt das Unheil, wie sollte es auch anders sein? Glücklicherweise erst, als ich bei *Mendefera* wieder Teerstraße erreiche. Bei der Nachtplatzsuche gibt es plötzlich das allzu bekannte Geräusch: Pffft. Bevor ich noch ausgestiegen bin, stehe ich hinten rechts schon auf der Felge. Noch halbwegs in Übung wechsle ich nicht nur den einen Reifen, sondern den auf der anderen Seite auch gleich mit, so dass ich hinten beidseitig auf runderneuerten Pneus fahre. Bei dem kaputten lugen mir dicke Stahldrähte entgegen, just an der Stelle, die ich in *Massawa* hatte flicken lassen. Die Karkasse ist derart marode, dass ich sie nur als Pistenmarkierung zurücklassen kann.

Auf weiterhin felsigen 'Straßen' geht es weiter gen Westen, die Landschaft ist interessant, aber noch nicht wirklich spektakulär. Für den Rückweg ab *Barentu* wähle ich die südliche Piste, die sich als abwechslungsreicher und besser herausstellt als die nördliche Variante. Ein paar Antilopen grasen friedlich am Wegesrand und nehmen nur kurz Reißaus: die ersten wilden Tiere Afrikas! Daneben jede Menge Vögel, viele große schwarz-weiß gestreifte mit rotem Krumschnabel und kleine mit farbenprächtigem Gefieder, von denen ich keinen identifizieren kann. Nicht eben mein Fachgebiet!

Nach vier Tagen und fünfhundert Kilometern bin ich zurück am Ausgangspunkt. Trotz der kurzen Zeit konnte ich einen guten Eindruck vom Tiefland mitnehmen. Am spektakulärsten allerdings sind die Bergregionen und die Abhänge zwischen den verschiedenen Höhenstufen.

Dinge, die getan werden müssen, schiebe ich nicht gerne auf die lange Bank: daher setze ich mich gleich noch an den Schreibtisch und erledige die Weihnachtspost. *Asmara* wird für längere Zeit die letzte größere Stadt sein!

So ist nun alles erledigt und ich kann guten Gewissens die nächste Etappe antreten, die mich kreuz und quer durch Äthiopien bringen soll. Eine Menge soll es dort zu sehen geben. Vieles davon soll nicht Kultur, sondern Landschaft sein, Berge und Tiere. Lassen wir uns überraschen. Morgen werde ich voraussichtlich die Grenze erreichen, und gleich danach rechts abbiegen, *Dobre Damo*, das Kloster auf dem Berg, soll mein erstes Ziel sein.

Es zerrt an den Nerven ...

Sonnendurchfluteter Eukalyptuswald, weiße Wolken am tiefblauen Himmel, blökende Schafe, grasende Pferde und ein tapsiges Fohlen auf der sattgrünen Wiese; der Sandfloh im Schatten junger Eukalyptusbäume: 3100 Meter zeigt der Höhenmesser: der *Wolkefit-Pass*, nahe der *Simien-Mountains* im Nordwesten Äthopiens.

Lange hat es gedauert, bis ich diesen Höhepunkt der Äthiopientour erreicht habe: die Piste besteht weiterhin aus Steinen - besser gesagt aus kleinen Felsbrocken - die oft genug nur im Schrittempo, manchmal sogar noch langsamer genommen werden können. Besonders Kehren und Ortsdurchfahrten haben es in sich. So hatte ich heute Morgen noch einmal drei Stunden heraufkriechen müssen, ehe die Passhöhe endlich erklommen war. Seit *Inda Selase* schlängelt sich die Piste über die Ausläufer der *Simien-Mountains* dahin. Wohl bemerkt darüber hinweg, nicht etwa - wie bei uns üblich - in den Flusstälern entlang, sondern immer wieder auf einen Bergrücken hinauf, ins nächste Tal hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf. Der Höhenmesser pendelt dauernd zwischen 1500 bis 3000 Metern.

Der *Wolkefit-Pass* ist nicht einmal der höchste Pass der Äthiopien-Etappe. Drüben, auf der Anfahrt von *Adi Abun* nach *Dobre Damo* und *Axum* musste ich einen weit höheren Pass queren, der zwar keinen Namen hatte, dessen Abfahrt über die Felskante aber noch spektakulärer ist, als hier am *Wolkefit*. Von 3350 Metern geht's dort hinunter auf achthundert: ein Großteil davon an einer fast senkrechten Felswand entlang, in zahllosen engen Kehren, dann weit ausholend am

Abhang entlang, bevor man kurz vor *Dobre Damo* in die Ebene gelangt.

Dort unten biege ich dann auch gleich rechts ab, rolle sieben Kilometer guter Piste Richtung *Dobre Damo*, bevor ein stecken gebliebener Bus voller Pilger ein Weiterkommen verhindert. Gut, gehe ich den Rest eben zu Fuß! Ein bisschen Bewegung kann den steifen Knochen nicht schaden!

Der Tag neigt sich dem Ende zu, also parke ich unten im Flusstal, während die Leute oben am stecken gebliebenen Bus eine neue Piste aus dem Gestein kratzen. Früh am Morgen trotte ich die restlichen vier Kilometer zum Fuß des Berghangs, der mich von der weltberühmten Einsiedelei trennt. *Dobre Damo* liegt auf einem isolierten Felsplateau und ist ringsum von senkrechten Felswänden begrenzt. Ohne Strickleiter oder Helikopter ist an ein Hochkommen nicht zu denken. Doch weder das eine noch das andere wird geboten. Bewusst möchten die Mönche ihr Kloster isoliert halten - die Verlockungen der Außenwelt stören nur bei der Andacht. Frauen haben da erst recht keinen Zutritt.

So folgt denn auch der schwierigste Teil: zum Plateau muss man(n) zwanzig Meter senkrecht an einem Seil hochklettern und Tritte für die Füße am brüchigen Felsen sind Fehlanzeige. Zum Glück ist der Mönch am anderen Seilende ein kräftiges Mannsbild, zieht mich fast das ganze Stück hoch. Verbissen klammere ich mich an das dicke Seil und gebe sicher keine glänzende Vorstellung ab! Ihm scheinen Schwächlinge nicht unbekannt zu sein, er heißt mich herzlich willkommen.

Oben bummle ich über die ebene Hochfläche, genieße die Lichtspiele, die die junge Sonne in den spektakulären Felsen zaubert und schaue hinunter auf einen Sandfloh, fast fünfhundert Meter senkrecht unter mir. Die Häuser der Mönche sind einfach gehalten, aber aus soliden Steinen aufgeschichtet und massiv gebaut.

Dazwischen ein paar grasende (männliche) Ochsen und Ziegen. Denn Weibliches, ganz gleich in welcher Form, ist hier oben nicht erlaubt! Nur weibliche Fliegen gibt's - in Massen. Daher ist auch jeder Mönch mit einem Fliegenwedel ausgestattet, hergestellt aus Ziegenhaaren. Vielleicht würde es schon helfen, wenn die Mönche ihre Notdurft in einer ordentlichen Toilette verrichten und nicht einfach auf die Steine kacken würden!

Die Kirche dicht am Abhang, benannt nach dem Gründer *Abune Aregawi* soll die älteste erhaltene Kirche Äthiopiens sein und aus axumitischer Zeit (zirka sechstes Jahrhundert) stammen. Für mich ist sie dafür ausgesprochen gut erhalten. Nur die nachbarliche Sammlung von seltenen, teils colorierten Manuskripten ist letztes Jahr einem Blitzeinschlag zum Opfer gefallen - nach tausendvierhundert Jahren höchst wechselvoller Geschichte ein herber Verlust. Dennoch bleibt *Dobre Damo* sehenswert und wird monatlich von Hunderten von Pilgern besucht.

Zurück auf dem Boden des fruchtbaren Tales - der Abstieg ist weit weniger anstrengend als der Aufstieg - gibt's Frühstück, bevor ich eine junge Äthiopierin zur Hauptstraße mitnehmen kann. Leider spricht sie kein Wort Englisch und ich kein Wort Amharisch - Schade. Nach einer halben Stunde Fahrerei bei offenem Fenster hat sich auch ihr Parfum - Ziege Natur - verflüchtigt.

Die Piste wird holpriger, je mehr ich mich *Axum* nähere, im gleichen Maß, wie der Verkehr zunimmt. Axum ist die älteste, bekannteste und wohl heiligste Stadt Äthiopiens. Schon vor 3000 Jahren soll einer Überlieferung zufolge, König *Menelik I*, der Sohn von König *Salomon* und der *Königin von Saba*, die Bundeslade nach *Axum* gebracht haben. Danach war *Axum* jahrhundertlang Hauptstadt des Kaiserreichs Äthiopiens und

wurde erst in jüngster Zeit vom zentralgelegenen *Gonder* und später von *Addis Abeba* abgelöst.

Aus den alten Tagen sind jede Menge imposanter Bauwerke erhalten. *Stelen* sind aus Granit gehauene und verzierte Grabsteine aus vorchristlicher Zeit. Viele von ihnen sind zwar zerbrochen oder umgestürzt, die größte noch stehende aber misst stattliche 23 Meter, zehn Stockwerke hoch! Die meisten stehen beziehungsweise liegen verstreut in einem staubigen Park, für das man ein Ticket für 50 Birr (12 MARK) erwerben muss. Das gilt dann auch für die restlichen historischen Stätten, die teils in der Stadt, teils in der näheren Umgebung zu finden sind.

Zunächst bummle ich durch die zentrale Kirchenanlage: die alte Kirche der Heiligen *Maria von Zion* ist schon wegen ihres Alters interessant (gebaut im frühen 17. Jahrhundert von König *Fasilidas*), weitaus mächtiger thront wenige Schritte weiter die neue runde Kirche gleichen Namens, die von Kaiser *Haile Selassie* in Auftrag gegeben und 1965 eingeweiht wurde.

Etwas versteckt zwischen Kirchen und Klöstern liegt das eigentliche Heiligtum *Axums*, die Kapelle der Bundeslade, die jedoch nicht besichtigt werden kann. Darin sollen der Überlieferung zufolge die beiden Steinplatten mit den zehn Geboten aufbewahrt werden, die Moses am Berg Sinai erhalten haben soll. Ob's stimmt, kann ich nicht sagen, aber die Einheimischen schwören darauf und die kleine, aber ungemein reich verzierte Kapelle ist streng bewacht.

Auf dem Weg zum Parkplatz komme ich auch am Bad der berühmten *Königin von Saba* vorbei, einem riesigen Wasserbecken, das aus einem einzigen Stein herausgemeißelt wurde. Der Fels ist allerdings wenig fotogen und daneben waschen die alten Frauen respektlos ihre schmutzige Wäsche. Am andern Morgen stiefle ich hinauf zu den Grabmälern von *Gebre-Maskal*, wo

aufwändige Ausgrabungen stattfinden und um die sich so manche Sage rankt. So soll beispielsweise ein unterirdischer Tunnel die Stadt mit dem Hafen *Adulis* - dreihundert Kilometer entfernt - verbinden.

Ein Ausflug in die umgebenden Hügel schließt sich an, von wo aus ich die bizarren *Adwa-Berge* in der Ferne erahnen kann, durch die ich gestern gerollt bin und die mich mit ihren Vulkanstümpfen stark ans *Hoggar-Gebirge* Algeriens erinnern. Zurück in der Stadt muss ich feststellen, dass der Bolzen der vorderen Abschleppkupplung fehlt: offenbar haben die Kinder gestern Abend Gefallen daran gefunden, als ich bei *Pippa Sandford* zu Besuch war und viel Interessantes über ihre Arbeit bei FARM AFRICA (NGO-Projekt zur Hilfestellung für Kleinbauern) erfahren hatte. Der erste Diebstahl auf der bisherigen Reise!

Weiter geht's nach *Inda Selase*, wo die Piste einen Tick besser wird, jedoch nun hügelab/hügelauf herauf zum *Wolkefit-Pass* führt. Zum Glück ist die Piste passabel und je mehr ich an Höhe gewinne, desto üppiger wird die Natur. Ab und zu fallen sogar kleine Wasserfälle auf die Piste und kaum bin ich auf der Passhöhe (3100 m), da leuchten mir auch schon saftig grüne Wiesen entgegen.

Inzwischen tun die Augen weh vom konzentrierten Schauen auf die Piste und nach acht Stunden täglicher Fahrerei kann ich die Piste kaum mehr ausmachen. Höchste Eisenbahn für einen Erholungsaufenthalt! Nachdem ich die letzten zehn Tage ohne längere Unterbrechung durchgefahren bin, habe ich mir einen Tag Pause verdient. Die grünen Wiesen sind eine Wohltat für Augen und Sinne. Wie sehr einem diese Farben doch fehlen können!

Kontraste ...

Welche Kontraste dieses Land doch zu bieten hat! Vorgestern noch, oben in *Gonder* muss ich einen Alarmstart hinlegen, um aus der Stadt zu verschwinden, die mich mit ihren aufdringlichen Kindern fast erdrückt hätte. Und gestern, in *Bahir Dar* am Südufer des *Tana-Sees* empfängt mich eine gut geteerte Straße, freundliche Kinder, die mir zwar zuwinken, aber mich in Ruhe lassen und ein paar Jugendliche, die mich in fließendem Englisch willkommen heißen und sich erst in zweiter Linie als Guide andienen wollen.

Doch wieder der Reihe nach.

Die Gesellschaft der Pferde und Schafe am *Wolkefit-Pass* genieße ich noch eine weitere Nacht und wache am andern Morgen fröstelnd auf. Das Thermometer zeigt drei Grad über Null, ich kuschle mich in den warmen Schlafsack, bis mich die warmen Sonnenstrahlen überreden können, aufzustehen. Niedere Nebelfelder liegen über den Wiesen, als ich den Sandfloh starte und über ein fast ebenes Plateau gen Süden rolle. Wo sind nur die viel versprechenden *Simien-Mountains* mit ihrer atemberaubenden Szenerie geblieben? Völlig überrascht rolle ich fünf Kilometer später in *Debark* ein, einem schmutzigen, kleinen Dorf, wo der Aufstieg in die Berge beginnen soll. Doch Berge sind weit und breit nicht zu sehen! Liegt's am Sonnenaufgang, der mich noch immer blendet? Oder liegt's am Schmutz, der überall herumliegt? Oder liegt's an der extrem holprigen Piste nach *Sankaber*, die ich hätte fahren müssen, um zu den richtigen Bergen zu kommen? Oder liegt's an den Hunderten von Kindern, die mir ihr „Jo, Jo“ entgegenplärren? Jedenfalls lasse ich das Dorf hinter mir, ohne auch nur einen zweiten Gedanken an Anhalten und Bergexkursion zu verschwenden.

Schade, die Berge sollen so beeindruckend sein. Doch ich lasse sie im wahrsten Sinn des Wortes links liegen, ohne auch nur den Schatten ihrer Schönheit erhaschen zu können. Zum Ausgleich werde ich die *Bale-Mountains* südlich von *Addis* etwas näher besuchen! Dort kann man - laut Führer - prima Tagesausflüge unternehmen und muss nicht mit Führer, Wächter, Muli und seinem Treiber durch die Gegend ziehen.

Das ist nun schon die dritte Bergregion, die so gar nicht nach meinem Gusto ist! „Was ist los mit dir? Kann man es dir überhaupt irgendwie recht machen?“ „Sicher, in ein paar Wochen am *Mount Kenia*, dem ich schon so lange entgegenfiebere - dort werde ich mich auch durch schlechtes Wetter nicht abbringen lassen, ein paar Tage über 4000 m zu verbringen!“ „Na, hoffentlich!“

Auf andere Gedanken zu kommen bleibt kaum Zeit, denn die Piste nimmt mich voll in Anspruch. War sie bis *Debank* steil, kurvenreich, und einsam so wird sie nun zunehmend holpriger und staubiger. Mit jedem Dorf, das ich durchquere, wächst der Verkehr und die Piste wird noch ein bisschen ruppiger. Und in jedem Dorf gibt es mehr Kinder, die mir „Jo, Jo!“ entgegenkreischen. Oder „Money, money! “. Oder „Give me one Birr! “ oder einfach „Give me, give me! “ Als ob Touristen dazu da sind, gemolken zu werden!

Den Eindruck finde ich in der nächsten Stadt aufs trefflichste bestätigt: *Gonder*. Von allen Seiten hallt mit „Jo, Jo!“ entgegen und die Kinder rennen gebannt neben dem Sandfloh her, ohne auf andere Autos zu achten.

Gonder ist die frühere Hauptstadt Äthiopiens und hat so viel Sehenswertes zu bieten, dass ich dennoch Halt machen will. Also hin zur nächsten Polizeistation, wo ich hoffentlich Ruhe vor den Kindern habe. Denkste! Schon beim Mittagessen fummeln sie am Sandfloh herum, dass ich mehrfach mein „Finger weg!“ nach

draußen brüllen muss. Den Sandfloh in dieser Umgebung allein zu lassen, wage ich nicht. Sicher fehlt danach alles, was nicht niet- und nagelfest ist! Also ziehe ich zu einem Hotel um, wo der Sandfloh in Ruhe stehen kann, wo das Management aber auch vierzig Birr (8 DM) fürs Parken und eine Dusche kassieren will.

Den Sandfloh sicher untergebracht, will ich die Schlösser und Paläste aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert besichtigen, als *Gonder* die Hauptstadt des Königreichs war. Schon von Ferne winken ihre zinnenbewehrten Türme und Burgen. Doch die Eintrittspreise sind gesalzen, fünfzig Birr will man haben, umgerechnet elf Mark für ein paar schlecht erhaltenen Mauern! Wieder einmal sage ich denen meine Meinung und stieple wutschnaubend weiter. Auf dem Weg rund um die Schlossmauer finde ich doch zwei Gelegenheiten, ein paar Fotos der Ruinen zu schießen.

Im Rest der Stadt finde ich nur Schmutz, verkommene Gebäude und eine Unzahl von bettelnden und schmutzigen Gestalten jeden Alters. Und immer wieder tönt mir das „Jo, Jo!“ oder „Give me, give me!“ der Kinder ins Ohr. Das Abschotten des Gehirns, das Nicht-links-und-nicht-rechts-schauen schmerzt, bis der Kopf zu zerspringen scheint. „Weg hier, so schnell wie möglich!“ ist alles, woran ich denken kann. Flugs zurück zum Hotel, wo der Sandfloh steht. Selbst ein kaltes Bier hilft nicht, meine Abscheu vor dieser Stadt zu lindern. Fünf Minuten später sitze ich auf dem Bock und holpere die miserable Straße aus der miserablen Stadt hinaus, erreiche bei *Azezo* die Ost-West-Verbindung nördlich des *Tana*-Sees und rolle durch wenig eindrucksvolles Hügelland nach Südosten.

Kurz vor Sonnenuntergang suche ich mir einen Nachtplatz mit Blick auf den entfernten See. Kaum habe ich den Motor abgestellt, sind schon wieder Kinder da und beäugen mich eifrig. Als ich einer älteren Frau eine Packung Kekse schenke, ist es mit dem

Frieden völlig vorbei: das halbe Dorf umlagert den Sandfloh. Doch ich habe mich ins Innere zurückgezogen, lasse mich nicht blicken, bis schließlich alle nach Hause gegangen sind. Nur zwei hartnäckige Wächter trollen sich erst lange nach Einbruch der Nacht.

Bevor die Kinder zur Schule müssen, bin ich wieder auf Achse und holpere die nach wie vor felsige Piste gen Süden. Ich weiß nicht, wer den Straßenbauern hier erzählt hat, dass man die Steine mit der *spitzen* Seite nach oben auf die Straße legen muss, nicht mit der ebenen wie bei uns. Und dass über die groben Felsbrocken noch zwei Schichten kleinere Steine gehören. Jedenfalls ist die Piste überaus holprig. Je mehr der Boden links und rechts obendrein für Ackerbau genutzt wird, desto weniger kann man auf die Seite ausweichen, so dass nur die Holperei über die spitzen Steine übrigbleibt. Die sechzig Kilometer werden zur Geduldprobe.

Bahir Dar heißt mich mit einer großartigen Teerstraße willkommen, mit einer guten Brücke über den hier entspringenden Blauen Nil, mit Palmen links und rechts der Straße, mit einem blumenbestandenen Mittelstreifen auf der sechsspurigen Fahrbahn. Dazu kein „Jo, Jo!“, kein „Give me, give me!“ Hörbar atme ich auf - hier gefällt es mir! Nach einer kurzen Runde durch die drei Straßen der Stadt suche ich mir einen Platz zum Bleiben. Am noblen *Tana*-Hotel will man siebzig Birr (15 DM) haben, am *Blue Nile Hotel* nur dreißig (6,50 DM), Toilette und Dusche inklusive, die Entscheidung fällt da nicht schwer. Flugs ist der Sandfloh unter dem schattigen Blätterdach geparkt und ich genieße die wohltuende Ruhe.

Gut gelaunt mache ich mich auf zum gemächlichen Stadtbummel, durch die angrenzenden Felder und durch den riesigen Markt, der gerade seine Pforten schließt. Da heute Sonntag ist, beschließe ich, noch einen Tag zu bleiben, morgen früh den Ausflug zu den

Blue Nile Falls zu unternehmen und nachmittags über den Markt und zur Bank zu bummeln, um Geld zu wechseln. Langsam wird es eng mit den Moneten, erst in *Nairobi* kann ich wieder Geld schöpfen!

Widersprüchliche Eindrücke

Weiterhin zeigt Äthiopien zwei völlig gegensätzliche Gesichter; jeder Traveller, mit dem ich spreche, bestätigt mir das. Wobei diejenigen, die mit einer deutschen oder europäischen Einstellung reisen, diesem Land so schnell wie möglich den Rücken kehren wollen. Auf der einen Seite besticht die unermessliche landschaftliche Schönheit dieses Landes, seine ethnische Vielfalt, seine netten und hilfsbereiten Menschen, sobald man näheren Kontakt zu ihnen hat. Auf der anderen Seite begegnet man einer Armut, die durch die penetrante Bettelei erst richtig bedrückend wirkt sowie einer Einstellung Touristen gegenüber, die ihn nur als Vieh klassifiziert, das nach Strich und Faden ausgenommen werden muss, ohne dass er dafür Anforderungen stellen dürfte.

Jüngstes Beispiel sind die Kirchen in *Lalibella*. Im Führer werden sie als achttes Weltwunder und 'Absolutes Muss' gepriesen. Also fahre ich voller Erwartungen die siebzig Kilometer ruppiger Piste von *Dilb* gen Norden, um in einer schmutzigen kleinen Bergstadt zu landen, in der mir schon am Ortsbeginn die Jungen hinterherlaufen, um mich ins richtige Hotel zu bugsieren. Doch ich lasse mich nicht anmachen und fahre meines Wegs, lande aus freien Stücken im '7 *Olives*', wo der Nepp allerdings erst richtig beginnt:

- Fünfzig Birr (11 DM) Standgebühr (Dusche und Klo gibt's nur gemeinsam mit den Angestellten);
- Fünfzig Birr Gehalt für den Führer, ohne den man keine der versteckten Kirchen findet;
- Hundert Birr Eintritt für die Kirchen in *Lalibella* (die entfernteren kosten extra);
- Zehn bis fünfzehn Birr Gehalt für den Schuhjungen, der auf die Schuhe aufpasst, solange man

in der Kirche ist (die Schuhe muss man vor der Türe ausziehen);

- Fünf bis zehn Birr in jeder Kirche, in der man einen Geistlichen mit seinen Insignien oder etwas anderes fotografieren will.

Alles zusammen bin ich an die 250 Birr (55 DM) los, um ein halbes Dutzend aus dem Felsen gehauene, sogenannte monolithische Kirchen zu besuchen. Dabei haut mich keine einzige wirklich vom Hocker. Schlecht sind sie nicht und die Baumeister haben sich damals sicher viel Mühe gegeben. Aber das Ganze als achtetes Weltwunder zu bezeichnen, grenzt doch an Größenwahn.

Eine einzige dieser Kirchen, *Bet Maryam*, ist auch im Innern mit Deckenmalereien und Holzschnitzereien verziert und wirklich sehenswert. Die anderen sind bar jeden Schmucks und den einzigen Farbklecks bilden bunte Vorhänge. Deren Stoff ist aber so zerschissen oder vor Dreck strotzend, dass es eine Schande ist. Zwei der größten Kirchen, *Bet Medhane Alem* und *Bet Maryam*, sind zudem so marode, dass hässliche Wellblechdächer den Regen abhalten müssen. Die gestalten das Ganze noch etwas weniger fotogen. Wie kann man eine Sehenswürdigkeit nur derart verschandeln?

Kurz und gut: *Lalibella* ist eine rechte Enttäuschung für 250 Birr und 150 Kilometer Umweg auf übler Piste.

Übersättigt von langweiligen Kirchenschiffen hutsche ich zurück ins Hotel. Da treffe ich zwei Schweizer, die hier gestrandet sind und die ich anderntags in die nächste Stadt mitnehme, wo sie mit dem Bus weiterfahren wollen. Die Beiden müssen natürlich hinten sitzen, halten sich auf der holprigen Piste am Tisch fest und prompt brechen beide Bodenhülsen. Der Sandfloh ist nur noch ein fahrendes Schlafzimmer.

Ansonsten gibt es über die nächsten Tage wenig Nennenswertes zu berichten außer einem schlimmen

Durchfall, der mir drei Tage lang das Innerste zu äußerst kehrt und nicht an Fahren denken lässt. Nach heftigem Erbrechen wirds schlagartig besser, aber von Essen und Trinken halte ich mich tagelang fern. Feste Nahrung gibt's erst nach und nach wieder. Vermutlich eine leichte Lebensmittelvergiftung.

Die Tage in *Addis Abeba* verlaufen ereignislos bis leicht ärgerlich: zwei Stunden muss ich im Hauptpostamt persönlich von einem Schalter zum anderen rennen - und schließlich den obersten Manager bemühen, bis sich ein avisiertes Paket mit leckerem Weihnachtsgebäck und zwei weitere Briefe finden: alles hätte eigentlich in meinem Poste-Restante-Fach liegen sollen. Die Reorganisation der äthiopischen Post mit deutscher Hilfe hat offenbar nicht viel gebracht!

Addis Abeba selbst ist wenig eindrucksvoll, eben eine Großstadt - es leben hier wohl sieben bis acht Millionen Menschen. Daneben ist das Fotografieren praktisch überall untersagt, teilweise sogar das bloße Stehenbleiben. Will man sich die Beine mal ausruhen oder auch nur einen netten Anblick genießen, wird man von knüppelbewehrten Ordnungshütern weitergetrieben. Was der Unfug soll, kann mir niemand erklären, offenbar hält man das für normal.

Auf dem Telegrafenamts muss man sogar auf einer bestimmten Bank an einer bestimmten Stelle sitzen, solange man auf sein Ferngespräch wartet. Wehe, du hältst dich nicht daran: allgegenwärtige Ordner (Überbleibsel aus der Zeit des militärischen *Dergue*-Regimes) weisen dich zurecht. Hoch lebe die äthiopische Demokratie!

Neues Jahr, neues Glück

Mann, war das eine schwere Geburt: heute früh musste ich die Reparatur des Scheibenwischers in Angriff nehmen. Nachdem es gestern Abend am *Lake Baringo* - ganz untypisch für diese Jahreszeit - geregnet hatte, müssen auch so unwichtige Teile wie der Scheibenwischer funktionieren!

Also alle Entschlusskraft zusammengenommen und den Werkzeugkasten herausgekrämt. Doch der Fehler will partout nicht gefunden werden: entweder läuft der Wischer überhaupt nicht oder auch dann, wenn er abgeschaltet ist. Nach vier Stunden habe ich die Ursache endlich gefunden – ein Wackelkontakt am Heimlauf des Wischermotors. Jetzt ist alles wieder auf Vordermann und es kann meinetwegen auch wieder regnen.

Regen – ja, bitte! Ein bisschen kühler könnte es auch werden! Die 35 Grad, die im *Rift-Valley* zur Mittagszeit herrschen, setzen mir ganz schön zu. Die Schwarzen sind zu beneiden, die halten einfach ihre Siesta. Doch bei mir will sich bei solchen Temperaturen kein Schlaf einstellen. Ich sitze im schattigen Sandfloh und schreibe Tagebuch.

Und überhaupt. Einen ziemlichen Durchhänger hab' ich gerade. Obwohl die Fahrerei zügiger als geplant vorangeht, will wenig Freude aufkommen. Liegt's daran, dass ich noch zehn Monate auf dem schwarzen Kontinent vor mir habe, was mir nach zwei Monaten noch unheimlich lange erscheint? Oder liegt's daran, dass ich mich nach einem guten Gespräch sehne? Sprechen über etwas anders als das ewige Woher und Wohin oder die Pistenverhältnisse! Sprechen über Menschen, über Gott, über die Welt! Den Geist fordern?

Doch lasst mich zunächst erzählen, wie es vom *Lake Langano*, der letzten Station in Äthiopien weitergeht.

Freitag, der 27. Dezember ist der einzige Tag, an dem die Banken zwischen den Feiertagen geöffnet sind, um Geld zu tauschen. Was ich ausnutzen muss. Bis zur Grenze ist zwar Teerstraße angesagt, doch es sind 560 Kilometer und wer weiß, wie die Teerstraße zu fahren ist? Also breche ich nach einem festlichen Frühstück am ersten Weihnachtsfeiertag auf und rolle gen Süden. Die *Bale-Mountains* lasse ich links und den *Abaya-Lake* rechts liegen, um schnurstracks zur Grenze zu rollen. Ich will 'raus aus Äthiopien! Nicht nur, weil mein Geld knapp wird, sondern weil mir entgegenkommende Reisende berichten, dass alles wirklich nur halb so interessant ist wie im Führer beschrieben. Deckt sich das nicht auffallend mit meinen eigenen Eindrücken? War ich mit meiner Einschätzung also gar nicht so falsch gelegen?

Ist es wirklich wahr, dass man nach zigtausend Kilometern auf Achse auch den schönsten Sehenswürdigkeiten nichts mehr abgewinnen kann? Dass der Kopf einfach überfüllt ist? Bei meinem langsamen Reisetempo sollte eigentlich ausreichend Zeit sein, die Impressionen zu verdauen. Dachte ich. Doch offensichtlich müssen die Eindrücke nicht nur per Computertagebuch und Kamera verarbeitet werden, sondern eben auch im Hirnkastl. Hinzu kommt, dass man in Äthiopien für Alles und Jedes zahlen muss - und das nicht zu knapp. Was den Reiz nicht unbedingt steigert!

Solchen nicht gerade feiertäglichen Gedanken nachhängend, rolle ich die äthiopische Teerstraße gen Süden. Richtig gut ist sie nicht, aber ich komme zügig voran und stehe am zweiten Weihnachtsfeiertag wie geplant an der Grenze zu Kenia. Die Abfertigung ist problemlos, nur der äthiopische Zöllner mault ein wenig, weil ich das Fahrrad nicht deklariert hatte. Die Kenianer wollen dagegen nicht einmal einen flüchtigen Blick in den Sandfloh werfen!

Auf kenianischer Seite ist Fahren im Konvoi angesagt. Die Strecke von *Moyale* hinunter nach *Isiolo* ist wegen Überfällen moslemischer Rebellen als eine der gefährlichsten Strecken Ostafrikas verrufen. Touristen wie Einheimische dürfen die zwei Tagesetappen nur im Geleit befahren.

Nach einem halben Tag Warterei hebt sich am anderen Morgen der Schlagbaum und zwei Dutzend LKWs machen sich auf Richtung *Marsabit*. Von wegen 'Konvoi fahren'. Jeder fährt, wie er lustig ist, alle fahren viel zu schnell und die Piste ist Wellblech pur. In allen nur denkbaren Varianten und Wellenlängen. Mal kurzweilig, mal langweilig, meistens alles zusammen. Drei-, viermal versuche ich, die kritische Geschwindigkeit zu erreichen, um über das Wellblech zu fliegen, doch die Piste ist ungleichmäßig und holprig, keine Chance, eine komfortable Geschwindigkeit zu erreichen!

Nachdem sich der Dachgepäckträger zum zweiten Mal losgeschraubt hatte, beschließe ich, weitere Versuche bleiben zu lassen und es langsam anzugehen. Den Sandfloh zu schonen, die Nerven zu schonen und das Wellblech geduldig abzureiten. Nicht sonderlich zeitsparend, dafür sicherer. Was hilft's denn, wenn ich hier draußen mit einer gebrochenen Feder oder defektem Motor liegen bleibe? Dann doch lieber "pole pole!", wie man in Kenia sagt. "Langsam, langsam!"

Im Nationalpark um *Marsabit*, nach einer der anstrengendsten Tagesetappen Afrikas wird die Piste besser und mit den letzten Sonnenstrahlen erreiche ich den Militärposten, an dem man sich vom Konvoi abmelden muss – die erste Hälfte ist geschafft!

Die zweite Etappe der Konvoi-Route schaut nicht viel besser aus – wieder nur Wellblech pur. Da fahre ich doch lieber meine eigenen Wege, Überfall hin, Überfall her. Gleich die erste Abzweigung nach dem Militärposten bringt mich nach Nordwesten, Richtung *Turkana See*, hinaus aus der Stadt, hinein in die *Chalbi-*

Wüste. Die besteht zunächst aus nicht mehr als schwarzen Lavabrocken, von denen die meisten auch noch mitten auf der Piste liegen. Hinter einem kleinen unscheinbaren Dorf finde ich mich plötzlich auf einem ausgetrockneten See wieder, einem Seitenarm des *Lake Turkana*. Die Salzkruste blendet im gleißenden Sonnenlicht, der Schweiß rinnt in Strömen, aber die Piste ist eben und prima zu fahren. Welcher Unterschied zur Rüttellei auf der Hauptroute.

Das bleibt so bis *North Horr*, das ich per GPS suchen muss. Die Pisten führen kreuz und quer über die teils sandige, teils salzige Ebene und nirgends steht auch nur ein winziges Steinmännchen. Zum ersten Mal auf der ganzen Tour brauche ich das kleine Kästchen wirklich, das mir sagt, auf welchem Längen- und Breitengrad ich mich befinde. Mit derartiger Hightech und einer guten Karte an Bord ist es dann auch kein Problem, die paar Hütten im Nirgendwo der *Chalbi-Wüste* zu finden.

In zwei Tagen steht Silvester ins Haus, und wo könnte man das besser feiern als in *Loyagalani*, einem vorgeschobenen Posten der Zivilisation, recht idyllisch am Ufer des *Lake Turkana* gelegen. Der kühle, saubere Pool und die gut bestückte Bar in der *Oasis Lodge* sind zu verlockend (das übrige Ambiente auch), als dass ich sie ignorieren könnte.

Unruhen gibt es hier im Norden Kenias, seitdem die nomadisierenden Turkanas und die sesshaften Samburus auf Geheiß der Regierung zusammenleben müssen. Pünktlich zum Jahreswechsel eskaliert die Lage, gestern wurde ein Armeeflugzeug mit dem Polizeichef an Bord abgeschossen und letzte Nacht wurden zwei Dutzend Turkanas beim Viehdiebstahl erwischt und niedergemetzelt.

Die Ranger der Station, ja sogar der englische Inhaber der Lodge legen ihren Gästen nahe, sich noch vor Jahreswechsel in Sicherheit zu bringen. Also wird flugs

ein neuer Konvoi zusammengestellt, der in aller Herrgotts früh nach *Maralal*, der nächsten größeren Siedlung aufbrechen soll.

So lasse ich mich wieder von den Ereignissen treiben. Anstatt auszuschlafen und die ausstehenden Arbeiten zu erledigen sitze ich wieder auf dem Bock und krieche als langsames Schlusslicht gen Süden, auf dem Beifahrersitz mein ganz persönlicher Ranger, Gewehr im Anschlag. Doch auf dieser Piste lasse ich mich nicht hetzen! Kein Wunder, dass wir *Maralal* nicht rechtzeitig erreichen. Dreißig Kilometer vorher finde ich einen netten Nachtplatz auf einem Hügel mit grandioser Aussicht und Null Gebühren, das Unruhegebiet haben wir längst hinter uns und den Ranger habe ich schon vorher abgesetzt. Einer ruhigen Nacht steht nichts im Wege.

Am andern Morgen brauche ich noch fast drei Stunden, bis ich endlich in der Stadt einrolle. Prompt wird auch die Piste wieder schlechter, weil stärker befahren. Lieber biege ich ab und rolle durch die interessanter werdende Landschaft zum *Lake Baringo*. Schließlich ist Silvester, der Sekt im Kühlschrank ist seit langem kalt und nur das Holz fürs Lagerfeuer muss noch gehackt werden.

Der Silvesterabend selbst vergeht eher ereignislos. Während ich am Feuer sitze und den lodernden Flammen zuschaue, wanden meine Gedanken zehn Jahre zurück, nach *Bangu*. Zusammen mit Ellen und Tom, mit Karin und Reinhold hatte ich dort meinen letzten, wirklich erinnerungsträchtigen Jahreswechsel gefeiert: Ananasbowle aus dem Putzeimer und Nudelsalat aus der Abspülschüssel!

Die erste gute Tat des neuen Jahres ist ein Frühstück mit Eiern und frischen Ananas. Dann geht's ans Säubern, der Staub der letzten Tage liegt millimeterdick im Fahrerhaus wie im Wohnteil! Ohne gründliche Außenwäsche ist das Kehren und Wischen allein

wenig hilfreich. Das große Schrubben aber wird bis *Nairobi* warten müssen!

War auch der Jahresbeginn nicht sonderlich ereignisreich, so wird sich das im Lauf des Jahres hoffentlich noch ändern. Schließlich stehen für 1997 noch fast ein Dutzend afrikanische Länder auf dem Programm, von meinem Ziel drüben in Australien ganz zu schweigen!

Prost Neujahr!

Back to the roots ...

Morgens den Sonnenaufgang auf einem der höchsten Berge Afrikas erleben, abends im Vier-Sterne-Restaurant bei Kerzenschein dinieren: diese herzhaften und erfrischenden Kontraste kann man nur am *Mount Kenya* erleben! Sie sind es, die einer Besteigung den letzten Schliff verleihen.

Vor vier Tagen hatte ich mich auf den Weg gemacht. Die von der Lodge organisierten Fahrten zur Meteorologischen Station sind mit sechzig US-Dollar weit außerhalb meines Budgets. Daher stapfte ich am Sonntagmorgen guten Muts die langweilige Zufahrtsstraße zum Nationalpark entlang und hoffe, dass mich jemand ein Stück mitnimmt. Doch der Verkehr ist spärlich und erst kurz vor dem Parkeingang sammelt mich ein Ranger auf und erspart mir fünf Kilometer Stapferei mit dem jetzt schon schweren Rucksack.

Auf der Wiese neben der *MetStation* ist mein Kuppezelt im Nu aufgestellt, schon bricht die Kühle des Abends herein und ich verkrieche mich in den warmen Schlafsack. Den ich auch dringend brauche, denn am Morgen ist das Zelt mit feinen Eiskristallen überzogen. Kein Wunder, stehen wir doch dreitausend Meter über dem Meeresspiegel. Dem ersten Bergfrühstück tut das keinen Abbruch.

Als zweiter einer langen Kolonne europäischer Bergwanderer mache ich mich an den langen Aufstieg zum *Mc'Inders Camp*. Alle paar Schritte muss ich Halt machen und durchschnaufen, der Rucksack drückt auf den Schultern und scheint alle Luft aus den Lungen zu pressen. Das Atmen ist mühsam, nur der Blick über die Schulter zeigt, dass die anderen auch nicht schneller vorankommen. Ein schwacher Trost!

Der Einstieg ins heiß ersehnte, weil flache *Teleki*-Tal will und will nicht kommen. Doch auch danach geht es munter weiter bergan. Kaum bleibt Muße, die pittoresken Lobelien zu bestaunen oder den wuscheligen Klipp-schliefern zuzusehen, die dann und wann über den Weg huschen. War das beim letzten Mal nicht ein fast ebener Wanderweg gewesen, der durchs Tal und hinter zum *Mc'Inders Camp* führte? Ein unzuverlässiger Geselle ist die Erinnerung!

Irgendwie schaffe ich's doch und als erster erreiche ich das markante Brücklein vor dem *Mc'Inders Camp*. Das soll mein ganz persönlicher, ruhiger Nachtplatz werden, weit weg vom Trubel der Berghütte. Kaum angekommen, verkriecht sich die Sonne hinter dunklen Wolken und nach dem schweißtreibenden Aufstieg friere ich wie ein Schlosshund. Flugs ist das Zelt aufgestellt und Pullover, Anorak und warme Leggings aus dem Rucksack gekramt. Dennoch fühle ich mich nicht recht wohl, krieche beizeiten in den Schlafsack und döse vor mich hin. Wo ist nur mein Elan geblieben?

Trotz der Höhe (4200 m) plagen mich kaum Kopfschmerzen und am Morgen krieche ich ausgeschlafen aus den Federn. Ein Blick auf das Thermometer lässt mich frösteln (minus 15 Grad) und trotz der dicken Handschuhe sind die Finger klamm und gefühllos, als ich Frühstück koche und das eisverkrustete Zelt abbaue. Die ersten Sonnenstrahlen finden mich wieder auf dem Pfad und das Weiterstapfen taut mich vollends auf.

Vorbei am überfüllten *Mc'Inders Camp* trotte ich das *Teleki*-Tal hinauf, um bald den steilen Aufstieg zur *Two-Tarn-Hut* anzugehen. Doch der Ranger, der mich schon am Nachtplatz nervte, hält mich neuerlich auf. Allein Wandern im Park ist streng verboten! Nach endlosen Diskussionen mit seinem Chef gebe ich mich geschlagen - alle Argumente sind zwecklos - und trotte zurück zum Camp. Morgen werde ich mich einem

italienischen Pärchen anschließen, den *Pt. Lenana* machen und zusammen mit ihnen absteigen.

Meinen ursprünglichen Plan, die Hauptgipfel im Norden zu umrunden, den *Pt. Lenana* von hinten zu besteigen und nach Osten über die herrlich gelegene *Minto's Hut* und die interessante *Chogoria-Route* abzustei-gen, muss ich nach Abwägung der Kosten aufgeben: hundert Dollar hätte die hübschere und weniger begangene Route mehr gekostet. Was mir die Sache nicht wert ist!

Den Rest des Tages trotte ich allein durch die Gegend, kletterte hinauf zur *Two-Tarn-Hut* und zum *Western Terminal* und bin fast froh, keinen Rucksack schleppen zu müssen. Denn der steht - quasi als Faustpfand, dass ich keine weiteren Alleingänge unternehme - beim Ranger im *Mc'Inders Camp*.

Tags drauf heißt es früh aufstehen, um halb drei klingelt der Wecker, Punkt drei bin ich abmarschbereit, um mit den neuen Bergkameraden den Pfad zum Gipfel des *Pt. Lenana* im Schein der Stirnlampen zu suchen. Der Einstieg in das Geröllfeld ist schnell erreicht, eine Stunde stapfen wir halb blind nach oben, das Ziel und der Weg hüllen sich ins letzte Dunkel der Nacht. Als wir den kleinen Pass vor der *Austrian Hut* endlich erreichen, der das Ende des steilen Anstiegs markiert, klettert auch die Sonne über den Horizont und taucht die Flanken des *Nelion* und des *Batian*, den beiden wirklichen Gipfeln des *Mount Kenya* in warmes Morgenlicht.

Eine kurze Rast, dann geht's weiter über den *Lewis-Gletscher* und nach ein bisschen Kletterei unterhalb des Gipfels stehe ich zum zweiten Mal auf dem Touristengipfel des *Mount Kenya*. 4985 Meter über dem Meer. Weit weg von der Zivilisation.

Zwanzig Minuten später haben es auch die Kameraden geschafft. Eine tapfere Leistung, wenn man bedenkt, dass sie nie zuvor auf einen Berg waren -

geschweige denn auf einen Fast-Fünftausender. Damit ist's allerdings vorbei mit der Gipfelruhe. Anders als beim ersten Mal - zehn Jahre ist das nun schon wieder her - finde ich wenig Muße für Gedanken an Gott und die Welt. Selbst die Aussicht - nach wie vor grandios - beeindruckt mich nicht mehr so tief wie beim ersten Mal!

Das erste Mal ist doch immer etwas Besonderes. Etwas unwiederbringliches. Etwas unvergessliches!

Die Kameraden drängen zum Abstieg, obwohl ich noch stundenlang hier sitzen, die herrliche Landschaft genießen und meinen Gedanken nachhängen könnte. Mit der Ruhe wäre es allemal bald vorbei gewesen, denn gleich nach dem Abstieg vom Gipfelfels begegnen wir der Gruppe von Deutschen und Österreichern, die lautstark palavernd nach oben stapft und so gar kein Gespür für die Faszination und die Ruhe am Berg zu haben scheint.

Wir gehen uns aus dem Weg, der Gletscher bietet genügend Raum, um der lärmenden Meute auszuweichen! Ich weiß schon, warum ich am liebsten alleine in die Berge gehe!

"Ich kann es kaum glauben, dass wir heute früh das alles hochgestapft sind!" Diese Gedanken gehen mir durch den Kopf, als wir das steile Schuttfeld hinuntergehen. Oder besser hinunterrutschen. Obwohl ich diesmal die befriedigende Erschöpfung eines Gipfelsieges kaum verspüre, bin ich heilfroh, dass es bergab geht.

Gegen halb elf Uhr ist das *Mc'Inders Camp* erreicht, im Nu ist das Zelt eingepackt und *Henry*, der Träger, den ich gestern anheuern musste, schultert meinen Rucksack. Gemeinsam machen wir uns an den unerwarteten und im Grunde viel zu schnellen Abstieg. Punkt zwei ist die *MetStation* erreicht und eine Stunde später laufen auch meine Kameraden mit ihren

Trägern ein und wir warten auf den Landrover, der uns zur Lodge zurückbringt.

Der Sandfloh freut sich genauso wie ich, dass wir uns wohlbehalten wiedersehen. Eine heiße Dusche weckt die müden Lebensgeister und das gemeinsame Abendessen mit den Bergkameraden im Vier-Sterne-Restaurant tut ein Übriges. Zum dritten Mal ist eine Bergfahrt zum *Mount Kenya* gut überstanden, zum zweiten Mal konnte ich auf diesem markanten Gipfel stehen. Die Scharte im Ego, beim zweiten Versuch gescheitert zu sein, ist wieder ausgewetzt. Jetzt kann ich wieder in Ruhe schlafen!

Zurück zur Zeit vor der Bergtour.

Vom *Lake Baringo* muss ich zuallererst und dringendst nach *Nairobi*. Das Geld wird knapp, die Vorräte auch. Zumindest die leckeren Sachen! Also breche ich am vierten Januar wieder auf, rolle über die eindrucksvollen *Tugen Hills* nach Westen, klettere den Westrand des *Rift-Valleys* hoch nach *Tambach* und *Iten*, um über *Eldoret* in die Teeanbaugebiete der *Nadi-Hills* zu rollen. Prompt regnet es auf zweitausend Metern Seehöhe und der eben erst reparierte Scheibenwischer besteht seine Bewährungsprobe nur mangelhaft. Dicke schwarze Wolken vor Augen, die vom *Lake Victoria* herüberziehen, mache ich frühzeitig Feierabend und mich neuerlich auf die Suche nach dem wackelnden Kontakt. Als ich den Massekontakt am einzigen Steckverbinder gelöst und durch eine solide Crimpung ersetzt habe, ist alles wieder bestens. Schon fallen die ersten dicken Tropfen.

Mein alter Campingplatz an der *Thika-Road* in *Nairobi* musste einem Fünf-Sterne Hotel weichen, der Camp von *Madame Roche* kommt nicht in Frage, also weiche ich auf die neue *Upper-Hill-Campsite* aus. Mit 250 KSh (8 DM) pro Nacht ist er nicht eben preiswert, aber verkehrsgünstig gelegen. Einiges hat sich auf der To-Do-Liste angesammelt, ist *Nairobi* doch die

erste halbwegs zivilisierte Stadt, seitdem ich afrikanischen Boden betreten habe:

- Versicherung und „Road-Permit“ für den Sandfloh
- Ölwechsel und Überprüfung der Bremsen
- Geldtransfer aus Deutschland
- Aufstockung und Ergänzung der Essens-Vorräte
- Briefe- und Paketabholung vom Hauptpostamt
- Ersatzteile für den Sandfloh (von denen Mercedes Benz kein einziges vorrätig hat)
- Besorgung neuer Reifen (aber hier viel zu teuer)
- Reparatur meiner Taucheruhr (vollkommen gescheitert)
- Kauf eines Batterie-Druckers für meinen Rechner (dto.)

Bis auf die allereinfachsten Dinge klappt in der heimlichen Hauptstadt Ostafrikas nichts. Und das, was ich erledigen kann, ist eine einzige Geldschneiderei!

- 2000 KSh (64 DM) für vier Wochen Haftpflichtversicherung
- 40 US\$ für 4 Wochen „Road-Permit“ (> 2500 cm³, erste Woche kostenfrei)
- 100 US\$ Gebühren für Geldtransfer, Abrechnung über die heimische Bank

Esserei und Trinkerei sind enorm teuer, im Schnitt das eineinhalb- bis zweifache der Preise zuhause. Das Geld scheint mir zwischen den Fingern zu zerrinnen, nacheinander muss ich die restlichen US-Dollar, die restlichen DMs und 300 US-Dollar der neuen Reiseschecks umwechseln, um über die Runden zu kommen. Der Service für den Sandfloh ist mit 3335 KSh (108 DM) fast noch das billigste.

Ansonsten hat sich *Nairobi* wenig verändert. Natürlich sind ein paar neue Hochhäuser dazugekommen - insbesondere am zentralen *Uhuru-Highway* - dennoch vermittelt die Stadt nicht den Eindruck einer blühenden und aufstrebenden Metropole. Eher den eines aus

den Fugen geratene, verschlafene Provinznests. Wie zum Zeichen des Hinterherhinkens geht die weithin sichtbare Uhr des Rathauses notorisch um fünfeinhalb Stunden nach. Keiner bemüht sich, sie zu reparieren - oder wenigstens zu stellen!

Mit nur den allerwichtigsten Punkten abgehakt, kehre ich *Nairobi* den Rücken, rolle gen Norden, auf einer guten Straße über *Thika* und *Nyeri* zur *Naro Moru River Lodge*, wo sich seit zehn Jahren ebenfalls wenig verändert hat. Nach wie vor kommt das warme Wasser für das Camp und die Miethütten aus einem alten Ölfass über einem qualmenden, offenen Feuer, das nur am Abend angeschürt wird. Duschen und Wasserhähne tropfen wie eh und je und die Toiletten strotzen auch nicht eben vor Sauberkeit. Wenigstens streifen die Wächter regelmäßig übers Gelände, das Tor wird nachts versperrt und das Fahrzeug kann auf dem Parkplatz der Lodge stehen, während man auf dem Berg ist.

Und wenn man müde und matt vom Berg zurückkommt, kann man sich für 850 KSh (27 DM) an einem ausgiebigen und schmackhaften Büffet wieder stärken. Vorteile eines Vier-Sterne-Hotels! Wenn man sich's leisten kann!

Höhepunkt überschritten?

Nach langer Zeit kann ich wieder einmal Tagebuch schreiben wie Gott mich erschaffen hat. Zu lange stand ich auf den Campingplätzen an der Küste Kenias, zu lange stand ich im Visier der anderen Camper, zu lange konnte ich nicht ich selbst sein. Doch heute habe ich ein herrlich einsames Plätzchen gefunden, an dem ich mich trauen darf. Wenigstens am letzten Abend in Kenia will ich frei sein ...

Ansonsten ist es mit der Freude in Kenia nicht weit her. Mit dem *Mount Kenya* habe ich augenscheinlich nicht nur den geographischen Höhepunkt überschritten, sondern auch den stimmungsmäßigen! Jedenfalls geht mir seit dem Ende der Bergtour das Land so gegen den Strich, dass ich lieber heute als morgen abreisen würde. Doch die Regenzeit wird laut Kalender erst Ende März vorbei sein und vorher möchte ich nicht nach Malawi. Das heißt, zwischen hier und dem schönen Wetter liegen zwei lange Monate und nur ein Land, das ich eigentlich auch so schnell wie möglich abarbeiten will: Tansania.

Warum geht mir Kenia so auf den Keks? Das Land, von dem ich bisher so große Stücke gehalten hatte? Was hat sich geändert?

Das Land selbst hat sich so gut wie gar nicht geändert, trotz der zehn Jahre, die seit dem letzten Besuch ins Land gegangen sind. Das Land ist noch genauso gut - oder schlecht - entwickelt wie damals. Nichts hat sich in der Zwischenzeit getan, das Land hat den Anschluss verloren. Die Straßen sind miserabel (auf 3500 Kilometern habe ich keinen einzigen Straßenbautrupp gesehen), die Wohnhäuser, ja selbst die 5-Sterne-Hotels sind heruntergekommen und auf dem vormals so einladenden Camp der *Twiga Lodge*

funktionieren weder Klospülung noch Duschen noch fließendes Wasser.

Dafür ist jedermann wie verrückt hinter dem Geld her. Möglichst viel Geld, am besten *hard currency* - für möglichst wenig Leistung, besser noch für gar keine! Das fängt beim Camp an, der trotz nicht funktionierender Sanitäranlagen und schmutzigem Strand 250 KSh (8 DM) kostet, geht bei der Road Tax weiter (vierzig US-Dollar für vier Wochen auf miserablen Straßen) und hört bei den Eintrittsgebühren für die Nationalparks noch lange nicht auf. Am Ende beklagen sich die Hotelmanager und fragen, warum der Touristenstrom so drastisch nachlässt. Dass man gutes Geld nur für gute Leistung verlangen kann, hat bis bis hierher offenbar noch nicht herumgesprochen!

Jedenfalls macht es keinen Spaß mehr, hier zu reisen! Zu sehr komme ich mir vor wie die sprichwörtliche Kuh, die nach Kräften gemolken werden muss. Dass ich zehn lange Jahre habe schuften müssen, um mir diese eine Reise leisten zu können, will keiner hören. Geschweige denn verstehen. Jeder rechnet nur: Weißer + eigenes Auto = schwimmt im Geld. Auch in Tansania soll diese Einstellung dem Vernehmen nach allzu bekannt sein.

Genug mit Jammern, zurück zum letzten Höhepunkt, dem *Mount Kenya*.

Kaum habe ich im Camp der *Naro Moru River Lodge* die Bergsachen weggepackt und das Tagebuch fertig getippt, da rollen Erika und Rainer in ihrem 6x6-Pinzgauer an. Das Wiener Pärchen hatte ich schon in Südäthiopien getroffen - sie waren auf dem Weg ins *Omo*-Gebiet - jetzt sind sie auf dem Weg nach Hause. Den Rest des Abends ratschen wir über Vor- und Nachteile der verschiedenen Allradler, über heiße Reisetipps und kaltes Essen.

„Eine ganz miserable Piste, die du da fahren willst!“ geben sie mir mit auf den Weg, als ich mich zum

Schlenker um den Nordzipfel des *Mount Kenya* aufmachen. Von Piste allerdings ist nichts zu sehen, der Teer bleibt mir auf der gesamten Strecke treu und führt in sanftem Auf und Ab durch eine abwechslungsreiche Gegend. Ist die Landschaft an der West- und Nordseite des *Mount Kenya* eher trocken und eintönig, breitet sich im Osten und Süden üppige, tiefgrüne, fast tropische Vegetation aus. Trotz der zweitausend Meter, die sie über dem Meeresspiegel liegt. Schuld dran sind die Regenwolken, die sich selbst jetzt in der kalendarischen Trockenzeit an der Südostseite des Berges stauen und abregnen. Bananen und Papaya, Ananas und Mango, alles wächst in Hülle und Fülle und wird gleich am Straßenrand verkauft. Der Berg selber versteckt sich dagegen hinter schwarzen Wolken.

Um der Langeweile *Nairobis* zu entgehen - es ist Wochenende und die Bürgersteige sind hochgeklappt - setze ich mich an den Laptop und bringe meine Reisekostenzusammenstellung auf Vordermann. Schön übersichtlich mit verschiedenen Arbeitsblättern und fester Kontenzuordnung. Mit den Grafiken hapert es noch, die werden mich noch 'mal einen Tag am Rechner kosten. Trotzdem ein gutes Gefühl, den Überblick zu haben. Vor allem übers liebe Geld.

Die neue Woche beschert neuerlich Einkaufen und den Gang zum Hauptpostamt, wo ich nach drei Stunden Sucherei endlich mein Paket mit den vor Wochen bestellten Tischhülsen in Empfang nehmen kann (nachdem ich 200 KSh (7 DM) Zoll und 35 KSh (1,20 DM) Handling bezahlt habe).

Am Nachmittag kann ich der Stadt endlich den Rücken kehren und zum *Lake Magadi* rollen, einem Salzsee, der teilweise rosarot schimmert und dessen Natriumkarbonat industriell abgebaut wird. Am Ufer finde ich einen netten Nachtplatz, bevor es über eine schmale und nicht ausgeschilderte Piste zur Hauptstraße nach Tansania geht. Wie viel schöner diese

unbekannte Piste doch zu fahren ist als die, die mich abends zum *Amboseli-Park* bringt. Nur Wellblech! Wellblech der schlimmsten Sorte! Im Schrittempo nehme ich Buckel für Buckel, trotzdem scheppert bald alles am Sandfloh.

Das Ganze für einen Park, der 23 US-Dollar Eintritt kostet (plus 200 KSh (6,50 DM) fürs Auto), ein paar Elefanten, Giraffen und Büffel aufzuweisen hat und sonst nur aus einem ebenen Salzsee besteht. Drum geht's auch gleich weiter zum Hintereingang des *Tsavo-Parks*, wo ich wider aller Hoffnungen doch Eintritt zahlen muss, und das nicht zu knapp. 27 US-Dollar plus 500 KSh (16 DM) für den Sandfloh sind diesmal fällig, das Ganze für zwanzig Kilometer Piste durch den äußersten Westzipfel nach *Mtido Andei*, wo ich auf die Hauptstraße zurückmuss.

Das Geholper geht dort aber erst richtig los: die Hauptverbindung von *Nairobi* nach *Mombasa* ist ein einziges Brechmittel: das Teerband ist so schmal, dass ich bei Gegenverkehr mit einem halben Reifen über dem Abgrund balancieren muss, die Fahrbahn ist wellig und rumpelt, dass mir nach zehn Minuten der Kopf brummt. So geht's bis nach *Voi*, wo der Teer einen halben Meter breiter wird, aber bis *Mombasa* wellig und holprig bleibt.

Erst am späten Nachmittag erreiche ich den bekannten Camp⁵ an der *Twiga Lodge*, bin erschrocken über die heruntergekommene Anlage und den hohen Preis. Trotzdem bleibe ich zwei Tage, bevor ich nach *Malindi* hinaufrolle, wo ich am Hotel *Silversands*⁶ einen kleinen, aber viel saubereren und billigeren (100 KSh/Nacht, 3,20 DM) Platz ergattern kann.

⁵ Auf der ersten Tour hatte ich von hier aus die Verschiffung des Sandfloh 1 nach Australien organisiert

⁶ Nicht zu verwechseln mit dem Camp "Silversands" bei Dar es Salaam (Tansania)

Vormittags ein wenig arbeiten (Radl fahren, Sandfloh richten oder Computern), nachmittags lesen und faulenzen, abends Lobster (Ha, Ha, das war nur ein groß geratener Schrimp) oder italienisches Eis essen - so vergehen die Tage in *Malindi* wie im Fluge. Und schon bin ich wieder auf dem Weg gen Süden, um noch einmal vier Tage an der *Twiga Lodge* zu stehen. „Kannst du nicht mal ein bisschen an einem Ort bleiben, mal richtig ausspannen?“

Gestern hatte ich endlich Lust gefunden, die weitere Reise zu planen und schon heute früh mache ich mich auf die Socken. „Du bist schon ein rastloser Ker!“ Dabei habe ich noch so viel Zeit, bis ich Ende März endlich nach *Malawi* kann, um nicht in die allergrößte Regenzeit zu kommen.

So viel Zeit und so wenig zu tun - das ist nicht gerade das Gefühl, das mich vor Freude jauchzen lässt. Andersherum wäre es mir zehnmal lieber! Doch auch diese Seite des Lebens muss ich lernen. Daher werde ich wohl noch einen Tag im *Tsavo-Park* bleiben, sofern ich morgen Eintritt zahlen muss, danach geht's *pole-pole* weiter nach Tansania.

Erste Reparaturen

„Kannst du nicht mal ein paar Tage an einem Ort bleiben?“ „Mal richtig ausspannen?“ Schon in Kenia hatte ich mich das gelegentlich gefragt. Hier bei *Dares Salaam*, am Strand des Indischen Ozeans gibt es Gelegenheit dazu: erstens brauche ich dringend Ersatzteile aus Deutschland. Zweitens ein paar neue Reifen. Drittens ist der Camp billig, sauber und gut gepflegt. Welch eine Wohltat, nach dem Fiasko der *Twiga Lodge*.

Nun wieder der Reihe nach!

Von dem netten, einsamen und ruhigen Platz nahe der *Salt-Lick Lodge* will mich am Nachmittag - wie hätte es anders sein können - ein Ranger vertreiben. Doch ich lasse mich nicht vor die Tür setzen und schließlich zieht er wieder von dannen, schickt aber früh am nächsten Morgen zwei seiner Jungs herüber, um nachzusehen, ob noch alles heile ist. Kurz darauf bin ich wieder auf Achse - freiwillig - und rolle die passable Piste bis zur Grenzstation *Taveta*. Von Teerstraße allerdings, wie im Reiseführer angekündigt, keine Spur. Erst auf tansanischer Seite begrüßen mich nicht nur freundliche Zöllner, sondern auch eine nagelneue Teerstraße bis weit hinter *Arusha*.

Rechts grüßen die schneebedeckten Gipfel des *Kilimanjaro* und des *Mt. Meru* herüber und die flache Savanne zu ihren Füßen ist unerwartet dicht besiedelt.

„Geh auf alle Fälle auf den *Massai Camp* in *Arusha*!“, steht in jedem Reiseführer. Von den Globedrivern bekommt man den gleichen Tipp. Dass die drei Kilometer Piste dorthin zu den schlechtesten Tansanias zählen, wird geflissentlich verschwiegen. Dass der Camp laut, überlaufen und voller jaulender Hunde ist, auch. Jedenfalls bin ich froh, in aller Früh wieder hinauszurollen und

offene Landschaft zu atmen. Bald ist auch der Abzweig zum *Ngorongoro-Krater* und zur *Serengeti* erreicht. Und schon geht die Holperei und Kriecherei von vorne los!

Am nächsten Morgen geht's in den *Ngoro-Ngoro-Nationalpark*, ich darf wieder ein paar US-Dollar bezahlen (fünfundfünfzig), den Kraterrand hochfahren und einen Blick ins Innere werfen. Doch hinein lässt man mich nicht; man meint, der Sandfloh sei zu schwer! Die neunzig US-Dollar für einen Landrover – der wie zufällig dasteht und auf Kundschaft wartet – kann und will ich mir nicht leisten! Da muss ich mir die Viecher eben aus der Vogelperspektive anschauen.

Die *Serengeti* und die geschichtsträchtige *Olduvai-Schlucht* hatte ich schon vorher abgeschrieben, da der Eintritt für den Sandfloh über 150 US-Dollar gekostet hätte und die Piste allen Beschreibungsversuchen trotzt. Also zurück nach *Arusha* und *Moshi*, wo ich dem Sandfloh eine gründliche Wäsche angedeihen lassen kann. Abends dann zur Entschädigung ein einsamer, ruhiger, ja sogar schattiger Platz mit herrlichem Blick auf den *Kilimanjaro*.

Die Straße bleibt ausgezeichnet, schnell komme ich Richtung Südosten voran, entlang einer Hügelkette, die bald zu den *Usambara Mountains* ansteigt. Um der Hitze der Savanne zu entrinnen, kletterte ich hinauf nach *Lushoto*, das in einem grünen und recht netten Talkessel liegt. Das Hotel mit angeschlossenem Camp ist allerdings teuer und wenig einladend und vom Ausweichplatz in einer Kiesgrube werde ich verscheucht. Erst vierzig Kilometer weiter, allerdings wieder in der heißen Ebene kann ich inmitten einer Sisalplantage ungestört campieren. Die Kinder, die mich natürlich entdecken, bleiben unerwartet auf Distanz und winken mir am andern Morgen nur freundlich zu. Welch eine Wohltat!

Achtzig Kilometer Abstecher bringen mich nach *Tanga* an der Küste des Indischen Ozeans und zu den *Amboni Caves*. In den Führern hochgelobt, sind sie doch etwas enttäuschend, zumal keinerlei Anzeichen früherer menschlicher Besiedelung zu finden sind. Dafür bricht auf dem Rückweg bei einem putzigen Schlagloch die rechte Zusatzfeder. Mit Schlagseite rolle ich auf der guten Teerstraße durch eintönige Steppe nach Süden und erreiche am frühen Nachmittag *Dar es Salaam* und den Camp beim *Silversands Hotel*. Welche Überraschung nach den abstoßenden Camps in Kenia: schattige Zeltplätze, saubere Duschen und Toiletten, nettes Personal, passable Preise (2 US\$/Nacht), sogar Fax- und Telefonanschluss in der Rezeption: der ideale Platz, um Dinge zu erledigen.

Zwischendrin kann man zum Tauchen gehen (Zwei Tauchgänge nahe *Sansibar* mit Mittag- und Abendessen für 100 US\$), am Strand entlangspazieren oder unter die erfrischend kalte Dusche springen.

Die zwei Wochen vergehen wie im Fluge. Gegen teures Geld bekomme ich die Ersatzteile (Hinterfeder und Reparatursatz für den Bremskraftverstärker) und finde eine Möglichkeit, die Reifen runderneuern zu lassen. Dabei stellt sich heraus, dass beide Reservereifen derart ramponiert sind, dass eine Runderneuerung nicht mehr möglich ist. Einen davon kann ich wenigstens noch als Reservereifen verwenden. Wohl oder übel werde ich zwei neue Reifen kaufen müssen! Das wird ein teures Vergnügen werden! Alles Resultat der haarsträubenden *Danakil*-Piste in Eritrea. Ob sie das wirklich wert war?

Der Rest von *Dar es Salaam*, der Hauptstadt Tansanias ist ein eher trauriges Kapitel. Doch nicht halb so traurig wie *Mombasa* oder *Nairobi*. An vielen Orten wird gebaut, neue Betonkästen, neue Architektur. Was von der deutschen beziehungsweise englischen Kolonialzeit übrig ist, befindet sich hingegen in

bedauernswertem Zustand, doch die Menschen sind sich dessen bewusst, Bau- und Farbengeschäfte schießen aus dem Boden wie die Pilze. Im Hafen wimmelt es von verrosteten Wracks, dazwischen hochmoderne Jet-Fähren nach *Sansibar*, riesige Ozeanfrachter und alte *Dhows* mit dreieckigen Segeln.

Die Menschen in *Dar* geben sich recht unterschiedlich: manche verharren in der afrikanischen Mentalität, andere erkennen den neuen Wind der Zeit, eröffnen kleine Läden mit allen nur denkbaren Dienstleistungen und sichern sich ein ganz passables Auskommen. Man spürt Aufbruchstimmung!

Apropos Aufbruch: auch ich werde morgen wieder aufbrechen, um langsam nach Süden zu rollen, *Malawi* wartet und dort soll es doch soooo schön sein!!

Große Ideen in großen Höhen

Grölende Touris und heulende Hunde rauben mir den Schlaf auf dem viel zu engen Camp in *Nkhata Bay* am hübschen Lake *Malawi*. So trolle ich mich beizeiten und rolle zum *Kande Beach*, wo ich trotz der vier Overlander-Trucks einen ruhigen Platz ergattern kann. Rechtzeitig vor dem ersten Regenschauer finde ich das idyllische Plätzchen mit Blick über den Strand, hundert Meter entfernt die felsige Insel *Lizard Island* und die blauen Wasser des *Malawi-Sees*. Am jenseitigen Ufer grüßen die Berge Mozambiques.

Zurück nach *Dar es Salaam*.

Nachdem die meisten Dinge meiner Besorgungsliste erledigt sind, rolle ich am Donnerstag weiter. Die Toilette ist voll, der Abwassertank ist voll und der Frischwassertank ist leer: untrügliche Zeichen, dass ein Ortswechsel angesagt ist! Die überraschend gute Straße führt nach West-Südwest und am *Uluguru*-Gebirge wird auch die Landschaft abwechslungsreicher. Im *Mkumi Nationalpark* kann ich schließlich drei Elefanten und einige andere Tiere erspähen, bevor ich am Tag drauf in einem herrlichen Wald auf den *Sao Hills* lande.

Zur Feier des Geburtstags mache ich an einem netten Platz hinter *Mbeya* Schluss. Doch auch der Kühlschrank ist leer und das Festessen fällt mit Sauerbraten und Knödeln eher dürftig aus. Dazu zwei Becher Papaya-Wein. Dafür ist die Gegend ausgesprochen nett, seit *Mbeya* war es steil aufwärts und in die *Kipengere* Berge gegangen, wo sich nette Aussichten auf den *Malawi-See* eröffnen. Den See allerdings erreiche ich erst früh am nächsten Tag, nach dem Grenzposten bei *Karonga*. Weiterhin habe ich alle Zeit der Welt und gleich am ersten Camp mache ich Halt.

Geldwechsel ist angesagt, denn Banken haben in Malawi generell nur vormittags geöffnet.

Gleich hinter *Chitimba* zweigt eine steile Piste nach *Livingstonia* ab, ein willkommener Abstecher in die Kühle der Berge. Der Ort *Livingstonia*, 1894 von einem Dr. Law gegründet, bildet mit seinen roten Backsteinhäusern, seiner irischen Bauweise, seiner modernen Schule und der Kathedrale einen markanten Kontrast zum restlichen Malawi. Trotz zahlreicher Hilfsprojekte aus aller Welt gehört das Land noch immer zu den ärmsten dieser Welt - und zu den schönsten Afrikas.

Kaum zurück am See, sitzen zwei Anhalterinnen im Sandfloh: Jane und Sarah, die ich bis *Nkhata Bay* mitnehmen kann. Nur um am nächsten Morgen den halben Weg wieder zurückzufahren. Doch nicht einmal ein Dankeschön ernte ich von den beiden!

Abgesehen von der Hin- und Rückfahrt, die steinig und holprig sind, lohnt sich der folgende Abstecher in den *Nyika Nationalpark* total! Von *Rumphu* auf tausend Metern Seehöhe klettert die Piste fast unmerklich hinauf, bis man auf 2500 Metern schließlich *Chelinda* erreicht. Die Landschaft ist faszinierend und bis auf ein paar Fleckchen Urwald in steilen Senken nahezu baumlos. Dazwischen scheue Tiere wie Bergzebras, Antilopen und Rehe. Das frische Gras leuchtet hellgrün, die dunklen Waldketten bilden einen herrlichen Kontrast und hie und da lugen flechtenbewachsene Felsen aus den sanften Hügeln hervor. Eine unheimlich beruhigende Szenerie!

Den absoluten Hammerplatz finde ich am zweiten Tag: ein kurzes Stück Piste hinter der *Chelinda-Bridge*. Fließendes Wasser vor der Haustür, herrliche Ruhe und die Abgeschiedenheit, die mir derzeit so wichtig erscheint. Drei Tage genieße ich die absolute Einsamkeit. Dass ich dort ein Programm zur Berechnung der Kühleleistung schreibe, anstatt die herrliche

Natur zu genießen, mag als Anflug von Workaholismus durchgehen.

Ansonsten genieße ich die Zeit, rolle am vierten Tag zum *Kaulime See* und finde kurz vor einem heftigen Gewitter erneut einen ausgesprochen idyllischen Standplatz mit grandiosem Blick auf den westlichen Teil des Nationalparks. Oben, in den Bergen, auf 2500 Metern und bei angenehm kühlen Temperaturen ist es zehnmal schöner als unten am See mit tropischer Hitze!

Noch immer herrscht Regenzeit. Nachts ist es zwar sternenklar, aber morgens oder abends, ganz zufällig und einer eher unbekannteren Wetterregel gehorchend, schüttet es in Strömen. Beachtenswert sind dabei nicht nur die Wassermassen, die vom Himmel stürzen (und mir die eine oder andere Wäsche des Sandfloh ersparen), sondern mehr noch die kilometerhohen Wolkengebirge und die blitzezuckenden Gewitter, die sich regelmäßig am Ufer des *Malawi-Sees* bilden. Als Gratis-Dreingabe spannt sich gestern Abend noch ein hell leuchtender Regenbogen von Horizont zu Horizont. Welch ein Aaaaah und Ooohhh.

Bemerkenswert ist der hygienische Standard der Campingplätze. Die Toiletten sind nichts weiter als kreisrunde Löcher im Boden mit zwei Brettern darüber - trefflich als Donnerbalken bezeichnet. Auf Duschen wird gänzlich verzichtet, schließlich kann man zum Baden in den See gehen. Oder man nutzt die genannten Regenduschen. Idyllisch! Wäschewaschen geht genauso von statten, entweder unmittelbar im See oder zumindest am Strand. Schließlich ist der Lake Malawi der größte Süßwassersee Afrikas, der wird das schon verkraften!

Die Tage vergehen mit allerlei wichtigen und weniger wichtigen Verrichtungen am Ufer des Sees. Wie gut, dass ich mich zu beschäftigen weiß. Sonst könnte einem die Langeweile glatt aufs Gemüt schlagen.

Regen, Regen, Regen ...

„Manchmal wünscht' ich, ich wär' mein Hund ...“

Der Song von Reinhard Mey kommt mir in den Sinn, wenn ich an den gestrigen Tag denke. Denn den Hund schickt man nicht vor die Tür.

Dabei fängt der Tag ganz harmlos mit einem prächtigen Sonnenaufgang an. Nach den nebligen oder regnerischen Morgen der letzten Tage ein richtig gutes Zeichen ... So lasse ich mir (noch) gut gelaunt das Frühstück schmecken und starte auf der wenig einladenden Piste hinunter nach *Zomba*.

Die Piste ist holprig und schmal, nur zwei- oder dreimal kann ich in den dritten Gang schalten, nur um Hundert Meter weiter erneut zurückzuschalten. Zehn Minuten nach Abfahrt hält mich ein Schwarzer an und sagt, dass ein paar Kilometer weiter die Piste durch einen umgestürzten Baum blockiert ist und ich lieber umkehren soll. Doch ein umgestürzter Baum hält mich nicht auf - solange er ein bestimmtes Kaliber nicht überschreitet. Also weiter die Piste entlangkriechen und da liegt er schon: mitten in der Kurve. Vielleicht fünfzig Zentimeter Durchmesser. Gerade das richtige Kaliber, um mal wieder die Muckis zu stählen. Erinnerungen an Zaïre vor zehn Jahren werden wach!

Ritsche, Ratsche, das Holz ist trocken und lässt sich gut sägen. Kaum eine halbe Stunde später ist der Stamm auf die Seite gezogen. Da kommt auch schon wieder eine Hand voll Schwarzer des Wegs, die mir erzählen, dass weiter vorn weitere Bäume den Weg versperren. Tatsächlich liegt hinter der nächsten Kurve ein ganzes Dutzend davon und macht den Weg selbst für Fußgänger kaum passierbar. Wollte ich die alle wegräumen, wäre ich die nächste Woche beschäftigt. Also

doch kehrt machen und die haarsträubende Piste zurückrollen.

Mein nächstes Ziel ist eigentlich *Limbe*, fünfzig Kilometer im Süden und die Zwillingstadt des Wirtschaftszentrums *Blantyre*. Doch die Straße ist so holprig, dass mir schon nach zwei Kilometern der Schädel brummt und ich mich frage, warum ich eigentlich gen Süden fahre. Die *Mulanje Mountains* (3000 Meter hoch) werde ich jetzt in der Regenzeit eh nicht erklimmen. Und durch *Limbe / Blantyre* muss ich in drei Wochen auf dem Weg nach Mozambique bzw. Zimbabwe eh rollen. Viel wird sich bis dahin nicht geändert haben. Also kehrt machen und zurück nach Norden!

Unterwegs ein markantes Tal, markant wegen der Hütten, die links und rechts der Straße stehen und die berühmten *Malawi-Stühle* feilbieten. Nicht nur feilbieten, sondern auch herstellen. Hier an der Quelle sind sie weit billiger als in den Souvenirläden von *Lilongwe* oder *Blantyre*. Nach einer Stunde Sucherei und dem nötigen Handeln kann ich einen großen und mit einer netten Elefanten-Schnitzerei verzierten Sessel für umgerechnet fünfzehn Mark erstehen. Diese Größe hätte in *Lilongwe* sicher hundert oder mehr gekostet! Selbst das wäre ein Spottpreis für die sechs bis sieben Tage, die der Schnitzer für einen Stuhl braucht. Jetzt fehlt nur noch der passende Tisch!

Das Besondere an den Malawi-Stühlen ist ihre Konstruktion. Im Prinzip sind es nur zwei Bretter, die ineinandergesteckt werden. Das eine (breitere) Brett bildet den vorderen Fuß und die breite Rückenlehne, das andere die Sitzfläche und die hintere Abstützung. Einfach, gemütlich und genial, weil auf kleinstem Raum zusammenlegbar. Vor allem die lange Rückenlehne wird mit Schnitzereien kunstvoll verziert, bei meinem ist es ein Elefant, der mir den Rücken stützt. Früher durften nur die Stammeshäuptlinge auf den bequemen Stühlen sitzen – wie passend!

Mitten in Gedanken an meinen tollen neuen Stuhl, aber auch an das Leck in der Treibstoffversorgung, die mir die letzten Tage Kopfzerbrechen bereitet, rolle ich in *Liwonde* ein. Die Stadt liegt am breiten und trägen *Shire-Fluss*, der die Grenze zwischen Nord- und Südmalawi bildet. Wie auf der Herfahrt will die Polizei meine Papiere sehen. Besonders gefragt ist die Versicherung, die ich natürlich nicht habe. Doch das mysteriöse 'Carnet de Passage', gespickt mit Zahlen und Daten, erfüllt auch hier seinen Zweck und nachdem ich dem Polizisten den Eintrag 'Malawi' gezeigt habe, ist er zufrieden, bedankt sich tausendfach und wünscht mir gute Fahrt. Die kann ich brauchen.

Zehn Meter weiter zweigt schon die Piste zum heutigen Nachtplatz ab, zur *Kudya Discovery Lodge*, die ich nur mit hustendem Motor und nach fünf Mal Anlassen erreiche. Nach einem guten Essen soll ja auch die Lust zurückkehren, etwas zu arbeiten. Also sitze ich um Punkt sieben Uhr im Restaurant und lasse mir einen Grillteller munden, mit umgerechnet zwölf Mark nicht eben billig, aber man gönnt sich ja sonst nichts

...

Gut ausgeruht und frisch bebrillt⁷ - mache ich mich heute Morgen an die Reparatur der Scharniere der Aufbautüre. Seit den Pisten im Norden sind sie völlig ausgeschlagen und die Tür lässt sich nur mit gleichzeitigem Heben, Ziehen und Drehen schließen. Als Ersatz müssen die Scharniere der Seitenklappen erhalten.

Danach kann ich den erstandenen Malawi-Stuhl verstauen. Bei anderthalb Meter Länge und fünfundvierzig Zentimetern Breite gar kein leichtes Unterfangen! Anlass genug, die Fressalienkisten auszumisten und die Sitztruhen aufzuräumen.

Doch zurück nach *Kande Beach*.

⁷ Von der Brille hatte ich beim Warten aufs Abendessen plötzlich zwei Gläser und ein gebrochenes Gestell in der Hand.

Die Regenzeit macht ihrem Namen alle Ehre. Kein Tag vergeht, an dem mich der Regen nicht bis in die Mittagsstunden im Sandfloh gefangen hält. Nachmittags herrscht dann oft strahlender Sonnenschein, bis sich gegen Abend neuerlich dicke Wolken zusammenbrauen. Dazu eine Dusche, die ein See ist (der *Lake Malawi*, in dem sich mindestens fünfzig Leute waschen) und Toiletten, die nur Gruben im Boden mit ein paar Brettern darüber sind. Dafür will Andrew, der Ex-Ausie und Chef des Camps auch nur 20 Kwacha (2 DM) pro Nase haben. Einzig wirkliches Manko ist das fehlende Restaurant (soll Anfang August '97 eröffnet werden). Für solche Situationen habe ich allerdings vorgesorgt und kann mir bald ein leckeres - und ausnahmsweise nur wenig verkohltes - Gewürzbrot sowie selbst gebackenen Kuchen schmecken lassen. Hoch lebe der eigene Backofen!

Ansonsten vergeht die Zeit in *Kande Beach* wenig ereignisreich und für mein Empfinden viel zu langsam. Zeitvertreib bietet wieder einmal nur der Computer, dem ich an langen Regenvormittagen eine benutzerfreundliche Oberfläche für die Berechnung der Kühlschränklaufzeiten abluchsen kann. Nebenbei flicke ich die Treibstoffzufuhr des rechten Tanks, obwohl ich das Teil nicht wirklich lokalisieren kann, das Luft zieht.

Noch immer sind es drei Wochen, bis mein Abreisettermin aus *Lilongwe* ins Haus steht. Die Zeit will nicht vergehen ...

Dritter Teil

Südliches Afrika

**Malawi - Zimbabwe - Botswana - Südafrika -
Swasiland - Namibia - Südafrika**

Kalt und heiß ...

Das Leben kann so schön sein, so einfach und so befriedigend! Keine Spur mehr von wegen „Ich wollt, ich wär' ein Hund ...“ Die Dinge ändern sich schlagartig, als ich von *Lilongwe* aufbreche, vom *Safari-Camp*, auf dem ich die weitere Reise planen und meine Leute zu Hause hatte informieren können. Zum einen wollen mich ja meine Eltern in *Namibia* besuchen.

Zum anderen - und da freue ich mich viel mehr drauf - will Sabrina nun wirklich ein Stück mit mir reisen. Von *Cape Town* nach *Windhoek*, wenn alles nach Plan läuft. Wegen irgendwelcher Intimitäten soll ich mir dabei keine Hoffnungen machen, das hatte sie mir deutlich zu verstehen gegeben! Worauf ich mich viel mehr freue, sind die Gespräche mit ihr! Sabrina ist ein kluges Köpfchen und hält mit ihrer Meinung selten hinterm Berg. Da werde ich wohl ganz schön gefordert werden – geistig meine ich! Genau das war es ja, was mir in den vergangenen Monaten gehörig abgegangen war. Nicht Irgendetwas mit Irgendjemandem zu schwafeln, sondern die Forderung der kleinen, grauen Zellen! Nach so vielen Monaten voller eintöniger Fahrerei und wenig herausfordernden Besichtigungen sind die schon mächtig eingerostet. Allerdings kann sie erst Ende August nach *Cape Town* kommen. Noch vier lange Monate bis dahin!

Die ganz große Warterei aber hat nun ein Ende - welch ein Glück! Wie langsam sind die Wochen doch vergangen, die ich in Malawi schlichtweg verbummeln musste, um meinen Terminplan wenigstens halbwegs einzuhalten. Die Tage, die ich seit Eritrea 'ahead of schedule' war, hatten sich zu sechs Wochen summiert. Malawi hatte sich angeboten, die Zeit auszusitzen. Beliebiger lange könnte man dort herumstreunen. Ein wirklich nettes Fleckchen Erde! Andererseits es ist

nicht sonderlich groß und die Straßen mit wenigen Ausnahmen miserabel. Neben Baden und dem interessanten Tauchkurs im *Lake Malawi* hatte es nicht viel zu tun gegeben. Als Zeitvertreib war wieder einmal nur mein Freund, der Computer geblieben.

Das wahre Reisen aber ist das nicht!

Das ändert sich schlagartig, als ich am 11. April von *Lilongwe* aufbrechen kann. Genauso wie das Wetter. Besteht da etwa ein Zusammenhang? Doch lasst mich hübsch der Reihe nach berichten.

In *Liwonde*, an der Brücke über den *Shire-River* schaue ich nachts den massigen Flusspferden zu, wenn sie zum Fressen um den Sandfloh streichen und schraube tagsüber zum wiederholten Mal an der Spritversorgung, die nach wie vor irgendwo Luft zieht. Am Montag geht's wieder ein Stückchen vorwärts, 150 Kilometer nach *Cape-Mac-Lear*, das einen sehenswerten Naturpark aufweisen soll: ein paar glatt geschliffene Felsen im warmen Wasser des *Lake Malawi*. Die Informationen im Park sind miserabel bis nicht vorhanden, das Camp hat weder Wasser noch Duschen noch Toiletten, verlangt aber vierzig Kwacha (MKw ??? DM) pro Nacht. Ganz abgesehen von 150 MKw (??? DM) Eintritt für den Nationalpark.

Unverrichteter Dinge rolle ich wieder hinaus und suche mir einen neuen Standplatz auf dem *Camp Emanuel* - mitten im Ort. Viel geboten wird auch dort nicht (immerhin ein paar Strohdächer als Schattenspender, unsaubere Toiletten und ausgetrocknete Duschen), dafür kostet er weniger als die Hälfte. Für die nächsten acht Tage oder so soll er meine Bleibe werden. Am Tag drauf startet in der Tauchschule nebenan ein Kurs für „PADI - Advanced Divers“. Kosten 110 US-Dollar - so billig wie nirgendwo sonst. Die Gelegenheit lasse ich mir nicht entgehen! Unter Wasser ist es zwar nicht halb so interessant wie vor Sansibar, aber es gibt genug zu sehen, damit der Kurs nicht langweilig wird. Die

Tauchgänge mit unseren Tauchlehrern Benny und Diana sind eine nette Abwechslung und unter Wasser gibt's auch wieder etwas zu erledigen statt nur zu schauen:

- Multi-Level-Tauchgang (eine neue PADI-Erfindung, bei der man länger unter Wasser bleiben kann)
- Tief-Tauchgang (28 Meter bei meinem absolvierten 72-Meter Tauchgang ein Klacks)
- Navigation unter Wasser
- Nachttauchgang
- 'Search and Recover'-Tauchgang (bei dem wir trotz raffiniertem Suchraster das Objekt nicht finden).

Ostern verläuft ruhig, bemalte Eier sind nicht zu finden, dafür kommen Benny und Diana auf ein Stück selbstgebackenen Kuchen vorbei. Auf dem Camp herrscht durch die Overlandergruppen⁸ viel Betrieb und nachts grölen die Kinder im nahegelegenen Dorf. Mit dem PADI-Schein in der Tasche halte ich also schnell nach einem besseren Platz Ausschau. In *Senga Bay* - schon auf halbem Weg nach *Lilongwe* werde ich fündig: der *Stepps Camping* ist tatsächlich so gut wie sein Ruf. Herrlich in einer felsenumsäumten Bucht mit Sandstrand gelegen, bietet er allen Komfort eines Fünf-Sterne-Hotels - das gleich daneben steht. Mit 60 MKw pro Nacht ist es nicht allzu teuer, dafür sind Duschen und Toiletten pieksauber, in Ostafrika eine völlig neue Erfahrung. Die absolute Krönung ist jedoch das Graubrot, das der deutsche Küchenchef jeden Morgen noch ofenwarm herüberschickt. Welch himmlische Köstlichkeit!

⁸ Overlander sind Gruppen, die meist auf LKW's (Sitzbänke auf der Pritsche) durch Afrika reisen, meist junge Leute und meist unter britischer Organisation; unterm Strich weit weniger lästig als komfortorientierte 'Neckermann'-Touristen

In *Senga Bay* lässt es sich prima aushalten. Wermutstropfen ist wieder einmal das Wetter, das bald nach Ankunft zu Regen und konstantem Grau-in-grau wechselt und um keinen Preis weichen will. Dabei ist die kalendarische Regenzeit schon seit Wochen vorüber! Auf Petrus ist auch kein Verlass mehr! Jeden Tag Regen, jeden Tag dieses schwermütige Grau. Ein Schmunzeln zaubert mir dabei jeden Morgen die Nachbarn auf die Lippen; das deutsche Pärchen ist mit dem neuesten und teuersten DAIMLER-Geländewagen unterwegs und muss sich jeden Tag aufs Neue über ein undichtes Dachzelt, über nasse Schlafsäcke und klamme Klamotten ärgern. Schadenfreude ist doch die schönste Freude! Die billigen Strohhütten sind ihr einzig trockener Unterschlupf.

Es gibt Tage, da jagt man keinen Hund vor die Tür. Und es gibt Tage, da ist man froh um sein Schneckenhaus, das an anderen Tagen viel zu groß erscheint. Auf schmalen Urwaldpisten hatte ich immer mal wieder den arg groß geratenen Sandfloh gegen einen kleinen, leichten und komfortablen Landrover eintauschen wollen. Bei solchem Hundswetter sind die Pläne schnell vergessen.

Weder der strömende Regen noch die verspätete Brotlieferung halten mich vom Aufbruch ab. Wieder einmal ist Montag. Die 140 Kilometer hinauf nach *Lilongwe* möchte ich unter die Räder nehmen und nach heiß ersehnter Post fahnden.

Kaum ist die Hauptstraße erreicht, tut sich ein vertrauter Anblick auf: ein UNIMOG 404, Typ 'Sandfloh 1' steht am Straßenrand, Motorhaube offen, deutsches Kennzeichen. Natürlich halte ich an, um die üblichen Fragen nach Woher und Wohin und Was-Kaputt zu stellen. Da fragt mich Wolfgang, ob ich ihn nicht abschleppen kann, ihm sei der Anlasser herausgefallen und er kommt sonst nicht weiter. Auf die Schnelle fällt

mir keine Ausrede ein und flugs hängt der alte 404 am Haken.

Ein seltsames Gespann geben wir ab: vorn ein (vom Regen) glänzender, neuer 416-er UNIMOG, dahinter ein abgewrackter, verrosteter 404-er, beide mit deutschem Kennzeichen, beide mit weißen Fahrern. Jeder Kopf dreht sich nach uns um, als der Sandfloh den fünf Tonnen schweren Anhänger die Hügel hinauf nach *Lilongwe* zieht. Dort geht's für die UNIMOGS direkt zur Werkstatt und für uns zum Essen in ein nettes Restaurant, wo sich die beiden für den Schlepp revanchieren.

Die Fahndung auf dem Postamt fördert tatsächlich drei Briefe zutage, die ich gierig verschlinge. Wieder verbringe ich eine Nacht auf dem Camp des Golfklubs und holpere nach der Beantragung des Visums für Mozambique noch die sechszwanzig schauerhaften Pistenkilometer zum *Safari-Camp* vor den Toren der Stadt. Alles, was ich die nächsten Tage brauche, wird dort geboten: Telefon und Fax, saubere Duschen und Toiletten - und deutsche Speisekarte!

Internet und E-Mail sind noch nicht erfunden, also muss die weitere Abstimmung per Fax und Telefon erfolgen. Beides ist höllisch teuer und ich beschränke mich aufs Notwendigste. Alle bekommen ihre Einladung ins südliche Afrika: Eltern, Sabrina und Dörthe - jeder will mich durchs Paradies im Süden begleiten. Am letzten Abend feiert die Besitzerin obendrein Geburtstag und völlig unerwartet komme ich in den Genuss eines großen Stücks Schwarzwälder Kirschtorte. Lecker!

Genuss ist auch am nächsten Morgen angesagt. Der Regen und das triste Grau der letzten Wochen ist nämlich gewichen und hat strahlend blauem Himmel Platz gemacht. Ein fast vergessener Anblick. Selbst die Piste zurück in die Stadt ist da nur noch halb so holprig!

Das Visum für Mozambique ist auch fertig und wohl-gelaunt rolle ich weiter gen Süden, gen Grenze, gen Sonnenschein. Am andern Morgen liegt die Grenze hin-ter mir: schnell und problemlos auf malawischer Seite, teuer und problemlos auf mozambiquischer Seite:

- 5 US-Dollar für die Bearbeitung des Carnet de Passage (Zoll)
- 15 US-Dollar für den Einreisestempel (Immigra-tion)
- 75 US-Dollar als Road-Tax
- 40 US-Dollar für die obligatorische Versiche-rung.

Alles in allem 135 US-Dollar, ein Batzen Geld für die üblichen paar Stunden in Mozambique. Doch statt des Vierundzwanzig-Stunden-Transitvisums⁹ hatte ich mir ein Dreißig-Tage-Visum geben lassen. So habe ich nun keinerlei Eile, sondern genieße die Fahrerei auf uner-wartet guten Straßen. Selbst in *Tete* lässt mich die verrufene Polizeikontrolle anstandslos ziehen. Jeder Traveller, mit den ich gesprochen hatte, hatte hier ein paar Tausend *Metacais* abdrücken müssen. Minuten später rolle ich auf einer imposanten Brücke über den *Zambezi*, den größten Fluss Südafrikas.

Der majestätische Fluss deckt praktisch den ge-samten Strombedarf des Landes, das jahrzehntlang in einem blutigen Bürgerkrieg erstarrt war. Das Wasser-kraftwerk *Cahora Bassa*, fünfzig Kilometer oberhalb der imposanten Brücke, ist eines der größten in ganz Afrika. Vor zwanzig Jahren war es errichtet worden und ich hatte daran mitarbeiten dürfen, wenn auch nur am heimischen Schreibtisch. So möchte ich mir das Projekt nun natürlich genauer anschauen.

Entlang einer ulkigen Hochspannungsleitung führt die auffallend gute Straße nach Norden. Den

⁹ Die meisten Reisenden fahren auf allerschnellsten Weg durch den so- genannten 'Tete-Korridor', für den zehn Stunden Fahrzeit genügen

Kontrollposten der Politik-Polizei kann ich mit Hilfe eines Arbeiters meistern, der ein paar Brocken Englisch spricht. Ohne weitere Kontrollen rolle ich durch *Songo*, der Wohnstadt für die Arbeiter und Angestellten des Projekts. Auf den Staudamm selber darf ich natürlich nicht, doch ein wenig oberhalb finde ich einen Platz mit fantastischer Aussicht auf den See mit seinen unzähligen Armen. Damm und Fluss sehen allerdings völlig anders aus als ich mir das vorgestellt hatte. Der *Zambezi* zwängt sich hier durch eine dreihundert Meter breite und fünfhundert Meter tiefe Schlucht, der perfekte Ort für einen Staudamm. Die Stromausleitung aus dem unterirdischen und praktisch unsichtbaren Kraftwerk ist ein technisches Meisterwerk – haben ja auch meine früheren Kollegen gebaut! Der Stausee selbst füllt Hunderte kleiner Buchten, die nur mit dem Boot erreichbar sind und erstreckt sich bei Hochwasser über fünfhundert Kilometer weit nach Westen, wo sich ein weiterer Stausee anschließt. Der *Kariba*, den ich einige Tage später kennenlernen werde.

Vom Kraftwerk respektive den dicken Stromleitungen sehe ich am Montagmorgen nur dunkle Nebelschleier, denn die Anlage hüllt sich in düstere Wolken. Eigentlich habe ich auch schon genug gesehen und ins eigentliche Kraftwerk käme ich nur mit einer persönlichen Einladung des Herrn Energieministers. Nicht ungewöhnlich angesichts der Wichtigkeit des Projekts.

Bald rolle ich also wieder der Sonne entgegen, Zimbabwe heißt mein nächstes Ziel, ein Land, das in krassem Gegensatz zum kriegsgebeutelten Mozambique stehen soll. Die Straße Richtung *Beira* und *Maputo* bleibt unerwartet gut, nur ab und an ein kleines Schlagloch, damit man nicht gänzlich einschläft. Die Landschaft hingegen ist eintönig - afrikanisches Buschland weit und breit - und die Ortschaften sind weder zahlreich noch sehenswert. Nur die Menschen sind eine Nuance dunkler als die Malawis.

Bald folgt die Grenze zu Zimbabwe¹⁰. Schon zwanzig Kilometer davor – noch auf Mozambique-Gebiet - bemerke ich, dass auf der Straße zusehends geschäftigeres Treiben herrscht, dass die Menschen beschäftigter sind als anderswo. Dass es Waren gibt, die bislang nirgends zu finden waren. Die Grenzabfertigung auf beiden Seiten verläuft kurz und schmerzlos: keine weiteren Gebühren, keine Fragen nach Woher und Wohin, keine Durchsuchung des Sandfloh.

Fünf Minuten später rolle ich schon in *Mutare*, der drittgrößten Stadt Zimbabwes ein. Himmel, was mache ich da für Augen! Bin ich wirklich noch in Afrika? Oder bin ich auf einem neuen Erdteil gelandet? Bin ich gar zurück in Europa? Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den beiden Nachbarländern!

Geldwechseln, erste Einkäufe und ein kurzer Stadtbummel hinterlassen ein Bild britischer Ordnung und europäischer Sauberkeit. In den Straßen und Geschäften unzählige Weiße, moderne, gut gepflegte und intakte Autos, saubere Straßen, gepflegte Blumenrabbatten und Parks allenthalben: fast wie zu Hause. Die Stadt selber würde in Deutschland allenfalls unter der Rubrik Kleinstadt geführt werden, hier ist sie die Hauptstadt von *Manica-Land*, dem östlichen und malerischsten Teil Zimbabwes. Nicht unbedingt die unschönste Gegend. Schon *Mutare* liegt pittoresk in einem weiten Talkessel, umgeben von kühlen Bergen.

Dreißig Kilometer südlich und fünfhundert Meter oberhalb liegen die *Vumga-Gärten*, eine Parklandschaft mit allen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen, die in dieser Hemisphäre gedeihen mögen. Obendrein ein Camp auf englischem Rasen! Eine Nacht lang genieße ich den Luxus und die frische Bergluft, bevor ich noch weiter nach Norden und noch weiter nach oben rolle, in den

¹⁰ Ich habe den Tete-Korridor verlassen und nehme die Grenzstation zwischen Manica (MOZ) und Mutare (ZIM)

Rhodes-Inyanga-Nationalpark nämlich. Der liegt auf einer Durchschnittshöhe von 2500 Metern, entsprechend erfrischend sind die Temperaturen. Der höchste Berg Zimbabwes, der *Nyangani* ragt gar 2790 m auf, ein lohnendes Ziel für einen Bergfex wie mich. Der Anstieg ist eher ein Spazierweg und oben geht es fast ebenerdig zum wenig imposanten Gipfelkreuz. Die Aussicht ist grandios, allerdings wenig fotogen, nur in weiter Ferne und unter leichtem Dunst kann man die *Pungwe-Schlucht* und die *Toothpicks of the Devil*, die Zahnstocher des Teufels ausmachen.

Zum Kaffee bin ich zurück auf dem kühlen, weil sonnenarmen *Mare-Camping* und vertreibe mir die Zeit mit allerlei Firlefanz. Bald nach Sonnenaufgang geht's herauf zum *World's View* und *Eagle's View*, zwei prächtigen Aussichtspunkten unmittelbar am Rande eines achthundert Meter tiefen Felsabbruchs. Doch während sich die Leute am *World's View* drängeln, um Eintritt bezahlen zu dürfen, stehe ich am *Eagle's View* völlig allein und kostenfrei.

Die Landschaft ist einfach grandios: grüne Wiesen mit niedrigen Büschen, dunkelgrüne Pinienwälder eingestreut, der Ausblick reicht bis zum Horizont und verstreute Cottages versteckten sich unter lichten Bäumen. Über allem strahlender Sonnenschein, mittags ein paar harmlose Wölkchen, die sich nachmittags rasch wieder verziehen. Die Temperaturen klettern auf 28 Grad, obwohl es morgens mit sieben bis zehn Grad lausig kühl ist. Genau die Umgebung, die ich mir seit Wochen erträumt hatte.

Unmittelbar am Aussichtspunkt und mit weitem Blick über die Niederungen Mozambiques lasse ich mir das Frühstück schmecken: mit Eiern, Schinken, frisch gebackenem Brot, Marmelade und allem, was dazu gehört. Später streife ich durch die Gegend, klettere auf den nächstgelegenen, namenlosen Berg (2593 m), koche Mittagessen (frische und billige Steaks) und aale

mich in der herrlich warmen Sonne. Heute in den ersten wärmenden Sonnenstrahlen dann neuerlich Englisch Frühstück mit atemberaubender Aussicht und ein paar ausstehende Wartungsarbeiten am Sandfloh. Danach Küche putzen und Tagebuch schreiben. Urlaub vom Feinsten!

Wie herrlich das Leben doch sein kann!

Erste Ausläufer Südafrikas

Zimbabwe ist ein wirklich interessantes Land. Jede Menge eindrucksvoller Landschaften, nette Menschen und es gibt (fast) alles zu kaufen. Welch ein Unterschied zu seinen nördlichen Nachbarn, egal, ob Mozambique, Malawi, Tansania, ja selbst zu Kenia! Das habe ich, glaube ich, schon mal geschrieben¹¹. Es gibt eine Menge zu besichtigen, zu erkunden und zu besteigen. Berge wie den *Mount Binga* beispielsweise, im *Chimanimani* Nationalpark, wo ich mir einen bösen Sonnenbrand eingehandelt hatte, den ich nun auskurieren muss.

Doch wieder hübsch der Reihe nach.

Am *Eagle's View* genieße ich noch drei herrliche Tage in der Einsamkeit mit der atemberaubenden Aussicht. Ab und an schauen Nachbarn auf Abendspaziergang vorbei, ansonsten bin ich mutterseelenallein in majestätischer Natur. Reisen, wie es schöner nicht sein könnte!

Am 20. April allerdings muss ich mich wieder trolen, um Vater zum Geburtstag zu gratulieren, was in der Bergwildnis schlecht möglich ist. Am Weg zur Telefonzelle liegen die kärglichen Ruinen der *Nyangwe-Festung* im *Rhodes-Inyanga-Nationalpark*, die *Pungwe Gorge* und der *Honde View*, landschaftlich reizvolle, aber längst nicht so spektakuläre Ecken wie mein *Eagle's View*. Danach bringt mich die gute Teerstraße zurück nach *Mutare*, bzw. zum *Drifter's Camp*, zwanzig Kilometer westlich der City.

Der Camp liegt direkt an der Hauptstraße und ist entsprechend laut, die Bäume sind niedrig, die Drinks

¹¹ Wir schreiben das Jahr 1997! Nach vielen Jahren Misswirtschaft durch das Mugabe-Regime in den 2000-er Jahren wird sich daran vermutlich einiges geändert haben.

teuer, die Tiere im privaten Game Park allesamt auf Urlaub. Das Telefonat klappt auch nicht, also ab nach *Mutare*, Telefonkarten besorgen und wie ET nach Hause telefonieren. Auch Sabrina bekommt ihren versprochenen Anruf (*Cape Town - Windhoek* und Termin gehen in Ordnung), dann Vorräte aufstocken und schon rolle ich wieder aus der Stadt, hinunter zum Nationalpark von *Chimanimani*.

Bergsteigen ist angesagt! Im Himmel - der Camp heißt ganz passend *Heaven Camp* - genieße ich zunächst die herrliche Aussicht auf die eigentlichen Berge, die gute zehn Kilometer entfernt liegen und in der Abendsonne prächtig leuchten. Der nächste Morgen allerdings ist erneut wolkenverhangen und düster und die Bergtour wird verschoben, obwohl der Rucksack fertig gepackt ist. Stattdessen schwinge ich mich aufs Radl und versuche, das Basiscamp zu finden. Die Piste wird zusehends holprig - kein Spaß im harten Sattel -, und an der *Outward Bound School* mache ich kehrt, um die zehn Kilometer, die ich lässig hinuntergerollt war, im Schweiß des Angesichts wieder hochzustrampeln. Prima Training für die Kraxelei morgen.

Gegen acht Uhr morgens bringt uns der Landrover des *Himmels-Camps* schließlich zum Basislager. Für einen Aufstieg ist es um die Uhrzeit eigentlich schon viel zu warm. Und wie steil es da gleich zur Sache geht! Teilweise auf allen Vieren muss ich mich den felsigen, ungesicherten und unmarkierten Pfad nach oben hangeln, bis nach einer Stunde überraschend ein fast ebenes Tal vor mir liegt. Fehlende Wegweiser leiten mich in die Irre, doch am *Bundi River* wird schnell klar, wo es langgeht. Trampelpfade führen kreuz und quer durchs Terrain und nur eine weithin sichtbare Hütte bietet verlässliche Orientierung. Am frühen Nachmittag ist der *Skeleton Pass* erreicht, wo sich ein weiter, aber dunstiger Blick ins *Wizard Valley* in Mozambique auftut. Die Füße tun weh von der ungewohnten Lauferei,

so dass das Fußbad bei der Querung des *Bundi River* gerade recht kommt.

Mit vorletzter Kraft erreiche ich das Nachtlager, eine kleine Höhle unterhalb der *Red Rock Cave*. Mehr ein Felsüberhang als eine richtige Höhle bietet er wenig Schutz vor den Elementen. Doch bei sternenklarer Nacht werde ich sowieso draußen schlafen. Lauwarmes Chilli-con-Carne und heißer Tee beleben die müden Knochen für den abendlichen Pirschgang. Ein großes Stachelschwein duckt sich unter die Felsen, als ich näherkomme, Minuten später nimmt eine ganze Familie der scheuen *Bergnyalas* Reißaus, als ich vorsichtig über eine Kuppe luge.

Die Sterne sind deutlich zu sehen, der Vollmond wirft sein weißes Licht auf den warmen Schlafsack und bald ruhe ich tief und fest in Morpheus Armen. Punkt sechs Uhr klettere ich wieder aus dem warmen Nest, die ersten Sonnenstrahlen wecken die Lebensgeister und Müsli und Tee munden wie eh und je. Das Gras ist triefnass vom nächtlichen Tau, zu spät denke ich an die Gamaschen und im Nu sind die Bergstiefel durchnässt.

Schon geht es wieder steil aufwärts. Wie in einem überdimensionalen Treppenhaus wechseln sich Steilanstiege und ebenes Terrain ab, an ein gleichmäßiges Gehen ist nicht zu denken. Nur langsam gewinne ich an Höhe und noch immer hoch über mir reckt der *Mount Binga* seine Felsen in den blauen Himmel. Wieder einmal leiten mich fehlende Wegweiser in die Irre und ich finde mich in einem felsübersäten Hang wieder, an dem es kein Zurück gibt. Mühsam schleppe ich mich nach oben und erreiche tatsächlich den schmalen Rücken, der den Schlüssel zum weiteren Aufstieg darstellt. Wie erwartet ist der Weg auch wieder klar erkennbar. Der Gipfel selbst ist wenig beeindruckend: eine Ansammlung riesiger Felsen mit einer hässlichen Betonmarkierung darauf. Der Höhenmesser zeigt 2436

Meter. Wieder einmal war nicht der Gipfel, sondern der Weg das Ziel!

Durch den unglücklichen Aufstieg habe ich viel Zeit verloren, die Gipfelrast dauert nur wenige Augenblicke, schon muss ich wieder hinunter. Diesmal den offiziellen Weg, der von oben auch viel besser zu erkennen ist. Dann wieder die Hatscherei durchs 'Treppenhaus' und erst kurz vor drei Uhr bin ich zurück an der markanten Hütte. Doch der LANDY wartet nicht! Also den steilen Felsenpfad wieder hinab, was nicht weniger anstrengend ist als heraufwärts. Erst kurz vor Abfahrt erreiche ich mit zitternden Knien das Basislager und springe auf den LANDY, der uns in rasender Fahrt zum *Heaven-Camp* zurückbringt.

Dort warten der Sandfloh und eine warme Dusche. Welch eine Wohltat, das heiße Wasser über die müden Knochen rinnen zu lassen. Stundenlang könnte ich unter dem Wasserstrahl stehen, doch zusehends wird er kälter. Hat denn draußen niemand Feuerholz nachgelegt?

Schnell noch ein paar Colt-/Sprite-Cocktails an der Bar und schon liege ich im komfortablen Bett des Sandfloh. Nicht ohne vorher den Sonnenbrand dick eingecremt zu haben, den ich mir geholt hatte. Nicht der Nacken ist feuerrot wie gewöhnlich, diesmal hat es nur ein handtellergroßes Stück am linken Oberschenkel erwischt - eigenartig! Am nächsten Morgen wölben sich dicke Blasen und ich überlege, ob es nicht ratsam wäre, einen Doc aufzusuchen. Warum gerade dort, und nur dort? Ich hatte mich doch immer dick eingecremt!

Die Erklärung ist schnell gefunden: beim Auf- und Absetzen des Rucksacks hatte ich mir jedes Mal die Sonnencreme abgewischt! Genau dort, stets die gleiche Bewegung, stets auf dem gleichen Fleck und immer nach dem Auftragen der Creme. Schmerzhafte und lästige! Doch Indianer kennen keinen Schmerz! Am Tag drauf hüllt sich der Himmel sowieso in dichtes Grau

und ich kann ohne Angst draußen sitzen. Den Wolken nach zu schließen regnet es oben in den Bergen sogar in Strömen. Welches Massel hatte ich wieder einmal gehabt.

Fit und munter und voller Tatendrang breche ich erneut auf, um dreihundert Kilometer Richtung Süden zu rollen. Nach so viel Natur will ich mich auch mit der Kultur des Landes beschäftigen. Die Ruinen von *Great Zimbabwe* sind wirklich imposant, insbesondere *The Great Enclosure*, die antike Stadtmauer. Erstaunlich wenig weiß man allerdings über die Ruinen und ihre ursprüngliche Verwendung. Die Datierung gibt Hinweise auf das dreizehnte bis fünfzehnte Jahrhundert, aber sonst bleibt vieles in dunkle Ungewissheit gehüllt. Möglicherweise handelt es sich um befestigte Dörfer einflussreicher Sippen. Eigenartig erscheint jedoch, dass jedes Dorf seine eigene Stadtmauer hatte, obwohl sie dicht an dicht nebeneinander lagen. Zwischen den Mauern hindurch führen schmale Gänge, durch die bestenfalls ein einzelner Mann hindurchpasst. Ob man auf diese Weise Überfälle aus dem Nachbardorf verhindern wollte?

Nach einer ausgiebigen Fototour rolle ich gegen Mittag schon wieder auf der Teerstraße gen Norden. *Harare*, die Hauptstadt ist mein nächstes Ziel. Es geht zügig voran, die Straße führt durch hügeliges Farmland und außer endlosen Zäunen links und rechts der Straße ist nicht viel zu sehen.

Auf Anhieb finde ich den Campingplatz der Hauptstadt, ein weitläufiges Terrain, idyllisch zwischen Hauptstraße und Eisenbahnlinie gelegen. Gleich am Montag saddle ich das Stahlross und strampele zur ersten Besorgungstour in die Stadt. Auch hier wohl-tuender, europäischer Luxus, alles scheint zu funktionieren. Ob es die kaputte Brille ist, die im Nu repariert ist oder die Gasflasche, die im Nu gefüllt wird, es klappt einfach alles. Als I-Tüpfelchen kann ich den

undichten Bremskraftverstärker reparieren lassen, der mir seit Äthiopien viel Kopfschmerzen bereitet hatte. Zwischen zwei Dutzend Besorgungen gibt's pikante Pizza oder leckere Steak-Sandwiches.

Die meisten Punkte meiner Liste kann ich als erledigt abhaken. Als Belohnung gibt's ein paar nette Souvenirs: sieben handliche Statuen der bekannten Steinmetze - in ganz unterschiedlichen Stilrichtungen, Größen und Preisklassen - kosten zusammen 840 Z\$, umgerechnet 120 DM. Zum eigentlichen Sightseeing bleibt hingegen wenig Zeit. Die modernen Wolkenkratzer im Stadttinnern und die lichten Grünanlagen in den Suburbs vermitteln auch ohne große Erklärungen das Bild einer Stadt, in der man zu leben weiß.

Schon am Samstag streiche ich wieder die Segel, rolle nach Nordwesten, Richtung *Lake Kariba*. Vorher allerdings geht's links ab, zum *Matusadona Nationalpark*. Die Piste im Park ist miserabel, das Gras hoch und außer Elefantenkot gibt's wenig zu entdecken. Daher mache ich gleich am Gate kehrt und verbringe eine ruhige Nacht unter Tausenden leuchtender Sterne - gleich neben der Piste.

Der Montag hält eine nette Überraschung parat: auf einer unerwartet guten Piste rolle ich weiter gen Westen, nach fünf Kilometern versperrt mir jedoch eine weggeschwemmte Brücke jedes Weiterkommen. Also wieder zurück, bis die eigentliche Hauptpiste in die gewünschte Richtung führt. Auf der ist dann auch die Flussquerung kein Problem, sie ist in glänzendem Zustand und mit 70 km/h brausen wir durch den Busch. An der Grenze zum *Matabeleland* ist damit schlagartig Schluss: die hundert Kilometer bis *Binga* kann ich nur teils kriechend, teils lautstark fluchend abreiten.

Als schließlich der kleine Ort erreicht ist, wartet ein netter Camp mit Blick auf den *Lake Kariba* auf uns. Die anheimelnden Bilder des glitzernden Sees mit

abgestorbenen Bäumen und Elefanten im seichten Wasser allerdings findet man nur an den zahllosen Hausbooten, die vertäut am Ufer liegen - als Gemälde.

So werde ich sicher bald wieder das Weite suchen und mich lieber im Busch herumdrücken, bevor das nächste Highlight im südlichen Afrika ansteht: die *Victoria Falls*.

Kalahari pur ...

Botswana liegt hinter mir und die Eindrücke waren nicht eben eindrucklich. Obwohl - die Weiten der Kalahari, die guten Straßen bzw. Pisten und die Überraschung in *Maun* werde ich nicht so schnell vergessen.

Doch wieder von Anfang an.

Der Sonnenbrand, den ich mir bei der Bergtour in *Binga* eingehandelt hatte, ist schnell kuriert, der Rucksack wieder verstaubt und ich rolle durch welliges Hüggelland am Südufer des *Zambezi* gen Westen. Der Stausee *Lake Kariba* versteckt sich hinter niedrigen Hügeln und die Landschaft an der Straße ist auch nicht eben aufregend. Bei *Mlibizi* wage ich einen Versuch, nahe des Sees zu logieren, doch das Camp ist sündhaft teuer. Also verkrieche ich mich wieder in den Busch. Und das dürft ihr ruhig wörtlich nehmen. Die Aussicht ist nicht berauschend, grüne Bäume und hohes Gras ringsum, kein weitschweifender Ausblick auf die blaue, glitzernde Oberfläche des *Lake Kariba*. Dafür ist der Platz kostenlos, einsam und Natur pur.

Interessant wird's aber gleich am nächsten Tag, als ich in den *Hwange Nationalpark* einrolle. Schon vor der Zahlstation begrüßt mich eine Herde der grazilen *Impalas*, die ich so ins Herz geschlossen habe. Gleich drauf sind dann 120 Z\$ (17 DM) zu berappen, dafür darf ich mich eine ganze Woche im Park herumtreiben. Nur nachts soll ich aus Sicherheitsgründen auf die Camps, die mit 30 Z\$ (4,50 DM) pro Nacht zu Buche schlagen. Nicht gerade billig, aber für den Komfort, der dort geboten wird, durchaus angemessen. Zumindest stimmt die Attitüde der Leute, schließlich müssen sie für das Geld den riesigen Park pflegen und vor allem die Tiere vor zweibeinigen Räubern schützen.

Auf schmalen, teilweise holprigen Pisten rolle ich die nächsten Tage kreuz und quer durch den Park; Den Schwerpunkt der Beobachtungen habe ich unglücklicherweise im Norden gesetzt, während sich die Viecher offenbar allesamt im Süden aufhalten. Hinterher ist man immer schlauer! Die Unterschiede in der Landschaft allerdings sind überaus deutlich: im Süden herrscht dichtes, schon fast tropisches Grün, während es im Norden trockener ist und unter wenigen Bäume nur niedriges Riedgras gedeiht. Doch selbst das ist zu hoch, um die zahllosen kleinen Bewohner der Savanne zu entdecken. Selbst vom hohen Fahrersitz eines Sandflohs aus.

Elefanten und Giraffen sind da schon leichter auszumachen; zumindest die Langhalse sieht man schon aus vielen hundert Metern Entfernung herumstolzieren - anmutige und imposante Tiere! Die Dickhäuter verstecken sich dagegen lieber im Grünen und nur mit einer guten Portion Glück treffe ich zwei Mutterherden mit tapsigen Kindern, die ich ausgiebig beobachten kann. Nur langsam verschwinden sie im dichten Unterholz nahe dem *Sinamatella-Camp*. Ihr Trompeten ist abends noch lange zu hören.

Weiter im Norden - wie gesagt - kaum (sichtbare) Vierbeiner. Dafür jede Menge farbenprächtige Vögel, bunte Schmetterlinge, vereinzelt Krokodile, ein einsames Flusspferd und eine von Elefanten mächtig zertrampelte Piste.

Vom *Robin's Camp* nach *Victoria Falls* ist es nur ein Katzensprung. Gewaltiger aber könnten die Gegensätze kaum sein: auf dem Camp Einsamkeit und Stille pur inmitten vieler Tausend Hektar afrikanischem Busch mit Wildlife in Hülle und Fülle. Im Städtchen dagegen Menschengewimmel, Touristen, wohin man schaut, Nepp und aufdringliche Schlepper an jeder Straßenecke. Dazu ein Stellplatz, der doppelt so teuer ist wie alle bisherigen.

Grund für das Menschengewimmel ist ein Wasserfall - der zweitmächtigste der Welt - zumindest jetzt in der Regenzeit. Auf einer Breite von 1,7 Kilometern stürzen sich die Wassermassen des *Sambesi-River* in eine hundert Meter tiefe und überraschend enge Schlucht, um von dort zum *Lake Kariba* zu strömen. Der Wasserfall selbst ist schon mächtig interessant, wenngleich man 100 Z\$ (14 DM) Eintritt bezahlen muss und dafür auch noch bis auf die Haut durchnässt wird. Denn die Gischt, die der Wasserfall produziert, ist wirklich beachtlich. Stehst du gar am östlichen Ende, bläst dir der Wind die Gischt als strömenden Regen waagrecht ins Gesicht. Doch der Blick von dort auf den tief unter dir brodelnden Fluss ist einfach unbeschreiblich.

Eine zweite Nacht auf dem Camping ist unvermeidlich, will man die Attraktion auch nur halbwegs besichtigen. Am Morgen schlendere ich zu den beiden Brücken, die die enge Schlucht überspannen und schaue den *Bungee*-Springern zu, die sich - nur mit einem Gummiseil an den Füßen - von der Eisenbahnbrücke in die Tiefe stürzen. Könnte das vielleicht helfen, meinen Adrenalinspiegel zu heben, der gerade mächtig Tiefstand aufweist? Vielleicht beim nächsten Mal, in einem halben Jahr will ich ja noch einmal herkommen. In der Trockenzeit nämlich soll der Fluss nur noch einen Bruchteil an Wasser führen und die Fälle sollen dann noch imposanter sein, da mehr von der Schlucht zu sehen ist - nicht nur weiße Gischt wie heute.

Was bin ich froh, diesen Touri-Rummel endlich hinter mir zu lassen! Zeitig am Montag nehme ich den winzigen Grenzübergang nach Botswana in Angriff. Bislang war's ja meist durch leicht gewellte, grüne und baumbestandene Landschaft gegangen, in der die Bewohner ein wenig Ackerbau und Viehzucht betreiben. Hinter dem Schlagbaum aber ändert sich das Landschaftsbild von Grund auf. Mit einem Schlag öffnet sich die

endlose, völlig ebene und öde Weite der *Kalahari-Wüste!* Bewohner sind dort kaum noch auszumachen.

Erfreulicherweise sind die Wege gut, die durch diese Weite führen: zunächst fünfhundert Kilometer Teerstraße, auf der mir ganze drei Autos begegnen, hinter *Maun* folgt eine schnelle Piste und ab *Mamuno* - nahe der Grenze zu Namibia - eine Piste, die durch weite Sandfelder führt, aber prima zu fahren ist. Auf der ganzen Strecke - immerhin 1500 Kilometer - sehe ich praktisch keine Menschenseele auf oder an der Straße. Nur in Abständen von ein bis zwei Tagesreisen ist eine kümmerliche Ortschaft mit ein paar Dutzend Bewohnern auszumachen.

Wie bin ich da von den Socken, als ich in *Maun* einrolle und eine hochmoderne, gut organisierte und freundliche Stadt vorfinde. Doch außer Geldwechsellern und Vorräte im gut sortierten SPAR-Supermarkt aufstocken gibt's nichts, was mich in der Stadt halten könnte. Die eigentliche 'Attraktion' von *Maun*, das *Okavango-Delta*, das sich über viele Tausend Hektar im Nordwesten der Stadt erstreckt, ist nur mit dem Boot und auf teuren - ich meine wirklich teuren - Touren zu erreichen. Die Pisten dagegen sind kurz nach der Regenzeit für den Sandfloh noch viel zu schlammig.

Also nimmt mich schon ein paar Kilometer später die Wüste wieder gefangen. Doch von Wüste wie ich sie kenne, mit absolut fehlender Vegetation, mit bizarren, erosionsgeformten Landschaften, ist auf der ganzen Strecke nichts auszumachen. Überall bedeckt gelbes Riedgras den sandigen Boden, Sträucher und niedrige Bäume sind allenthalben zu finden und alles in allem macht die *Kalahari* eher den Eindruck einer Trockensavanne als den einer Wüste. Wirklich beeindruckend allerdings ist die absolute Ebenheit des gesamten Landes: man könnte eine Wasserwaage daran eichen! Als nach 1500 Kilometern bei *Jwaneng* die ersten künstlichen Hügel auftauchen - Abraumhalden der

Diamantminen - will ich schon die Bergstiefel heraus-holen.

Verschweigen will ich auch nicht, dass ich mich gleich zu Beginn der Wüstendurchquerung gehörig verfranzt habe: südlich vom *Mamuno* nämlich führt eine ausgezeichnete, schnelle Piste nach *Ncojane* und findet ihre Fortsetzung in einer - wie erwartet - sandigen Piste nach Südosten, die nach zweihundert Kilometern *Hukuntsi* erreichen soll. So jedenfalls steht's in der Karte. Vorsichtshalber frage ich noch einen Police-Officer, der zufällig des Wegs kommt, und der bestätigt kopfnickend meine Pistenwahl. Ja, ja, *Hukuntsi*, immer grade aus. Und weist mit dem Arm auf die sandige Piste. Die Piste ist genau wie im Führer beschrieben: sandig, geradlinig und führt durch buschbestandene Ebene.

Hinter *Ncojane* allerdings schwenkt sie langsam, beinahe unmerklich nach links und führt auf kürzestem Wege zur Schnellstraße von *Gabarone* nach *Ghanzi*. Aber genau die will ich um jeden Preis vermeiden! Das bemerke ich allerdings erst, als dreißig Kilometer vor dem Ziel eine Kreuzung auftaucht. GPS und die Eintragung der letzten Koordinaten in die Karte bringen rasch Aufklärung: ich befinde mich auf einer in der Karte gar nicht eingetragenen Piste in Richtung Osten. Meine Ziele, *Hukuntsi* und *Tshane*, allerdings liegen genau südlich von hier. Also rechts abbiegen und auf einer schmalen und teilweise holprigen Piste weiter. Zumindest stimmt jetzt die Richtung: 180 Grad. Süden. Tatsächlich mündet die Piste nach hundert Kilometern auf eine Teerstraße und kurz darauf sind die ersten Häuser von *Hukuntsi* erreicht.

Den Pisteneinstieg zum *Gemsbok Nationalpark* lasse ich mir vorsichtshalber zweimal zeigen. Die Piste ist ganz nach dem Geschmack des Sandflohs - und seines Fahrers. Tiefe, sandige Spurrinnen verlangen manchmal Allradantrieb, doch meist geht's flott und

mit hohen Drehzahlen durch unberührtes Gelände. Nervig sind allenfalls die Haufen der putzigen Erdhörnchen, die sich ihre Höhlen mit Vorliebe am Rand der Fahrspur bauen. Den ausgeworfenen Sand schaufeln sie einfach auf die Fahrspur, richtige kleine Sandhaufen gibt das, über die ich nur kriechen kann. Von diesen Tierchen gibt's zwischen *Tshane* und dem Nordeingang zum *Mabuasehube Game Reserve* einige Millionen.

Zum Glück bin ich nicht in Eile und ich nehme mir Zeit, die tierischen Hoppel abzureiten und den Sandfloh zu schonen. Eine gebrochene Feder wäre hier draußen das letzte, was ich mir wünsche. Die Tagesetappen sind nicht sonderlich lang: nachmittags widme ich mich lieber dem Computer und in der Stille und Abgeschiedenheit dieser Wüste kann ich nach Herzenslust programmieren. Schließlich muss ich die restlichen grauen Zellen fordern, will ich die Reise nicht als völlig verblödeter Fernfahrer beenden.

Zum Ende der abenteuerlichen Piste durch die *Kalahari* empfängt mich bei *Tsabong* eine gute Teerstraße und führt mich noch einmal dreihundert Kilometer durch flaches Land, bevor bei *Jwaneng* die ersten künstlichen Hügel auftauchen, die Abraumhalden der Diamantminen. Doch für Touristen sind die Minen tabu.

Seit Tagen sind meine Gedanken auch schon vorausgeeilt und weilen längst in *Gaborone*, der modernen Hauptstadt Botswanas. Gestern ist dann auch der Körper nachgekommen und rollt an Bord des Sandfloh in *Gab's* ein, wie die Hauptstadt allenthalben genannt wird.

Mit einmal Auf und Ab ist die Fußgängerzone aber schon erkundet und die deutsche Botschaft in *Broadhurst* ist auf Anhieb gefunden. Schon kann ich die Stadt als 'gesehen' abhaken. Die Geschäfte hingegen sind geschlossen - von der Botschaft ganz zu schweigen - es ist Samstagnachmittag und die Bürgersteige wurden schon vor Stunden hochgeklappt. Also nichts

wie 'raus aufs flache Land und einen Platz fürs Wochenende suchen. In der Umgebung einer Großstadt ist das aber gar nicht so einfach!

Auf der Herfahrt hatte ich ein Hinweisschild zum 'Livingstone Memorial' entdeckt; das müsste sich doch als Nachtplatz eignen. Doch ein handgeschriebener Zettel warnt vor Dieben und nach halbstündiger Suche rolle ich wieder davon, um mich irgendwo im Busch zu verstecken.

Auf den Spuren der Goldsucher

Die Sonne klettert über die Hügel und Eiskristalle funkeln in den ersten Strahlen. Vor dem Fenster plätschert der *Blyde-River* entlang der Campingwiese, bevor er ein paar Kilometer später in den Canyon stürzt, der mich hergelockt hat. Unerwartet schön ist es hier: die grüne Wiese direkt neben dem Fluss, die Goldgräbersiedlung *Pilgrim's Rest* etwas oberhalb, deren einstöckige, wellblechgedeckte Häuser renoviert wurden und einen guten Eindruck vom Leben vor 150 Jahren vermitteln.

Außer einem 'Digger', der das ganze Jahr hier haust, bin ich der einzige Gast auf dem Camp. Dabei ist es nur morgens kalt. Drei bis vier Grad unter null zeigt das Quecksilber zeigt und an den Grashalmen schimmert der Reif des frühen Morgens. Kaum klettert die Sonne über die Hügel, wird es schnell warm und dann sind kurze Hose und T-Shirt angesagt. Der Himmel strahlt in tiefem Azurblau und kein Wölkchen ist zu sehen. So lässt sich der Winter aushalten - Welch ein Unterschied zu dem nasskalten Wetter, das zu Hause gewöhnlich in dieser Jahreszeit herrscht.

Selbst Schnee gibt es hier. Offenbar nicht zu wenig, denn das Radio berichtet, dass einige Hundert Kilometer südlich die Armee eingesetzt werden musste, um Herden und Hirten vor den Schneemassen in Sicherheit zu bringen. Weitere Schneefälle sind angesagt ...

Abgesehen davon gibt es hier im Nordosten Südafrikas nicht viel Abwechslung. Der *Kruger-Nationalpark* - in aller Welt hochgelobt wegen seines Tierbestands - beeindruckt mich gar nicht sonderlich: die Zahl der Touris überstieg die der Tiere bei weitem - zumindest die der großen - und nur mit gezieltem Mogeln kann ich abends einen Platz auf einem der gut eingerichteten

Camps finden. Ursache ist ein langes Wochenende, in das ich unwissentlich hineingeschlittert bin: am Sonntag ist Vatertag und am Montag 'African Child Day'. Ganz wie in Europa nutzen die Menschen jede freie Minute, um Abstand vom Alltagsstress zu suchen. Denn dazu ist der *Krüger N.P.* prima geeignet.

Doch ich fühle mich eingesperrt wie lange nicht mehr: die Regeln für die Parkbesucher sind rigide und werden penibel überwacht. Außer an wenigen, markierten Stellen darfst du dein Auto nicht verlassen, abends musst du zu einer festgesetzten Uhrzeit im Camp sein und Stellplätze gibt es nur nach Anmeldung ein Jahr im Voraus. Für den Traveller, der morgens nicht weiß, wo er abends Halt machen wird, hilft da nur mogeln: einfach kurz vor Toreschluss in das nächstgelegene Camp fahren. Dann können dich die Wächter nämlich nicht weiterschicken, da du vor der Sperrstunde kein anderes Camp mehr erreichen kannst. Natürlich sind die Camps entsprechend voll, aber Platz für eine Nacht gibt's allemal.

So mogele ich mich mehr schlecht als recht durch den wildreichen Südteil des Parks, von *Phalaborwa* über *Lower Sabie* bis *Pretoriuskop*, vier Tage und drei Nächte. Mehr als die Tiere, die ich zu sehen erwartete, beeindruckten mich die unterschiedlichen Landschafts- und Vegetationszonen, die sich auf überraschend kleinem Raum abwechseln. Offene Buschsavanne wechselt mit Galeriewald, mal gibt's fast nur Akazien, dann wieder Laubbäume oder Eukalypten. Immergrüne Bäume und Sträucher wechseln ab mit kahlen Stämmen, die kein einziges Blatt mehr tragen. Ein bisschen Farbspektakel von *Indian Summer*, ein bisschen tropisches Grün, von allem etwas und wohl zu keiner anderen Jahreszeit so deutlich zu unterscheiden wie jetzt im Winter.

Tiere gibt es auch, so ist's ja nicht. Doch wenn man die Statistik anschaut, nimmt ihre Anzahl seit Jahren

stetig ab. Bis auf die großen Fünf, die *Big Five*, deren Zahl annähernd konstant bleibt: Elefant, Nashorn, Löwe, Tiger, Leopard. Das ist es, was die Touristen sehen wollen und das ist, was im Park besonders geschützt wird. Doch ich habe Pech und sehe nur die ersten zwei.

Alles in Allem ist der *Krüger Park* eher ernüchternd. Von einem Besuch würde ich trotzdem niemandem abraten, zumal die Gebühren akzeptabel sind: fünfzehn DM Eintritt pro Besuch und zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig DM Campgebühr pro Nacht sind wirklich o.k. Welch ein Unterschied zu Ostafrika! Für Kinder ist es sicher Abenteuer pur, richtig wilde Tiere in freier Wildbahn zu sehen. Zusätzlich bieten fast alle Camps Wildnis- und Umweltschutz-Schulungen und -videos an, die in großen Freiluftkinos gezeigt werden. Selbst eine eigene Radiostation begleitet den Besucher auf 94,4 MHz und bringt Berichte zu Tier- und Pflanzenwelt.

Zurück nach *Gabarone*.

Montag früh führt der erste Weg zur deutschen Botschaft, wo ich glücklich das neue 'Carnet de Passage' in Empfang nehmen kann. Auf der Hauptpost hingegen habe ich weniger Glück, *Poste Restante* ist gänzlich unbekannt und die drei Briefe kann ich wohl in den Wind schreiben!

Schon kurz nach zehn ist alles erledigt. Nach der gestrigen Exkursion gibt's nicht mehr viel zu sehen und tief drinnen freue ich mich auf Südafrika: dort soll alles noch viel besser klappen!

Kaum über die Grenze, in *Zeerust* bestätigen sich (fast) alle Hoffnungen: der Geldwechsel geht zügig und die Kassiererin hat sogar ein paar nette Worte auf den Lippen. Zwei Kilometer weiter lockt ein hübscher Campingplatz - besser gesagt die grüne Wiese eines Hotels. Die Gebühren sind akzeptabel, obwohl es nur kaltes Wasser gibt. Quasi als Willkommensgruß in

Südafrika gibt's noch einen platten Hinterreifen, der aber schnell gewechselt ist.

In *Pretoria* kann ich endlich auch den Rest auf Vordermann bringen, Dinge erledigen, die ich zum Teil schon ein halbes Jahr vor mir herschieben musste. Gleich in der Früh stehe ich in der Ersatzteilabteilung von 'Ellenby Motors' und kann tatsächlich alle Teile bekommen, die ich brauche - morgen Nachmittag. Herrlich! Auch die Bremsen sind schnell untersucht und nachgestellt und der Chef gibt mir wertvolle Tipps, wo ich an neue Reifen kommen kann. Trotzdem entscheide ich mich noch in der Werkstatt für gebrauchte Pneus: mit 140 DM sind sie deutlich günstiger als die neuen für 1100 DM das Stück.

Guten Muts kehre ich zum Camp zurück, wo noch Wäschewaschen und Putzen angesagt ist. Am nächsten Tag gleich wieder in die Stadt, um die restlichen Punkte der 'To-Do-Liste' zu erledigen. Auch das geht flott vonstatten, Brille und Uhr sind schon am Abend fertig, für Drucker und Software habe ich gute Angebote, die ich in Ruhe vergleichen muss. So soll Reisen sein!

Die Stadt selbst ist wenig beeindruckend, eben eine moderne Großstadt. Überall werde ich als Südafrikaner eingestuft und jeder spricht mich erst einmal in *Afrikaans* an, das ich rein gar nicht verstehe, obwohl es eine gewisse Ähnlichkeit mit Niederländisch hat (woher ja auch die ersten Siedler gekommen waren). Doch alle sprechen auch gut Englisch, manchmal geht sogar in der täglichen Unterhaltung das eine übergangslos ins andere über.

Am dritten und letzten *Pretoria*-Tag trudeln die bestellten Ersatzteile ein, die neuen gebrauchten Reifen werden aufgeladen, der Großeinkauf beim HYPERAMA landet im Einkaufswagen und für den neuen Drucker gibt's sogar ein deutschsprachiges Manual. Schon am Nachmittag rolle ich aus der Stadt hinaus und finde

am *Roodeplat Dam* einen ruhigen und erschwinglichen Camp, um die Vorräte zu verstauen, die Reifen zu wechseln und den ersten Druckertest durchzuführen.

Zwischendrin gibt's noch ein böses Erwachen, als ich das 'Carnet de Passage' und die Diafilme nach Hause schicken will. Das Carnet kostet zehn Mark Porto und ist bald auf dem Weg nach Deutschland. Für die Filme allerdings - ein kleines Päckchen - wollen die Postler zwischen fünfzig (Seepost) und einhundertdreißig (Kurier) Mark haben. Völlig inakzeptabel! Muss ich sie eben noch ein paar Monate herumschleppen.

Es ist Dienstag und ich mache mich auf zum *Krüger-Nationalpark*. Vorher gönne ich mir einen zweistündigen Besuch in der *Premier Mine*, der ältesten Diamantmine des Landes. Doch neben ein paar Glasrepliken und viel Großtechnik ist wenig Beeindruckendes zu entdecken. Der Zutritt zu den interessantesten Teilen des Werkes, dort, wo die Diamanten gesichtet und bearbeitet werden, ist ohnehin verboten - aus verständlichen Gründen.

Über *Warmbad* und *Pietersburg* führt die teilweise gebührenpflichtige Straße nach *Tzaneen* und hinunter ins *lowveld*, nach *Phalaborwa* und zum mittleren Eingang des *Krüger N.P.* Als *lowveld* bezeichnen die Südafrikaner übrigens die Regionen des Landes, die unterhalb von 1000 Metern Seehöhe liegen. Das gibt's praktisch nur direkt an der Küste und an der Grenze zu Mozambique, der große Rest des Landes ist *highveld*, also 'obere Etage'. Der *Krüger N.P.* liegt in der unteren.

Die vielen Meter, die es dorthin bergab ging, muss ich folglich wieder heraufzuckeln. Denn *Pilgrim's Rest* liegt auf zwölfhundert Metern und die Pässe zwischendrin kratzen an der Zweitausend-Meter-Marke. Im Obergeschoß ist alles sattgrün - trotz des Winters - und weite Bergrücken sind mit dichten Wäldern bestanden, wo ideale Nachtplätze zu finden sind. So

versuche ich auch weiterhin, draußen zu nächtigen, um am Busen der Natur zu hausen und die Camp-Gebühren zu sparen, die sich doch gehörig aufsummieren.

Auch der grünen Wiese am Flussufer unterhalb *Pilgrim's Rest* kann ich nicht widerstehen. Das Gemurmel des Flusses beruhigt die Nerven so schön, dass die innere Anspannung von mir abfällt, die mir im *Krüger N.P.* so zu schaffen gemacht hatte. Hier oben könnte ich wirklich einmal Urlaub machen und alle fünf grade sein lassen!

Doch was mache ich stattdessen? Kuchen backen, Putzen, Großreinemachen und die hässlichen Rostflecke sanieren, die mir seit *Dar-es-Salaam* ein Dorn im Auge sind.

Urlaub à la Klaus-Peter.

Wasser nicht nur im Meer

The Greater St. Lucia Wetlands Park. Einen passenderen Namen für dieses Fleckchen Erde kann man sich kaum vorstellen. Vor der Türe kräuselt sich das seichte Wasser der Lagune im kalten Südwestwind, umgeben von Mangroven und subtropischen Bäumen. Ab und zu plätschert ein Krokodil am Ufer. Fische, Möwen und Angler gibt es bis zum Abwinken. Doch was dem Namen alle Ehre macht, ist die Nässe von oben: seit ich vor zwei Tagen hier angekommen bin, regnet es in einem fort!

Seit der Abfahrt aus Malawi - dort herrschte ja noch Regenzeit - der erste richtige Regen, bei dem nicht nur einzelne Tropfen vom Himmel fallen. Der Himmel ist grau in grau, dazwischen tiefschwarze Wolken, aus denen sich wahre Wolkenbrüche ergießen. Die nächsten Tage soll es so bleiben, meint der Wetterbericht. Höchste Zeit also, auszuspannen und den Sandfloh eine Pause zu gönnen. Weiter im Süden nämlich ist das Wetter noch miserabler. In der Region westlich von *Durban* fiel letzte Nacht Schnee und *Kokstad* und *Underberg* sind von der Außenwelt gänzlich abgeschnitten! Vermutlich fehlt dort aber nur ein richtiger Schneepflug! Genau diese Gegend aber hätte mein nächstes Ziel sein sollen: die schneebedeckten Gipfel der Drakensberge versprachen eindrucksvolle Impressionen.

Eigentlich wollte ich ja beim Tauchen sein: die *Sodwana Bay* liegt nur Hundert Kilometer nördlich und die Werbebroschüren loben es als interessantestes Tauchgebiet im östlichen Südafrika. Doch nach Wasseraktivitäten ist mir derzeit überhaupt nicht zumute: der Besuch in *Kosi Bay* hatte mir den letzten Rest gegeben. Die Mündung des *Kosi River* in den Indischen

Ozean, genannt *Kosi Mouth* ist nämlich eine so begehrte *Location*, dass man Monate im Voraus buchen muss, um einen der zwanzig Tagesparkplätze zu ergattern. Natürlich habe ich kein Permit, als ich die sandige und schmale Piste zum nördlichsten Parkeingang rolle und die letzten drei Kilometer prompt zu Fuß marschieren muss. Eine nette Abwechslung allemal - und gute Gelegenheit für Fotos.

Nach vier Monaten im Innern Afrikas stehe ich also wieder am Indischen Ozean. Statt palmenbestandener, weißer Sandstrände unter tropischer Sonne - wie in Tansania - empfängt mich eine nebelverhangene Dünenlandschaft mit niedrigem Buschwerk und frostiger Brise aus Südwest. Die könnte ebenso gut an der Nordsee liegen! Die Lagune und die Flussmündung selbst sind wenig sehenswert, nur die Reusen der Fischer geben ihr etwas Besonderes. Denn die nährstoffreiche Mischung aus Süß- und Salzwasser ist der ideale Lebensraum für eine Vielzahl von großen und ganz großen Fischen, allen voran der begehrte Marlin. Vermutlich ist es auch eher die Aussicht auf einen mächtigen Fisch an der Angel denn die beeindruckende Landschaft, die die Flussmündung so begehrt macht. Hinterher bin auch ich schlauer.

Nicht viel anders sieht es weiter südlich aus, wo sich rund um *St. Lucia* und die *False Bay* das größte Naturschutzgebiet der Küste erstreckt. Neben den subtropischen, seltenen Bäumen, den zahllosen Vögeln und den vielen seichten Buchten ist hier vor allem die geologische Geschichte interessant. 140 Millionen Jahre soll es her sein, dass die Küste des Indischen Ozeans hunderte Kilometer weiter im Landesinnern lag. An den *Lobombo*-Bergen Mozambiques nämlich beziehungsweise hier an seinen südlichen Ausläufern. Während der Meeresspiegel in den diversen Eiszeiten sank, mussten sich die Flüsse tiefe Täler durch die Berge graben. Als sich der Spiegel des Meeres dann

wieder hob, überschwemmte es durch diese Flusstäler hindurch weite Teile des flachen Hinterlands, und hinterließ eindrucksvolle Fossilien seiner urzeitlichen Bewohner. Vor ca. 80.000 Jahren blieb der Meeresspiegel dann einige Jahrtausende lang konstant und Korallen konnten mit dem Sand der Flüsse die heutigen Küstendünen bilden. Die Lagunen wurden vom Meer nahezu abgeschnitten. Im Laufe der Jahrtausende entstand so dieses einzigartige, gestaffelte Lagunensystem der *St. Lucia Wetlands*, das mit dem Ozean nur noch über eine schmale Mündung in Verbindung steht. Was wohl aus diesem einmaligen Ökosystem in hundert Jahren werden wird, wenn der Meeresspiegel wieder ansteigt? Sicher wird dann auch die nette Campingwiese überflutet, auf der ich gerade stehe!

Einige Jahrmillionen älter als das Lagunensystem ist das Naturphänomen, das ich vor ein paar Tagen bewundern konnte: der *Blyde-River-Canyon*. Der ist tatsächlich ein sehenswertes Spektakel und noch weit eindrucksvoller als im Reiseführer beschrieben. Über tausend Millionen Jahre alt soll er sein, der drittgrößte Canyon der Erde. Die lotrechten Wände geben einen imposanten Einblick in die Erdgeschichte. Wie in einem aufgeschlagenen Geschichtsbuch stapeln sich die Äonen übereinander.

Vom oberen Rand eröffnen sich atemberaubende Ausblicke, an einem halben Dutzend Aussichtspunkten - wie dem an den *drei Rondavels* - stehst du in andächtigem Staunen und blickst auf den schmalen Fluss hinunter, der einen Kilometer unter deinen Füßen zwischen den Felsen glitzert. Heute teilweise nur noch ein müdes Rinnsal, hatte der *Blyde-River* doch die Kraft, sich in Jahrtausenden durch die Randerhebung des mächtigen afrikanischen Schildes zu graben, um unten im *lowveld* dem Meer zuzuströmen. Heute wie vor Urzeiten ein wahrhaft atemberaubender Anblick, den

wenige der über zwei Millionen jährlichen Besucher wirklich zu schätzen wissen.

Ich nehme mir einen ganzen Tag Zeit, um von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt zu gondeln, von *Graskop* über *The Pillar*, *God's Window*, die *Mac-Mac-Falls* bis nach *Blydepoort*, wo es ein ruhiges Resort gibt und man zum *End of the World* spazieren kann.

Noch imposanter als ein Blick hinunter muss ein Blick von unten hinauf sein! Daher rolle ich zwei Tage später den *Abel-Erasmus-Pass* ins *lowveld* hinunter, um den unteren Teil des Canyons und den dortigen Stausee zu erreichen. Ein gepflegtes, wenn auch teures AVENTURA-Resort liegt am Rande des Canyons und lädt zum Sonnenbaden, zum Schwimmen im kristallklaren Wasser und zum Essen im luxuriösen Restaurant ein. Letzteres muss ich mir nach einem Blick auf die Preistafel verkneifen.

Dafür gönne ich mir am Sonntag einen Bootsausflug (DM 11.-), der mir rot leuchtende Felsformationen unter einem tiefblauen Himmel vor die Linse bringt, jedoch herzlich wenig über die Geschichte der atemberaubenden Landschaft informiert. Eigentlich sollte ich hier ja ein paar Tage bleiben, Urlaub einlegen und ausspannen! Doch das Geldgewissen lässt mir keine Ruhe und schon klettere ich den Pass hinauf, um abends wieder auf der idyllischen Wiese von *Pilgrim's Rest* zu stehen.

Vorher allerdings ist Knochenarbeit angesagt: zehn Kilometer vorm Tagesziel nämlich will ich rasch noch den Abwassertank leeren. Doch was bemerke ich da? Einen platten Reifen. Der ist schnell gewechselt, doch der Mechaniker in der einzigen Tankstelle des Kaffs ruiniert gleich zwei Ersatzschläuche, sodass ich nun ganz ohne Ersatzrad fahren muss. Kein tolles Gefühl! Vor *Durban* werde ich jedoch keinen Ersatz finden!

Zunächst aber geht's durch hügelige Landschaft weiter nach Süden und hinein nach Swasiland. Das

kleine Land an der Grenze zu Mozambique ist berühmt für seine kunsthandwerklichen Arbeiten. Dort will ich mich so richtig eindecken. Doch der Sandfloh hat wieder einmal seine eigenen Vorstellungen: in *Mbabane*, der Hauptstadt des kleinen Königreichs vernehme ich einen altbekannten Laut und Sekunden später ist klar: wieder eine gebrochene Feder hinten rechts. Die dritte auf dieser Reise! Wenn das mal keine Fehlkonstruktion ist?

Also tausche ich den ruhigen Waldplatz bei *Bhunya* gegen den lauten Campingplatz in *Mbabane*. Denn der hat eine ebene Betonplatte, auf der ich ohne große Komplikationen die Feder wechseln kann. Eineinhalb Stunden brauche ich – langsam stellt sich eine gewisse Übung ein.

Schneller als erwartet rolle ich das *Ezulwini-Tal* wieder hinunter und klappere die Verkaufsstände der Künstler ab, die sich der Straße entlang aufreihen wie die Perlen einer Kette. Wirklich Ansprechendes allerdings kann ich nirgends finden - von künstlerisch wertvoll ganz zu schweigen. Schon geht es wieder hinunter, die Nadel des Höhenmessers fällt mit jedem Meter, bis sie bei *Lavumisa*, am Südende des Königreichs wenig über null steht. Auf welligen und holprigen Straßen geht's danach weiter nach *Kosi Bay* im äußersten Norden des *Maputolands*.

Auch die N2, die Hauptstraße, die mich in den Süden nach *False Bay* bringt, ist nicht gerade ein Meisterwerk der Straßenbaukunst, wellig und voller Schlaglöcher. Welch ein Unterschied zu den prima Straßen weiter im Norden, in *Gauteng* und *Northern Transvaal*! Ist der Straßenbau in Südafrika etwa Ländersache? Oder ist die fehlende Pflege eine Auswirkung der neuen, schwarzen Regierung? Oder ist es der Schwerverkehr, der diese viel befahrene Verkehrsader überlastet?

Welch herrliche Landschaft

Spektakuläres wie den *Blyde-River-Canyon* hat diese Etappe nicht zu bieten, ein Jahrmillionen alter Canyon ist nur schwer zu toppen. Oder bin ich schon wieder übersättigt von Sehenswertem? Oder geht's mir wie damals in Australien, wo sich die Sehenswürdigkeiten auch schwergetan hatten, die Versprechungen und vollblumigen Beschreibungen des Reiseführers zu erfüllen?

Ich denke, es ist eher letzteres. Gestern rolle ich nämlich durch eine überaus malerische Landschaft, über den *Barkley-Pass* nördlich von *Elliot*. Und der ist in keinem Reiseführer beschrieben. Zwischen schneebedeckten, bizarren Bergen hindurch klettert die Straße auf 2200 Meter Seehöhe hinauf und ich überlege schon, zur Abwechslung eine kurze Bergtour zu unternehmen. Doch nirgends findet sich ein Parkplatz und die Bergflanken sind viel zu vereist zum Klettern.

So bin ich aus dieser herrlichen Gegend auch viel zu schnell wieder draußen und rolle hügelab, hügelab durch Grasland mit einzelnen Farmen und noch weniger Ortschaften wie *Elliot*, *Barkley East* und *Lady Grey* nach Nordwesten. Selbst *Aliwal North* am *Orange-River* hat außer schwefeligen Quellen und einem stinkenden Swimmingpools wenig zu bieten. Der Camp hingegen ist bezahlbar (35 Rand = 13 DM), ich kann Wasser bunkern, ausgiebig duschen und schwimmen gehen. Auch auch das wird nur ein *One-Night-Stand* werden!

Den letzten wirklich schönen Camp gab's oben in den *Drakensbergen*, in *Monk's Cowl*. Morgens blinzelt die Sonne ins Fenster, der Blick öffnet sich über grüne Wiesen mit eingestreuten Waldflächen in das weite Tal des *Sterk-River*, der nächste Camper steht

unsichtbar hinter diversen Buschgruppen und das Lagerfeuer knistert direkt vor der Tür. Ein paar Gehminuten entfernt führen gut ausgeschilderte Wanderwege auf die umliegenden Hügel und das alles kostet nur 17 Rand (6 DM) pro Nacht.

Eine ganze Woche verbringe ich in dieser herrlichen Ecke, kleinere Reparaturen sind nötig, daneben bleibt viel Zeit, sogar zum Backen und Putzen. Zwei Ausflüge führen mich in die Berge, der Erste zum sogenannten *contour-path*, ein Wanderweg auf zweitausend Metern, der auf gleichbleibender Höhe am Fuß der richtigen Berge entlangführt.

Gleich oberhalb des *blindman-corner*, fünfundvierzig Gehminuten vom Camp entfernt, ragt das *Sterkhorn* in den tiefblauen Himmel. Das ist mein Ziel für die zweiten Tour und diesmal geht's wirklich zur Sache. Auf der Direttissima-Route von zweitausend auf über dreitausend Meter hinauf, oben in der Scharte liegen letzte Schneefelder und ein kurzer Kamin im Gipfelaufbau! Schnaufend, aber stetig kraxle ich bergan und genieße die zunehmend weiter werdende Aussicht. Das Wetter ist recht diesig und außer zwei Gipfelbildern kann ich keine Fotos heimbringen. Fast langsamer als hinauf geht's bald wieder hinab, ein halbes Dutzend Mal rutsche ich auf dem Geröll aus, ein Himmelreich für zwei stabile Wanderstöcke!

Einige Tage vorher hatte ich schon einen anderen Gipfel der *Drakensberge* besteigen können: im nördlichen Teil ragt der *Mont-aux-Sources* (3282 m) aus den Hügeln des 'Escarment' hervor. Bei *Witsieshoek* führt eine gute Schotterstraße bis auf 2500 Meter, der folgende Pfad ist nicht weniger gut: ausgetreten und relativ eben. Nach einer Stunde Hatscherei steigt der Adrenalinspiegel merklich: dort nämlich, wo die Kettenleiter durch eine lotrechte Wand von vielleicht fünfzig Metern Höhe führt: nichts für Menschen mit Höhenangst!

Erwähnenswert scheint mir, dass man in Südafrika für jeden Gebrauch der Natur bezahlen muss: jedes, absolut jedes landschaftlich auch nur halbwegs interessante Gebiet ist Naturreservat, ist umzäunt und mit Tor versehen, an dem du den Geldbeutel zücken musst. Nicht drastisch viel, aber unterm Strich summiert es sich ganz schön: zwölf Rand pro Übernachtung auf den Wanderwegen, sechs Rand Tageseintritt in jeden der Parks, siebzehn Rand für den Campingplatz, zehn Rand für die Besteigung des Berges, sechs Rand für die Benutzung der Zufahrtsstraße. Usw. usw. In den Bergen kann ich das teilweise verstehen, aber auch jeder See, jeder Staudamm und jede malerische Hügelkette in diesem weiten Land ist Naturreservat. Wird es in Europa eines Tages auch so weit kommen, dass wir für das Betreten der Natur bezahlen müssen?

Dazu kommt, dass die Südafrikaner ausgesprochen auf Sicherheit bedacht sind. Für jede Wanderung musst du dich in ein *mountain-register* eintragen, mit Angabe der Farbe deines Schlafsacks, deines Rucksacks, deines Anoraks, deines Zeltens, wie viel Essen du dabei hast, wie viele Touren du schon unternommen hast, ob du fit bist usw., usw. Der zweiseitige Fragebogen liegt an jedem Resort aus und muss penibel ausgefüllt werden, bevor du überhaupt in Richtung Berge starten darfst. Die Gruppe ist ein Muss, Touren allein sind meist gänzlich verboten und Touren zu zweit nur im Notfall erlaubt. Außerdem musst du dich bis zu einem Jahr vorher anmelden, um einen Platz auf den frequentierteren Hütten oder Camps zu ergattern. Individualität und Spontaneität scheinen wenig gefragt zu sein!

Trotz all der Hürden gehört die Zeit in den Bergen zu den eindrucksvollsten der ganzen Tour, wenn auch meilenweit entfernt von den Vorstellungen, die du dir nach Lektüre der Reiseführer machst. Siehe oben!

Vor den Bergtouren war in *Durban*, der quirligen Metropole am Indischen Ozean, Einkaufen und Reparieren angesagt: der Reifen, den ich in *Pretoria* erstanden hatte, war alles andere als gut und ich habe drei Plattfüße, bevor er so weit gerichtet werden kann, dass er mehr als hundert Kilometer am Stück läuft. Auch die restlichen Dinge sind schnell erledigt und die Stadt - obwohl überquellend von hübschen Mädchen - meist mit indischen Wurzeln - lädt nicht weiter zum Bleiben. Schuld dran ist der Campingplatz im *bluff*, der zwar billig (25 Rd, 10 DM) ist, jedoch wenig verkehrsgünstig liegt und noch weniger gepflegt ist. Das nächste Mal muss ich mir hier eine bessere Bleibe suchen! Also zurück aufs Land!

Auch der Küste südlich von *Durban* mit ihren Wolkenkratern und Ferienresorts kann ich wenig abgewinnen. Obwohl ich noch arg viel Zeit habe, finde ich kein Plätzchen, wo ich ein paar Tage ausspannen mag. Ist es nicht eher Spannung, die ich suche, denn Entspannung? Trotz Führern wie '*4x4-Trails*' und '*Wild Places*' bleibt Südafrika vieles von dem Adrenalinkick schuldig, den ich mir erwartet hatte.

Nun, ein Ende zeichnet sich inzwischen ab, wenn auch erst am fernen Horizont. Australien, die nächste Etappe wirft seinen langen Schatten voraus. Nach den letzten Informationen der Schifffahrtsagenturen kann ich voraussichtlich um den zwanzigsten November herum von *Durban* nach *Fremantle* verschiffen. Die Preise allerdings sind gesalzen!

Ein wirklich schönes Fleckchen Erde

Schäumende Gischt wirbelt durch die salzschwängere Luft. Türkisgrüne Brecher donnern an die felsige Küste. Hinter mir steigen die *Tsitsikamma Berge* steil an und eine schmale, kurvenreiche Straße führt herunter an den schmalen Felsstrand. Noch immer tröpfeln vereinzelt Schauer aus dem grauen Himmel, die Luft ist kühl und feucht. Trotzdem werde ich einige Tage bleiben, um dem Spektakel der nicht enden wollenden Dünung zuzusehen. Vielleicht ergibt sich doch noch Gelegenheit, den Unterwassertrail zu besuchen, obwohl das Wasser mit sechzehn Grad ungemütlich kalt ist. Doch der Trail ist der einzige seiner Art weltweit und ich möchte ihn nicht einfach streichen.

Die letzten Tage verlaufen nicht ganz so aufregend. Die Fahrt Richtung *Cape Town* gleicht eher einem Vorwärtskriechen denn einem Rennen. Wie viel lieber würde ich die Strecke in einem Viertel der Zeit fahren. So schleiche ich von einer 'Sehenswürdigkeit' zur nächsten und versuche, eben so lange wie möglich zu bleiben. Wenig fahren, viel Faulenzen, dabei aber die grauen Zellen nicht völlig vernachlässigen. Warten kann so ätzend sein!

Doch weder Sabrina noch meine Eltern kann ich ausladen, um wieder ungehindert durch die Lande ziehen zu können, frei von der Verpflichtung, an einem bestimmten Tag in einer bestimmten Stadt sein zu müssen. Das ist das letzte Mal, dass ich mir so einen Klotz ans Bein binde! Freiheit ist anders!

Mehr *adagissimo* als *allegro* rolle ich die letzten Wochen durch den Ostteil Südafrikas, versuche die Zeit zu dehnen und möglichst wenig auf Campingplätze zu gehen, denn die zehren an den knappen Finanzen! Wenn ich sicher bin, dass es keiner bemerkt, dehne ich die

Zeit auf den Camps aus, ohne zu löhnen. Nicht ganz fair, aber für das, was jetzt in der Nebensaison gebo- ten wird, berappe ich immer noch genug!

So stehe ich die zweite Nacht in *Aliwa* vor dem Tor des Camps und starte lange vor Sonnenaufgang: das erste Mal, dass ich nachts fahre. Doch die Straße ist schnurgerade und in der Dunkelheit entgeht mir nicht viel. Den Sonnenaufgang bestaune ich von einer Seitenstraße aus und lasse mir dort ein ausgiebiges Frühstück. *Bloemfontein* erreiche ich beim sonntäglichen Mittagsläuten, die Bürgersteige sind hochgeklappt und ich mache mich an den Stadtrundgang, ohne dabei auch nur einem Passanten zu begegnen. Nach einer Stunde ist alles gesehen.

Der Besuch im *Voortrekker*-Museum am nächsten Tag ist mindestens ebenso ernüchternd. Einige persönliche Andenken an die legendären *Voortrekker*, (Buren, die ersten weißen Siedler aus den Niederlanden), und an die bösen Engländer, vor denen sie nach Norden fliegen mussten, mehr ist nicht zu entdecken. Fünf Wandgemälde über fünf Niederlagen der Briten mit unglaublich einseitigen Beschreibungen der Schlachten, Waffen und Konzentrationslager, die es wohl schon damals gab. Ach, was waren die Buren doch für tapfere Helden!

Quer durchs Herz des wenig abwechslungsreichen *Karoo* geht's anderntags weiter nach *Kimberley*. Das große Loch mit seinen lotrechten Wänden, the '*Big Hole*' ist wirklich imposant und die Vorstellung, dass in sechshundert Metern Tiefe bis 1914 Menschen gearbeitet hatten, jagt mir einen kalten Schauer den Buckel. Was die Digger seit der Eröffnung in 1864 bis zur Schließung aus dem bläulichen Gestein, genannt Kimberlit, herausgebuddelt haben, ist kaum vorstellbar: über zwanzig Tonnen Diamanten! Heute ist diese Mine stillgelegt, schon 1914 war sie unrentabel geworden.

Drei andere Minen allerdings produzieren weiter, inzwischen im Untertagebau.

Eine davon, die *Bultfontein Mine*, kann man besichtigen (45 Rand). Eingekleidet in blaue Overalls, mit Grubenlampen und Notfall-Atemmasken fahren wir - eine Gruppe von drei Neugierigen - ein. 640 Meter unter Tage. Mit Sprengstoff wird der relativ weiche, diamanthaltige Kimberlit abgebaut - im sogenannten Cavernenverfahren. Dabei buddelt man von unten her den wertvollen Stein weg und wartet darauf, dass die Decke stückchenweise einbricht. Hilft Warten nicht, wird mit ein paar Stangen Dynamit nachgeholfen. Der Kimberlit bildet den Kamin eines uralten Vulkans, in dem Magma aus dem Erdinneren an die Oberfläche gedrückt worden war. Nur bei derart hohen Temperaturen und Drücken konnten sich die kostbaren Rohdiamanten bilden, die im Grunde ja nur komprimierte Kohle sind.

Die Zufahrts- und Abräumtunnel der Minen hingegen führen durch das wertlose, aber vergleichsweise harte Gestein des Vulkanmantels und werden von beiden Seiten an den inneren Kamin vorgetrieben. Sechs bis sieben Jahre dauern die Vorbereitungen für den Abbau einer neuen Lage Diamantgestein, die dann fünfzehn bis zwanzig Jahre dauern kann. Die Tour untertage ist recht informativ, von glitzernden Diamanten allerdings ist weit und breit nichts zu sehen. Selbst die ungeschliffenen Rohdiamanten erinnern mehr an billige Kieselsteine als an etwas derart Wertvolles.

Danach liegt wieder eine endlose Strecke durch die Ebenen des *Karoo* vor mir, über *Hopetown*, *Hanover* und *Middelburg* geht's nach *Graaf-Reinet*, das recht malerisch in einem Gebirgszug am Rande der großen Ebene liegt. Das malerischste ist die strahlend weiße Kirche im Stadtzentrum sowie das *Valley of Desolation* - eine Ansammlung zerklüfteter, senkrechter Felsen - in einem Park vor seinen Toren.

Obwohl der Abend noch weit ist, suche ich einen Platz für die Nacht. Doch kilometerlange Zäune ersticken jeden Gedanken ans Parken im Feld. Liegt dort hinten nicht eine Farm? Ob mir die Eigentümer wohl erlauben, auf ihrem Grund zu nächtigen? Also Gatter auf, durchfahren, Gatter wieder schließen (ganz wichtig!) und langsam zu dem Holzhaus gerollt, um die Erlaubnis einzuholen. Pat und Grant, das weiße Ehepaar, das hier wohnt, lädt mich prompt in die gute Stube ein und ist offenbar froh über etwas Abwechslung in ihrem Alltag.

Stolz zeigt mir Grant seine riesige Schaf- und Ziegenfarm: sechzig Quadratkilometer mit viertausend Schafen und Ziegen (für Wolle bzw. Mohair), ein paar Rindern (für *Biltong*) und zweihundert Antilopen nennt er sein Eigen. Eine eher bescheidene Farm, wie er anmerkt. Abends liefert der tuckernde Generator Strom für Fernseher und Heizgerät und wir diskutieren lange über Solarenergie und - unausweichlich - über Politik, Kriminalität und die neue, schwarze Regierung.

Durch eintönige und weiterhin eingezäunte Landschaft geht's weiter nach Süden. Die Suche nach einem Nachtplatz beschert mir diesmal die Besichtigung einer Zitrusplantage im plötzlich grüner werdenden Tal des *Sunday-Rivers*. Von dort ist's nicht mehr weit zum *Addo-Elefanten Nationalpark*. Dickhäuter gibt's dort in Hülle und Fülle, gleich am ersten Tag schließe ich Bekanntschaft mit einem der 'Großen Alten', als er mitten auf der Piste schnurstracks auf den Sandfloh zumarschiiert, kurz innehält und dann seelenruhig am Sandfloh vorbeispaziert. Hätte ich die Hand ausgestreckt, ich hätte ihn streicheln können.

Keine Zehn Minuten später werde ich am nahen Wasserloch Zeuge, wie ein anderer 'Großer Alter' seine Vormachtstellung in der Herde beansprucht und alle anderen - ob groß oder klein - vom Wasserloch verscheucht, um selbst zu trinken. Als Krönung des

Besuchs - sammelt sich eine ganze Herde von sechzig bis siebzig Tieren in allen Größen am Wasserloch nahe des Camps, trinkt und putzt sich, bevor sie sich Stunden später ins Buschland zurückziehen. Noch bis spät in die Nacht ist ihr Trompeten zu hören. Afrika, wie es leibt und lebt. Eine gelungene Vorstellung!

Am Dienstag statte ich *Port Elizabeth* nur einen Kurzbesuch ab, da mir die Stadt nicht zusagt. Nur der Camp in *Jeffrey's Bay*, achtzig Kilometer weiter westlich, ist nach meinem Geschmack: saftige grüne Wiese direkt am Strand, saubere Toiletten und Duschen und ein Preisangebot das ich nicht ablehnen kann: zwei Nächte zum Preis von einer (42 Rand). Hier vertreibe ich mir die Wartezeit mit Lesen (Grant und Pat hatten mir zwei spannende Bücher mitgegeben, die ich gierig verschlinge), sowie mit meinem Endlospuzzle, das erst am dritten Tag sichtbare Fortschritte macht.

Nach Durchsicht der Finanzen muss ich feststellen, dass ich arg knapp dran bin, mit eiserner Disziplin aber bis Australien durchstehen sollte. Dort werde ich wohl nicht darum herumkommen, wieder zu arbeiten ...

Nach gründlich Reinemachen und letzter Dusche mache ich mich auf den weiteren Weg; gleich um die Ecke liegt *Cape St. Francis*, wo über Nacht eine kräftige Tiefdruckzone aufzieht, aus deren Wolken es seit heute Morgen regnet. Das Wasser, das sich vor dem Wohnzimmerfenster an den Klippen bricht, schimmert nicht türkisgrün, sondern eher türkisgrau. Egal! Schlechtwetterperioden dauern nicht ewig, in Südafrika schon gar nicht und ich bin voller Optimismus, in ein, zwei Tagen die Sonne wieder zu sehen.

Dann kann ich vielleicht den berühmten Unterwassertrail des *Tsitsikamma NP* doch noch machen!

Warten auf Begleitung

Aus den Trails in *Tsitsikamma* wird dann doch nichts, außer einem kurzen Ausflug zu einer Hängebrücke, genau dort, wo der *Storm River* ins Meer mündet. Die Sonnenstrahlen, die zwischen zwei schwarzen Wolken das graue Meer erhellen, nutze ich für Fotos, bevor es am Nachmittag durch zwei malerische und wenig befahrene Talpässe nach *Plettenberg* weitergeht. Diese Feriensiedlung der oberen Zehntausend schmiegte sich ganz nett auf eine Landzunge und bietet malerische Ausblicke auf die vorgelagerte Lagune.

Erneut ist bummeln angesagt - und Beschäftigung der grauen Zellen. Nach zwei geistreichen Tagen ist das riesige Puzzle endlich fertig! 1500 Teile haben mich eine Woche Knobeln und Nachdenken gekostet! Was tut man nicht alles, wenn man zu viel Zeit hat! Der Parkplatz in *Plettenberg* liegt zwar direkt am Strand, ist aber wenig malerisch, weil geteert und von Villen umgeben. Zwanzig Kilometer weiter, in *Keurboomstrand* bietet sich ein anderer Parkplatz an. Noch immer mit schmucken Villen, dafür ohne Teer. Prompt werde ich von den Nachbarn eingeladen und leckerer Fisch und ein paar Bierchen ersparen das Selberbrutzeln.

Von dort geht's früh am Montag hinauf in die *Kouga*-Berge, auf passablen Schotterstraßen über den bewaldeten *Prince-Albert-Pass* und durch das *Klein-Karoo* zum *Meiringspoort*. Dort windet sich die Straße - praktisch im Flussbett - durch den Bergriegel der *großen Swartberge*. Die senkrechten Felswände links und rechts legen beredt Zeugnis über die Geologie dieses Gebirges ab: meterdicke Gesteinsschichten waren wie Papier gefaltet worden und bilden heute die zauberhaften Kulissen für zahlreiche Picknick-Spots.

Landschaftlich mindestens genauso interessant, aber weit abenteuerlicher zu fahren ist der *Swartberg Pass* selbst. Im AA¹²-Führer heißt es sogar, er sei nichts für 'faint hearted people', doch ein Angsthase bin ich beileibe nicht, schon gar nicht mit dem Sandfloh unterm Hintern. Doch auch der tut sich bei fünfundzwanzig Prozent Steigung schwer, klettert aber brav die siebenundzwanzig Haarnadelkurven hinauf. Der Weg hinunter ist nicht weniger kurvenreich und der Kopf brummt mir gewaltig, als ich die *Cango Caves* erreiche.

Der Besuch der ausgedehnten Höhlen ist hochinteressant, zumindest auf der sogenannten 'adventure-tour', die über eineinhalb Stunden dauert und bei der man auf allen Vieren krabbeln und sich durch dreißig Zentimeter breite Felsspalten quetschen muss. Wie gut, dass das Frühstück nicht allzu reichlich war. Allerdings wurde in den Höhlen durch die Besucher auch viel Schaden angerichtet und nur die dickeren Stalaktiten und Stalagmiten stehen noch intakt da. Neben der Besucherhöhle gibt's zwei weitere, die noch interessanter sein sollen, der Öffentlichkeit aber nicht zugänglich sind.

Quer durchs Herz des Straußen-Landes (Klein Karoo rund um *Oudtshoorn*) geht's nachmittags hinunter nach *George* und in der *Victoria-Bay* finde ich einen Nachtplatz vor dem Zaun des offiziellen Camps. Anderntags sitze im Zug nach *Knysna*, kein normaler Zug, sondern eine nette Bimmelbahn mit alten Wagons, die von einer Dampflokomotive gezogen werden, der *Outeniqua-Tschoo-Tschoo*. Was anfangs recht nett aussieht, entpuppt sich nach einer halben Stunde als langweilig und nach einer weiteren als Tortur. Die Landschaft ist nicht halb so interessant wie

¹² AA = Automobile Association, der südafrikanische Automobilclub, ähnlich dem ADAC

beschrieben, die Sitze sind hart und unbequem und die Dampflok braucht für die sechzig Kilometer zweieinhalb Stunden. Zu Fuß ist man sicher nicht viel langsamer! Nach einem kurzen Bummel durch das Örtchen *Knysna* - gespickt mit Souvenirshops jeder Couleur - nachmittags das Ganze wieder zurück! Völlig gerädert setze ich mich in den bequemen Sandfloh und will hinunter zum Strand von *Vic-Bay* rollen.

Aber schon hundert Metern gibt's Arbeit für den Sandfloh: ein LKW hat sich auf einer feuchten Wiese festgefahren. Sogar der starke UNIMOG hat Mühe, die neun Tonnen zurück auf die Straße zu ziehen, schafft's aber doch. Als Belohnung gibt's eine Einladung ins Pub und ein ausgiebiges Abendessen mit Fondue bei Greg und seinen Freunden.

Wieder ist eine größere Transportetappe angesagt und nach ausgiebigem Fachsimpeln rolle ich weiter gen Westen, auf der N2 durch eine wenig imposante Landschaft - obwohl auch das hier Teil der sehenswerten *Garden-Route* ist. Im Sommer ist die Landschaft sicher um vieles ansprechender!

Rechtzeitig vor Sonnenuntergang stehe ich am südlichsten Punkt Afrikas, am *Cape Agulhas* auf 34°50,04'S, 20°00,07'E. Außer einem Hinweisschild und der gischtenden Brandung zweier Ozeane ist es nur ein weiterer Felsen im Meer.

Unmerklich treffen sich hier der kalte Atlantik und der warme Indische Ozean. Eine tückische Küste, wie die zahllosen Wracks gestrandeter oder gesunkener Schiffe beweisen. In *Bredasdorp* gibt's zum Thema sogar ein eigenes Museum mit kurioseem Strandgut aus den frühen Tagen Südafrikas. Besonders beeindruckend ist die Seekarte, auf der verlorene und gesunkene Schiffe eingezeichnet sind: rund um den Südwestzipfel Afrikas liegen die Punkte dicht an dicht, ein wahrer Schiffsfriedhof. Vor Eröffnung des Suez-Kanals war dies nämlich eine der am meisten frequentierten

Schifffahrtsrouten der Welt. Dazu eine der gefährlichsten.

Für mich bildet das *Cape Agulhas* den Endpunkt der großen Etappe vom nördlichsten Punkt Europas zum südlichsten Punkt Afrikas. Wären nicht die Wirren in den Sahara-Staaten, wäre es eine der längsten Nord-Süd-Routen, die man auf dem Landweg fahren könnte: 45 902 Kilometer. Zehn Monate und zehn Tage habe ich gebraucht. Wenn das kein Grund ist, eine Flasche Schampus zu köpfen!

Weit fotogener als der Felsen im Meer ist das gestrandete Wrack eines japanischen Trawlers, das inmitten der Brandung vor sich hin rostet und derweil eine Kolonie von Strandvögeln beheimatet: die Natur hat eben für (fast) alles Verwendung.

Der nächste Tag bringt mich nach *Hermanus*, einen weiteren Höhepunkt Südafrikas. Gleich nach Ankunft kann ich ihre schwarzen Flossen schon ausmachen, ganz gemächlich schwimmen sie am Strand entlang: Wale. Gegen Abend werden sie richtig aktiv und tummeln sich direkt unterhalb des Ausgucks. Nur, so recht fotogen sind die größten Säugetiere der Welt nicht, denn mehr als die markante Schwanzflosse schaut selten aus dem Wasser. Selbst das artistische 'Skyhopping', bei dem sich die Riesen so kraftvoll und elegant aus dem Wasser katapultieren, ist trotz 500mm-Teleobjektiv kaum zu erkennen! Viel zu weit weg!

Nebenan schauen auch die Schindlers den Walen zu, eine Familie aus Hamburg mit drei aufgeschlossenen Kindern, die in einem 911-er Langhauber die Welt bereisen. Wir haben eine Menge zu erzählen und der Nachmittag vergeht wie im Fluge - nette Leute und eine beeindruckende Erziehung der Kurzen!¹³

¹³ Zwei der drei Kinder sind im schulpflichtigen Alter. Die Älteste geht auf ein Internat und besucht die Eltern in den Ferien, der zweite wird

Bis *Cape Town* sind's nur noch 150 Kilometer und die will ich heute noch schaffen. Kein Problem: die N2 bleibt gut, wird sogar noch besser, je näher ich der Stadt komme. Als sechsspurige Autobahn endet sie mitten im Herzen der Stadt und spuckt uns auf einen betonierten Parkplatz aus. Der obligate Gang zum Postamt und ein erster Stadtbummel schließen sich an, bevor ich die heikle Suche nach einem Nachtplatz anpacken muss. Erster Versuch in *Bloubergstrand*, dem Nobel-Vorort mit dem Postkarten-Blick auf Tafelberg und City: Treffer. Ich hätte nicht gedacht, dass es so leicht ist, in der Drei-Millionen-Stadt einen ruhigen und obendrein sicheren Standplatz zu finden.

Die nächsten Tage sind ausgefüllt mit allerlei Besorgungen, ein paar Reparaturen, Großreinemachen und Wäschewaschen. Und dem Abklappern der zweitinteressantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Denn die interessantesten will ich mir natürlich aufheben, bis Sabrina da ist, um nicht alles zweimal anschauen zu müssen.

Die Stadt und die Halbinsel haben ein ganz eigenes, markantes Mikroklima. Die Meteorologen bezeichnen es als 'wechselhaft', was wohl professionell untertrieben ist. Man sagt, alle vier Jahreszeiten könnten an einem Tag vorkommen. So krass habe ich es nicht erlebt, aber sonnige, warme Tage wechseln durchaus mit wolkigen und windigen ab; an zwei Tagen regnet es über längere Zeit in Strömen und gerade eben ziehen dicke Wolken einer neuen Tiefdruckrinne auf.

Genauso wie das Wetter erlebe ich auch die Bewohner der Stadt: *ambiguous* - vieldeutig. Neben wirklich netten, freundlichen und hilfsbereiten Menschen treffe ich auch solche, die zugeknöpft, reserviert und

von der Mutter unterrichtet und das Nesthäkchen ist unterwegs zur Welt gekommen. *Die Eltern* haben wirklich Alles richtig gemacht!

scheinbar auf den Mund gefallen sind. Zum Glück sind die ersten bei weitem in der Überzahl.

Die Stadt selbst ist allerdings in meinen Augen weit weniger charmant als *Perth* oder *Sydney*. Sie ist sehr geschäftig, hat weniger wirklich imposante Bauwerke zu bieten und den Hauptteil ihres nicht zu leugnenden Charmes verdankt sie dem Tafelberg respektive Ihrer Lage rund um den *Signal Hill*, wo sich immer wieder herrliche Ausblicke auf das Meer auftun. Was wird wohl aus dieser Stadt werden, wenn sie tatsächlich zur Olympiastadt 2004 gewählt wird? Ich wünsche ihr, dass sie das Rennen macht, denn das Potenzial hat sie und die Bedeutung für den ganzen Kontinent wäre beachtlich: die ersten olympischen Spiele auf afrikanischen Boden!

Doch nun rauscht die Zeit nur so dahin. Nur noch sechsunddreißig Stunden bis Sabrina kommt! Bis meine Freiheit erst mal ein Ende findet.

Hoffentlich bringt sie im Rucksack auch ein bisschen Lächeln und viel gute Laune mit. Lässt dafür ihre Hektik zu Hause. Ansonsten sehe ich schwarz für die nächsten dreieinhalb Wochen. Für mich wird das sicher eine harte - wenn auch möglicherweise lehrreiche - Zeit werden.

Mehr als auf alles andere freue ich mich auf interessante Gespräche mit ihr. Ob sich daraus etwas Längerfristiges entwickelt, bleibt allerdings abzuwarten!

Geheimnisse um Sabrina

Wieder allein!

Vor zwei Stunden ist Sabrina ins Flugzeug geklettert, um nach Hause zu fliegen, wo neue Arbeit wartet, auf die sie sich mächtig freut. Der Abschied fällt schwer, doch Tränen stehen keinen in den Augen. Vielleicht ist ihr Rezept gar nicht so übel: um keinen Preis emotionale Nähe aufkommen lassen! So bleiben zumindest keine zerbrochenen Herzen zurück.

Diese emotionale Kälte hatte mir zu Beginn gehörig zu schaffen gemacht. "Menschlich kühl. Abweisend. Eisklotz" hatte ich noch vor zwei Wochen notiert. Doch von da an ging's bergauf mit unserer Beziehung, wenn man es so bezeichnen darf. Nicht, dass sich so etwas wie Liebe eingestellt hätte, doch je mehr wir miteinander reden, je mehr wir voneinander wissen, desto mehr können wir die Macken des anderen verstehen und darüber hinwegsehen. Toleranz verlangt das Wissen um die Hintergründe. Miteinander reden ist der Schlüssel dazu!

Auch dazu hatten wir uns vor drei Wochen in *Cape Town* getroffen. Nicht nur zusammen reisen wollten wir, sondern auch zusammen reden. Den Anderen näher kennen lernen. Das waren die Prämissen der gemeinsamen Zeit gewesen. Verliebtheit oder körperliche Nähe hätten da nur gestört - man(n) urteilt dann nicht mehr rational. Aus diesem Blickwinkel waren die letzten drei Wochen in der Tat aufschlussreiche Lehr- und Lernstunden. Vielleicht nicht nur für mich?

Doch lasst mich wieder von Anfang an berichten.

Kurz vor Beginn meiner Reise hatten wir uns in München kennen gelernt und drei Mal getroffen. Wir hatten uns recht gut verstanden, zumal wir einem gemeinsamen Hobby frönten: dem Reisen. So hatte ich

angeboten, sie ein Stück des Wegs mitzunehmen. Vor über einem Jahr war das gewesen. In der Zwischenzeit hatten wir uns Briefe geschrieben, um uns wenigstens auf diesem Weg zu beschnuppern. Die große Unbekannte war Sabrina trotzdem geblieben.

Frisch gewaschen, frisch rasiert, auf Hochglanz gewienert und mit einem mulmigen Gefühl im Bauch stehen der Sandfloh und ich am 27. August am Flughafen, um sie abzuholen. Um ein Haar hätte ich sie in der Menge nicht erkannt. Sie hat sich mächtig verändert, ihr Rucksack ist größer als sie selber und der Gepäckwagen bis oben hin vollgepackt. Eine markante Filmtasche lässt mich aufmerksam werden - und tatsächlich, sie ist es. Wir umarmen uns halbherzig und stellen die abgedroschenen Fragen nach Flug und Wohlbefinden.

Das Wetter spiegelt in etwa unsere Stimmung wider: der Sturm bläst in Orkanstärke, der Himmel kann sich zwischen Regen, Wolken und Sonne nicht entscheiden. Wir sitzen im Sandfloh und beratschlagen, was wir unternehmen wollen. Bald gewinnt der Regen die Überhand und bei einer steifen Brise rollen wir nach *Muizenberg* und *Simon's Town*, wo ich auf dem *Oatlands* Camping schon Stammgast bin. Auf der saftig grünen Campwiese schlagen wir das erste Nachtlager auf, der Blick schweift über die sturmgepeitschte See der *False Bay*. Rucksack auspacken, Fremdenführung im Sandfloh und ihre mitgebrachten Sachen verstauen steht noch auf der Tagesordnung, bevor wir uns in die Schlafsäcke verkriechen.

Ein eigenartiges Gefühl: du liegst im Bett neben einer bildhübschen, jungen Frau. Du kennst sie kaum, hast ihr nur ein halbes Dutzend Briefe geschrieben, aber sie nur dreimal gesehen. Du hast versprochen, ihr keine Avancen zu machen. Du spürst ihre Ausstrahlung durch zwei Schlafsäcke hindurch. Du darfst sie nicht berühren, darfst sie nicht küssen, darfst dich

nicht an sie kuscheln. Der Sturm rüttelt am Sandfloh und trägt deine Gedanken davon. Was wäre wohl, wenn

....

Schweigend liegen wir nebeneinander. Keiner fühlt sich wohl in seiner Haut. Doch ich bleibe tapfer und brav.

In der Nacht flaut der Sturm ab. Morgens zwinkern wir aufs Meer hinaus, als die Sonne kurz hervorlugt und lange Schatten wirft, bevor sie sich für den Rest des Tags wieder hinter Wolken versteckt. Wir lassen uns das erste gemeinsame Frühstück schmecken und hecken Pläne aus, was wir die nächsten Tage anstellen wollen.

Zunächst geht's zu den Pinguinen, die in einer geschützten Sandbucht bei *Simon's Town* ihr Zuhause haben. Diese Frackträger sind wirklich possierlich und lassen sich gar gerne fotografieren. Sabrina hält alles auf Video fest und ist ganz aus dem Häuschen. Ich bin auch ein bisschen aus dem Häuschen, weil bei ihr alles so lange dauert und die Zeit nur so davonfliegt. Wohl oder übel werde ich mich dem neuen Reisetempo anpassen müssen! Anschließend stehen die *Scratch Pads* auf dem Programm, eine Halbedelsteinfabrik, bei der man förmlich in den geschliffenen Steinen waten kann - schon ist der halbe Tag vorbei!

Das Naturreservat am Kap der guten Hoffnung ist unser nächstes Ziel. Vom touristischen *Vasco-da-Gama-Gipfel* hat man eine großartige Aussicht auf die Halbinsel. „Hier treffen sich Atlantik und Indischer Ozean“ hört man viele Touristen sagen. Dass das gar nicht stimmt, wissen wir ja inzwischen: die Trennungslinie zwischen den Ozeanen läuft laut den Geographen durch den südlichsten Punkt Afrikas. Und der liegt dreihundert Kilometer weiter östlich, am *Cape Agulhas*.

Der Ausflug zum gischt- und sturmumtosten *Danger-Point*, dem eigentlichen Kap der Guten Hoffnung

wird dem Zeitplan geopfert. Stattdessen will Sabrina lieber zum Parkplatz, an dem nette Holztafeln mit eingravierten Längen- und Breitengraden zum Erinnerungsfoto laden. Kaum haben wir das im Kasten, setzt auch wieder strömender Regen ein, der uns erst an der malerischen *Hout Bay* verlässt. Cappuccino und selbst gebackener Kuchen sind angesagt, während wir zum ersten Mal über uns und unsere Beziehung sprechen.

Sie erzählt, wie oft sie zu Hause angemacht und begrabscht wird. Eine richtige Allergie gegen Männer hat sie schon entwickelt. Die Anekdoten, die sie erzählt sind haarsträubend. Bei ihrem Aussehen und ihrer Ausstrahlung kann ich mir das lebhaft vorstellen. Dem angeblich so starken Geschlecht gereichen sie trotzdem nicht zur Ehre! Wahrheit oder Taktik? Im gleichen Atemzug wiederhole ich mein Versprechen, die ganze Reise über brav zu sein, ihr nicht zu nahe zu kommen. Ich sehe es schon fast als persönliche Herausforderung an. Muss ich etwa das Image der Männer retten? Trotzdem drehen sich die Gespräche in den kommenden Tagen selten um etwas anderes als Männer, Frauen und Erotik.

Blutrot versinkt die Sonne im Meer und verwandelt den Himmel in ein flammendes Inferno - ein unvergesslicher Anblick, den wir auf dem *Signal Hill* oberhalb der City von Cape Town bestaunen dürfen.

Den ersten gemeinsamen Tag beschließen wir in einer Kneipe an der *V&A-Waterfront* bei kühlem Bier, bevor wir uns in die Schlafsäcke verkriechen. Viel zu früh, wenn es nach Sabrina geht, denn sie ist eine Nachtschwärmerin par excellence, ich hingegen ein ausgesprochenener Morgenmensch. Interessante Gespräche könnten das ändern, aber die wollen sich partout nicht einstellen. Sabrina will etwas über meine Reise wissen, doch die Eindrücke sind noch lange nicht verdaut. geschweige denn erzählreif zusammengefasst. Ich

hingegen will vieles über sie wissen — von sich selbst aber will sie nichts preisgeben. Lebhaftige Gespräche bleiben Mangelware. Funken bleiben aus.

Der Wetterbericht verspricht nicht eben Besserung. So tappen wir nur dick eingemummt durch die City und erledigen die letzten Besorgungen. Mit Mühe kann ich sie ins *Two-Ocean-Aquarium* schleppen, bei der Handfütterung der Haie aber ist sie vollauf begeistert. Von den possierlichen Seepferdchen ganz zu schweigen, die ihr Herz im Sturm erobern.

Wir beschließen, *Cape Town* baldmöglichst zu verlassen - der Regen mag einfach nicht weniger werden. Hinter dem *Sir-Lowry's-Pass* wirds aber schlagartig besser und wir rollen in die Wale-Stadt *Hermanus*, wo sich die riesigen Säuger von ihrer besten Seite zeigen. Am Nachmittag und Abend sind sie noch etwas faul, doch am Morgen tummeln sie sich in allernächster Nähe des Strandes und wir können ihnen aus dem warmen Schlafsack heraus zuschauen.

Schweren Herzens trennen wir uns gegen Mittag von den anmutigen Tieren, vor uns liegen hunderte Kilometer Fahrerei. Gen Norden rollend, überqueren wir mehrere Bergzüge, erreichen *Worcester* und wenig später *Ceres*, das herrlich eingebettet in einem engen Tal der *Hexrivermountains* liegt. Die Vegetation wird lichter und karger, je weiter wir nach Norden kommen und die grünen Bäume in *Ceres* bilden eine willkommene Abwechslung.

Weiter im Norden erreichen wir ein malerisch grünes Tal an Fuße der *Cedarberge*. Zitronen und Orangen werden hier angebaut, die Wasser des *Olifantriver* und breite Bewässerungskanäle machen's möglich. Hinter *Klawer* ist allerdings auch damit Schluss und die Straße führt schnurgerade durch monotone Ebenen. Gegen Abend erreichen wir die Geländestufe der *Bokkeveldberge* und von oben öffnet sich ein grandioser Ausblick auf die breite Küstenebene, über der die

Sonne blutrot versinkt. Ein Picknick mit Salami, kaltem Bier und klassischer Musik krönt den gelungenen Tag. Schweigend sitzen wir da und genießen die Stimmung. Woran Sabrina wohl denken mag?

Um ein Haar hätte es gekracht! Als wir den idyllischen Nachtplatz auf der Passhöhe verlassen wollen, liegt dichter Nebel überm Land. Richtig dicke Suppe. Aber wir müssen zurück auf die Straße. Just in dem Moment kommt das einzige andere Auto im zweihundert Kilometern Umkreis angeschossen. Nur eine geistesgegenwärtige Bremsung des Fahrers kann den Zusammenstoß vermeiden. Sorry - ich konnte dich beim besten Willen nicht sehen.

Angestrengt nach vorne spähend, kriechen wir ostwärts, doch der Nebel lichtet sich rasch und der Blick öffnet sich auf endlose Weiten. Außer niedrigem Gestrüpp gedeiht hier kaum etwas. Wir haben die südlichsten Ausläufer der *Kalahari* erreicht. Kilometer um Kilometer schneidet die schnurgerade Straße durch die monotone Landschaft. Der Logbucheintrag am Abend zeigt satte 483 Tageskilometer.

Während wir durch die Landschaft rollen, will ich mehr über meine Beifahrerin wissen. „Nein, Lebensziele habe ich keine!“ gesteht sie offen. Lange diskutieren wir darüber, denn was hält uns denn am Ticken, wenn wir keine Ziele haben? „Vielleicht solltest du dich mit weniger Dingen beschäftigen, dafür intensiver. Anstatt auf zu vielen Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen, aber nur oberflächlich!“ versuche ich, ihr meine Sicht der Welt zu vermitteln. Doch die will ihr nicht in den Kopf. Schweigend sitzen wir den Rest der Strecke nebeneinander.

„Die *Augrabies* Wasserfälle des *Orange River* sind die zweitgrößten Wasserfälle Afrikas“, steht im Reiseführer, mit Bildern von immensen Wassermassen, die sich in eine enge Schlucht stürzen. Unsere Enttäuschung lässt sich kaum in Worte fassen, als wir statt

der tosenden Wassermassen ein müdes Flösslein vorfinden, das sich über einen mickrigen Wasserfall in das felsige Tal ergießt. Dabei hat es doch vorgestern noch geregnet und der Fluss müsste jede Menge Wasser führen. Ein Blick auf die Tafel der gemessenen Wassermengen zeigt, dass vor drei Tagen - zum Höhepunkt der Regenfälle - tatsächlich 3300 m³/s zu Tale donner-ten, während es heute nur noch 150 m³/s sind. Knapp zu spät ist auch zu spät!

Der riesige Umweg, den wir einzig wegen der Wasserfälle eingelegt hatten, hat sich nicht gelohnt. Dabei wollte ich Sabrina einen kleinen Ersatz für die *Victoria-Falls* bieten, die sie so gerne gesehen hätte. Schade.

Prompt ist die Stimmung angespannt und die holprigen Pisten zu den Aussichtspunkten tragen nicht eben zur Besserung bei. Wortkarg rollen wir durch die noch kargere Landschaft, gen Westen, nach *Springbok*, der Hauptstadt des blumenreichen *Namaqualandes*. Außer ein paar vereinzelt Farbtupfern am Straßenrand ist aber auch direkt vor den Toren *Springboks* nichts von der betörenden Blumenpracht zu entdecken. Sollte das ein ähnlicher Reifall werden wie die *Augrabies*?

Eine nette Nachbarin gibt Sabrina den Tipp, wo die Blumenfelder zu finden sind. Anderntags rollen wir hinunter nach *Kamieskron* und zum Blumenfeld von *Skildpad*. Das hügelab, hügelab ist zeitraubend und ich lasse mich zu ein paar Kommentaren über den Straßenzustand verleiten. Sabrina fasst das so auf, dass ich partout nicht zu den Blumen will und nun ihr persönlich böse bin. Was aber gar nicht stimmt. Dazu kommen noch die irrsinnig vielen Touristen, die mich zu ein paar weiteren - vielleicht etwas bissigen - Bemerkungen reizen. Schon ist die Stimmung im Keller, wir gehen getrennte Wege und reden nur das Allernötigste.

Dabei sind die Blumenfelder wirklich imposant. Ein leuchtendes Orange spannt sich von einer Talseite zur anderen. Nicht nur die Dimensionen dieses Farbteppichs sind sehenswert, sondern auch jede einzelne Blüte. Zwischen den orangefarbenen finden sich einzelne blaue (die aber schon abgeblüht sind). Dann wieder orange mit schwarzen Streifen, gefüllte und ungefüllte Blütenstände. Das Herz jedes Blumenfreunds schlägt da gleich höher. Zumal diese Farbenpracht nur ein bis zwei Wochen im Frühjahr zu bewundern ist - falls im Winter ausreichend Regen gefallen war.

Weiterhin mürrisch und wortlos nebeneinandersitzend, rollen wir - nach einem Imbiss mit leckeren, zimtbestreuten Pfannkuchen - zurück nach *Springbok* und finden einen ruhigen Nachtplatz weit abseits der Straße. Früh geht's weiter zum *Orange River*. Das dunkelgrüne Flusstal bildet die Grenze zu Namibia - und einen erfrischenden Kontrast zu der verbrannten Landschaft ringsum. Den Nordrand des Tals bildet eine zweihundert Meter hohe, leuchtend rote Felswand.

"Welcome to Namibia".

Die Landschaft wird schnell bizarr. Die Teerstraße und eine schnelle Piste bringen uns nach *Ai-Ais* und zum *Fish River Canyon*. Eine vulkanische Quelle sprudelt auf dem Grund der Schlucht, der rechte Ort für ein Thermalbad mit Campingplatz. Der allerdings ist staubig, die Toiletten und Duschen sind dem Ansturm der Overlander kaum gewachsen und der Eintritt ist happig (70 N\$ = 28 DM). Wenig Anlass jedenfalls, die Spannung zu lindern, die in der Luft liegt.

Während sie am Swimmingpool liegt, schreibe ich mir meinen Frust von der Seele. Für mich immer noch die beste Art, Dampf abzulassen. „Als Fahrer, Organisator und Planer bin ich offenbar gut genug. Doch der Mensch, geschweige denn der Mann in mir interessiert sie nicht die Bohne. Letzteres war ja von Anfang

an klar, aber dass sie auch menschlich so eiskalt ist, kann ich einfach nicht verstehen!“

So oder so ähnlich hatte ich es formuliert. Kaum habe ich mir die angestauten Emotionen von der Seele geschrieben, geht es mir auch schon wieder besser. Am Abend, als wir die steile Wand des Canyons erklimmen und die Oase aus der Vogelperspektive bestaunen, löst sich die Spannung ein wenig. Nur aus ihr werde ich einfach nicht schlau: ob sie eine formelle Entschuldigung erwartet? Ich weiß es nicht. Eigentlich bin ich mir ja keiner Schuld bewusst!

Eine passable Piste, die zusehends ruppiger wird, je weiter wir uns dem Aussichtspunkt nähern, bringt uns an den Rand des urzeitlichen Canyons. Nach dem Grand-Canyon in den USA soll er der zweitgrößte Canyon der Welt sein, 85 Kilometer lang und über vierhundert Meter tief. Attraktiv genug, der Sache auf den Grund zu gehen. Im wahrsten Sinn des Wortes. Es wird ein Ausflug, der sich lohnen soll. In steilen Serpentinaen geht's bergab, unten durch ein natürliches, von einem Flussarm ausgewaschenes Treppenhaus, bevor man mehrere kleine schilfbestandene Seen findet: die Überreste des ehemals rauschenden Flusses.

Das Wasser ist klar und erfrischend, also Hemd und Hose ablegen und in die kühlen Fluten springen. Es ist wirklich herrlich, im kühlen Wasser zu schwimmen, die vierhundert Meter hohen Felswände zu allen Seiten über dir, grünes Schilf und graue Felsen neben dir. Schließlich lässt sich auch Sabrina breitschlagen, schiebt ihre Bilharziose-Bedenken beiseite und gleitet ins Wasser. Nach ein paar Runden - weitab von meiner Seeseite - schiebt sie sich auf einen Felsen und nimmt ein Sonnenbad.

Es ist einfach herrlich hier unten: das kühle Nass, die steilen Felsen, die grünen Büsche und mittendrin wir beide - ganz allein in dieser grandiosen Natur. Höchste Zeit, dass wir uns wieder vertragen! Ich

schwimme zu ihr und frage, ob wir uns nicht wieder vertragen wollen. Ohne viel Federlesen ist Sabrina wieder gut, ich zupfe mich an der Nase und die vergangenen Tage sind schnell vergessen.

Lange Zeit genießen wir unser Paradies und lassen die Sonne unsere Haut verwöhnen. Gegen zwei Uhr heißt es Abschied nehmen und den Aufstieg zum Parkplatz angehen. Dabei versteigen wir uns, müssen umkehren und den richtigen Weg noch einmal hochkeuchen. Sabrinas Knie zittern und sie schnauft gewaltig, als wir endlich den Rand der Schlucht erreichen. Wie sie wohl den *Ortler* oder den *Piz Buin* hochgekommen ist, von dem sie so gern erzählt?

Zwei harte Tage Fahrerei schließen sich an, zwei Tage fast ausschließlich auf Pisten. Nur zwischen *Seeheim*, *Gaogeb* und *Bethanien* können Sandfloh, Fahrer und Beifahrerin durchschnaufen. *Schloss Duwisib* am Ende des ersten Tages ist eher enttäuschend und teuer: 30 N\$ (12 DM) für das kleine Schloßlein, das 1904 erbaut und nur einige Monate lang bewohnt war, bevor sein Schöpfer, *Baron Hans-Heinrich von Wolf* im Krieg fiel. Neben alltäglichen Antiquitäten, dem Bett des Herrn Baron und seinem Nachtgeschirr gibt es wenig zu sehen; die harte Wellblechpiste ist das mit Sicherheit nicht wert.

Wenig später werden wir mit einem herrlich ruhigen Nachtplatz entschädigt. Bald knistert das Lagerfeuer und die Steaks brutzeln zum Gezwitscher der Vögel aus den umliegenden Akazien. Der Sonnenuntergang ist mindestens ebenso grandios.

Das Touristenmekka *Sesriem* ist unser nächstes Ziel. Die gelben Dünen der *Namib* und das *Sossusvlei* - eine ausgedehnte Sand- und Schlammkuhle mit grünen Akazien inmitten haushoher Dünen - sind ein absolutes Muss. Schon mittags stehen wir auf dem Camp, unter Schatten spendenden Akazien und ich mache mich ans Kuchen- und Brotbacken. Sabrina liegt derweil am

kleinen Pool, sonnt sich und schreibt Tagebuch. Ein Urlaubstag wie aus dem Bilderbuch.

Den abendlichen Abstecher in die Dünenwelt hatten wir gestrichen, dafür kriechen wir um vier Uhr früh aus den Federn und brettern in völliger Dunkelheit die siebzig Kilometer Piste zum *Sossusvlei*. Eigenartige Fahreier: im Scheinwerferlicht durch tiefe Sandfelder heizen, die nur mit kleinen Stäbchen markiert sind. Hoffentlich müssen wir nicht schaufeln! Der Sandfloh fühlt sich wohl und pünktlich erreichen wir das *Sossusvlei*.

Schnell eine der höchsten Dünen hinauflaufen, bevor die Sonne hinter dünnen Schleierwolken aufgeht: verglichen mit den Sonnenaufgängen der letzten Tage wenig beeindruckend! Obwohl das Licht besser wird, je weiter die Sonne aufsteigt, bleibt die Stimmung und die Dünenlandschaft doch weit hinter dem zurück, was ich auf früheren Touren im *Grand Erg Occidental* in Algerien oder in den Dünenseen Libyens erlebt hatte.

Markant ist allerdings der See am Rande der Dünen, eben der *Sossusvlei*. Dieses Jahr führt er ungewöhnlich viel Wasser, zwei Meter über dem jetzigen Wasserspiegel hängen noch immer vertrockneter Schlamm und Gras in den umliegenden Bäumen. Vor Monaten muss der See tatsächlich bis dorthin voll Wasser gestanden haben! Die Geschichten von Wüstenfahrern, die mit ihren Landrovern und Landcruisern hier abge-soffenen sind, waren also gar kein Seemannsgarn.

Das Frühstück in der fremdartigen Landschaft schmeckt köstlich. Wären da nicht die zahllosen Touristen! Dauernd hört man sie grölen und rufen - darunter viele deutsche Laute - und irgendwo dröhnt immer ein Motor. Schade.

Den Weg zurück zum Camp genießen wir, die Piste führt durch das Tal des *Tsauchab-Rivers*, rechts und links türmen sich rote Dünen mit weißen Sandstreifen

dazwischen. An *Düne 47* machen wir Halt und klettern den sandigen Abhang nach oben, saugen die Landschaft in uns auf.

Kaum zurück im Camp, entdecken wir gelbschwarze Wolken, die sich über den *Naukluft-Bergen* zusammenziehen. Rasch duschen wir und füllen die Wassertanks, bevor wir starten - genau in Richtung der schwarzen Wolken. Je mehr wir uns den Bergen nähern, desto finsterner wird es. Bald fallen vereinzelte Regentropfen. Blitze zucken vom pechscharzen Himmel. Ein irrsinniges Gefühl: du fährst durch ausgetrocknete, verdorrte Wüste, es gießt in Strömen, der Scheibenwischer schafft es kaum. Blitze zerreißen die Dunkelheit, die Piste versinkt unter den Wassermassen. Links und rechts bedecken taubeneigroße Hagelkörner die ausgetrocknete Wüstenlandschaft.

Bei der ersten Gelegenheit halten wir und genießen das Spektakel aus der trockenen Kabine heraus. Sabrina versucht, Blitze auf Video bannen und ich genieße nur die unbeschreibliche Spannung des Gewitters, die meine Gedanken immer beflügelt. Ein Farbenspektakel am Himmel, als die Sonne zwischen den Wolken untergeht und zwei Regenbögen runden den bizarren Abend aufs trefflichste ab.

Wieder ist ein langer Fahrtag angesagt, der Sandfloh stöhnt unter dem harten Wellblech der C14, insbesondere am *Kuiseb-Pass*. Die Piste führt durch eine wahre Mondlandschaft auf *Walffish Bay* zu. Je mehr wir uns der Küste nähern, desto kühler wird der Wind und desto mehr Dünen gibt's links und rechts der Piste.

An der ganzen Westküste Namibias treffen Wüste und Meer aufeinander. So unmittelbar und so ohne jeglichen Übergang, dass man es gesehen haben muss. Ein Gegensatz, der bizarrer kaum sein könnte: kein Meter grüner Küstenstreifen, keine Vegetation. Nichts. Wüste, Sand und Dünen reichen bis unmittelbar ans Wasser! Nur dort, wo ausreichend Süßwasser

vorhanden ist - selten genug - bilden sich Oasen und geben dem Leben eine winzige Chance: *Walfish Bay* und *Swakopmund* sind die einzigen größeren Ansiedlungen in dieser ansonsten absolut lebensfeindlichen Gegend.

Beide Städtchen sind recht ansehnlich. In *Walfish Bay* haben es Sabrina die Pelikane und Flamingos angehtan, die in Mengen direkt am Strand leben und ein vielgekniptes Motiv abgeben. Ansonsten ist *Walfish Bay* ein Ort, der von der Fischerei lebt: zahllose kleine und große Fischkutter liegen am windigen Kai, allenthalben werden Netze geflickt oder verstaut und über der Stadt liegt dezenter Fischgeruch.

Auch wir decken uns natürlich ein und die nächsten Tage gibt's Fisch bis zum Abwinken, mal auf der Pfanne, mal in Alufolie gegrillt. Eine wohlschmeckende Alternative zu den auf Dauer doch eintönigen Steaks.

Nach einer unruhigen Nacht auf dem Parkplatz des Aquariums lassen wir *Swakopmund* hinter uns und suchen die älteste Pflanze dieser Region, die *Welwitschia mirabilis*.

Eigenartige Gewächse sind es in der Tat, die sich da an die extremen Gegebenheiten angepasst haben: der Stamm steckt in der Erde, feine Haarwurzeln sammeln dort das kostbare Wasser aus dem Untergrund und zwei breite, ausgefranste Blätter sammeln oberirdisch die Feuchtigkeit des Nebels, speichern Wasser und spenden Schatten. 1500 Jahre alt, das - eingezäunt und von einer Aussichtsplattform umgeben - in einem ausgetrockneten Flussbett steht. Die Botaniker sind sich über diese Pflanze nicht ganz einig: in manchen Büchern steht, sie sei ein Sukkulentengewächs (ähnlich dem Kaktus), andere beschreiben eine Verwandtschaft mit Kieferngewächsen. Tatsächlich haben die Blütenstände gewisse Ähnlichkeiten mit Kiefernzapfen.

Auf einer guten Piste rollen wir durch eine weitere Mondlandschaft zu beiden Seiten des *Swakoprivers*,

durchqueren das Tal und erreichen die B2, die uns zur *Spitzkoppe* bringt, dem Matterhorn Namibias. Für eine Besteigung reicht die Zeit allerdings nicht, doch in seinem Schatten können wir campieren und einen netten Abend am Lagerfeuer verbringen.

Und schon wieder ist ein langer Fahrtag angesagt. Langsam geht mir die dauernde Fahrerei auf den Geist: nirgends können wir länger bleiben, die unterschiedlichen Landschaften fliegen nur so an uns vorbei und wir haben null Zeit, sie in uns aufzunehmen. Geschweige denn, sie zu verdauen. Zum Glück werde ich in ein paar Wochen noch einmal hier langfahren können, dann mit mehr Zeit und mehr Muße, die grandiose Umgebung zu genießen und nicht nur durchzubrettern!

Doch unser Zeitplan ist eng und in *Etosha* wollen wir uns viel Zeit für die Tiere gönnen. So bin ich froh um die guten Straßen, die uns über *Karibib*, *Kalkfeld* und *Outjo* nach Norden bringen, bevor wir kurz vorm Nationalpark einen herrlich ruhig gelegenen Nachtplatz finden. Es ist angenehm warm und Sabrina will duschen. Wir sammeln Feuerholz und sitzen noch lange am knisternden Lagerfeuer unterm sternenübersäten Himmel.

Die nächsten drei Tage sind Tiere angesagt: wir übernachten im *Halali*- und im *Namutoni*-Camp, dazwischen rollen wir von Wasserstelle zu Wasserstelle und haben einigermaßen Glück: außer Nashorn und Großkatzen sehen wir alles, was im Etosha krecht und fleucht: Springbok und Gämsbock, Zebras und Giraffen, Elefanten und Warzenschweine, Kudus und Streifengnus, Dikdiks und Schakale. Die mit Abstand eindrucksvollste Wasserstelle ist *Andoni*, wo wir über drei Stunden auf dem Dach des Sandflohs sitzen und den Tieren beim täglichen Leben zusehen.

Der Ärger, der die letzten Tage in der Luft lag, ist verraucht und wir genießen die Zeit auf unserem Hochsitz. Ich genieße Sabrinas Nähe. In Gegenwart der

Tiere flüstern wir nur, was sicher zu unserer 'Intimität' beiträgt. Die Stunden auf dem Dach, mit ihr in der warmen Sonne sitzend, umgeben von unzähligen Tieren in der endlosen Weite, Stille, Alleinsein zu zweit. Das gehört für mich zu den Höhepunkten der gemeinsamen Zeit.

Aber schon ist wieder Fahrerei angesagt, vierhundertvierzig Kilometer schrubben wir durch eine öde Landschaft, die Straßen sind gut und zum ersten Mal reden wir über uns. Über sie, über ihre Enttäuschungen und ihren Traumprinzen. Abends gönnen wir uns den Camp in *Groß-Barmen*, gehen eine Runde schwimmen, bevor gegrilltes Schafsteak mit Reis und Rotwein auf dem Speiseplan steht. Kaum habe ich allerdings das Lagerfeuer in Gang, als aus heiterem Himmel Wind und Regen einsetzen und dem romantischen Abend ein abruptes Ende bereiten. Unser letzter gemeinsamer Tag bricht an, wir rollen nach *Windhoek*. Mitten in der City finden wir einen tollen Parkplatz und Sabrina bannt ihre Eindrücke dieser pieksaubereren, ansprechenden, ziemlich deutschen Stadt auf Video. Plötzlich verfliegt die Zeit wie im Fluge. Bevor wir uns recht versehen, ist der Nachmittag vorbei und Sabrina muss packen. Bei *Gathemann's* gönnen wir uns ein standesgemäßes Abschiedsessen, sitzen auf dem Balkon, ordern Kudu steak und Gämsbock. Beides höchst lecker. Die Preise sind zivil, die Ober nett und aufmerksam: kurz ein gelungener Abschluss unserer gemeinsamen Tour.

Die Stimmung ist überschattet vom Abschied: Sabrina will nicht zurück zu Arbeit und Routine und ich hätte kein Problem damit, sie noch ein paar Wochen an Bord zu haben. Nach anfänglichen Spannungen war sie wirklich angenehme Gesellschaft. Doch Jammern hilft nicht. Zurück am Camp, kriechen wir ein letztes Mal gemeinsam in die getrennten Schlafsäcke und viel zu früh klingelt am nächsten Morgen der Wecker.

Der Flughafen liegt weit außerhalb der Stadt, nach dem Einchecken sitzen wir draußen, tanken zum letzten Mal Sonnenschein und ziehen Bilanz unserer gemeinsamen Zeit: Schön war's. Interessant war's. Stress war's. Und wir können zusammen eigentlich recht gut! Nur gefunkt hat's nicht. Weiterhin werde ich also allein durch die Weltgeschichte ziehen müssen.

In Gedanken noch immer bei ihr, rolle ich zurück zu dem ruhigen Camp, den ich bei der Hinfahrt erspäht hatte. Nun stehe ich hier, schreibe Tagebuch, lasse die Zeit Revue passieren und versuche, eine Quintessenz zu ziehen.

Vorher jedoch ist Arbeit angesagt: nach sechstausend Kilometern ohne größeren Halt will der Sandfloh gründlich durchgecheckt werden, die Bremsen quiet-schen und Ölwechsel ist auch fällig. Und Dienstag kommen zudem meine Eltern zu Besuch. Auch denen will ich zwei Wochen lang etwas von Namibia zeigen. Im Sandfloh herumfahren wie mit Sabrina wird mit ihnen nicht gehen, schließlich sind sie schon weit über siebzig.

Einsichten im afrikanischen Busch

Noch immer habe ich den Kopf voller g'spinnerter Ideen, obwohl ich ein paar von ihnen schon konnte Wirklichkeit werden lassen. Bei strahlendem Sonnenschein sitze ich im hintersten Winkel Namibias, im Caprivi-Zipfel und ich lasse meine Blicke über den *Cuando*-Fluss mit seinen schilfbestandenen Ufern und die angrenzenden Felder streifen.

Das Campen hier ist einfach ein Traum. Der Platz ist abgeschieden und so einsam, dass ich tun und lassen kann, was ich will. So stiefe ich seit zwei Tagen herum, wie Gott mich erschaffen hat, habe vorgestern lustlos meine bisherigen Tagebucheinträge überarbeitet und gestern den Sandfloh auf Vordermann gebracht. Doch so recht will die Arbeit nicht schmecken! Zu nichts habe ich Lust, nichts kann mich aus der Lethargie reißen, die auf mir lastet wie ein Sack voller Ziegelsteine.

Was ist nur los mit mir?

Angefangen hat alles vor zwei Wochen in *Windhoek*, nachdem ich die Eltern wohlbehalten in den Flieger gesetzt und den Leihwagen zurückgegeben hatte. Die vorausgegangenen zwei Wochen waren im Grunde recht ereignislos vorübergezogen. Wir hatten Ausflüge in die nähere Umgebung *Windhoeks* gemacht, der weiteste hatte uns nach *Swakopmund* geführt, wo ich ihnen ein wenig von der Faszination der Wüste hatte zeigen wollen. Beeindruckt waren sie nur von der Weite des Landes und den leeren Straßen! Dafür am Schluss ziemlich geschafft!

Nachdem ich sie zum Flughafen zurückgebracht hatte, geht's bei mir gleich wieder auf Achse. Viel zu lange hatte ich schon in *Windhoek* herumgehungen.

Eine Menge Fernweh hatte sich angesammelt. Und noch mehr Abenteuerlust!

Zunächst rolle ich gen Westen über die Teerstraße, später eine gute Piste zum *Boshua Pass* und hinunter in die *Namib*-Ebene. Nachmittags erreiche ich das herrliche Camp an der *Blutkopje*, einem abgeschliffenen Berg, der mit Höhlen und Spalten nur so durchsetzt ist und schon meilenweit vorher auszumachen ist. Das Camp versteckt sich im Flusstal und ich bin der einzige Gast - traumhaft. Der Ausflug am Nachmittag bringt mich auf die *Blutkopje* selbst und seine Randberge: imposant, vor allem, wenn die Sonne versinkt und ihr warmes Licht ausschüttet. Wenig später knistert das Lagerfeuer und zwei Dosen *Winhoek Lager* runden den gelungenen Tag ab.

Kurz nach Sonnenaufgang bin ich schon wieder auf den Beinen und lasse mir das Frühstück in der niedrigstehenden Sonne schmecken. Die Stimmung ist blendend und ich hoffe, die Bilder spiegeln davon etwas wider. Viel zu früh muss ich den traumhaften Platz verlassen, der allein schon ein Wiederkommen wert wäre. Doch mein Zeitplan drängt, zu viele Abenteuer stehen noch auf dem Plan.

Nächste Station soll 'Düne Sieben' sein, sieben Meilen außerhalb von *Walfish Bay* und wegen seiner Schattenspende auf Holzpfählen vor leuchtenden Dünen der ideale Ort für ein paar ganz besondere Fotos. Das satte Grün der jungen Palmen neben dem Beige der haushohen Sanddünen, darüber ein strahlend blauer Himmel, das lässt jedes Fotografenherz höher schlagen. Als abends die untergehende Sonne die Dünenformationen sehr plastisch modelliert, findet sich sogar Gelegenheit, ein paar der g'spinnerten Ideen zu verwirklichen, die mir seit Wochen im Hirnkastl herumgespukt waren. Einzelheiten würden hier allerdings zu weit führen!

Am nächsten Tag geht's weiter nach *Swakopmund* und schon bin ich auf dem Weg entlang der *Skeleton-coast* gen Norden. Skelettküste ist der wahrlich treffende Name für dieses Nichts an Landschaft auf den Punkt bringt. Eine eintönige, sandige Ebene ohne jeden Baum, ohne jeden Strauch, ja ohne jeden Halm. Etwas wie eine Grenze zum Meer hin ist nicht auszumachen, es scheint, als ob das Festland eine ununterbrochene Fortsetzung des Meeresgrunds wäre, nur ohne Wasser. Mangels markanter Punkte hat man die populären Angelplätze einfach nach dem Abstand von *Swakopmund* benannt: Meile 14, Meile 72, Meile 108.

Ungefähr bei Meile 80 gibt's doch etwas zu sehen: Seelöwen nämlich, die am kargen Felsufer des *Cape Cross* ihre Heimat haben und sich zu Tausenden auf den Felsen tummeln. Ihr Geruch verschlägt mir fast den Atem und die Luft ist erfüllt von ihrem Geschrei. Dennoch ist es ein interessanter Anblick nach dem meilenlangen Nichts und die paar Kilometer Umweg auf jeden Fall wert.

Der *Brandberg* und seine *White Lady* sind mein nächstes Ziel. Der Berg selber als auch die Felszeichnungen sind allerdings eher enttäuschend. Nach den neuesten Forschungen ist die 'White Lady' nämlich gar keine weiße Dame, sondern ein zur Initiation bemalter Jüngling. Welch eine Enttäuschung! Die Malereien, die auch Tiere und andere Menschen darstellen, sollen achthundert Jahre alt sein, also aus einer Zeit stammen, als die Weißen noch keinen Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt hatten. Wer allerdings die Schöpfer sind, weiß man bis heute nicht mit letzter Sicherheit. Den Berg selber könnte man auch besteigen, hätet man vier Tage Zeit und den nötigen Elan, Dutzende Liter Wasser hinauf zu schleppen.

Auf eher zweitklassigen Pisten geht's zurück ins Landesinnere, durch weiter eintönige Landschaft, die erst bei *Twyfelfontein* an Attraktivität gewinnt. Runde

abgeschliffene Steinkuppen säumen da den Weg, Felsgiganten, gesprengt von der Kraft der Erosion. Und Sandsteinformationen, von Wind und Wetter bizarr geformt geben prächtige Fotomotive ab. Und ideale Nachtplätze.

Kurz vor Sonnenaufgang kletterte ich aus dem Sandfloh, um Fotos der Felsformationen im Morgenlicht zu schießen. Und wer marschiert da mitten durch meinen Vorgarten? Eine Herde von acht Wüstenelefanten. Ein unerwarteter Anblick am frühen Morgen. Völlig frei, ohne Nationalpark, ohne Zaun, ohne Eintritt. Afrika, wie es mir am allerliebsten ist.

Abwechslungsreich geht der Tag weiter, fünf Kilometern später zweigt die Piste nach *Twyfelfontein* ab, wo mich ein junges Mädchen durch die Ansammlung von Felsritzungen führt - die größte Namibias. Ihre Theorie allerdings, dass die Ritzereien, die vorwiegend Tiere darstellen, Illustrationen für Schüler wären, das Ganze also ein riesiges Klassenzimmer darstellt, kann ich nicht so recht nachvollziehen.

Schon rolle ich weiter, versuche den *petrified forest* zu finden, was mir gründlich misslingt und bin schon auf dem Weg ins *Kaokoland* und zu den *Himbas*. Eine kurze Einkehr in der *Palmwag Lodge* ist eine willkommene Abwechslung, ehe es auf Wellblech weitergeht nach *Sesfontein*, ein wenig sehenswertes Hotel am Wegesrand.

Danach liegt das *Kaokoland* vor mir, ein hügeliges, ausgetrocknetes Fleckchen Erde, das sich im Nordwesten Namibias bis zur Skelettküste hinunter erstreckt. Hier und im angrenzenden Angola leben die *Himba*, ein Nomadenvolk, deren Frauen außer einen Lendenschurz nur reich verzierten und kostbaren Kopfschmuck tragen. Tatsächlich habe ich ungewöhnliches Glück und treffe auf den wenigen besiedelten Kilometern nördlich von *Opuwo* gleich drei *Himba*-Frauen aller Altersstufen, die sich obendrein noch ohne Scheu

- und ohne Bezahlung - fotografieren lassen. Schade, dass ich in ihrer Gegenwart so befangen bin und ihre Einladung ausschlage, mit ins Dorf zu kommen, wo ich sicher mehr über ihre Lebensweise hätte erfahren können. Sicher hätten sie mir mit Freuden gezeigt, wie sie leben: ohne Fernseher, ohne Computer und ohne Stereoanlage. Sie müssen glückliche Menschen sein ...

Die Freude über den gelungenen Tag ist schnell verflogen, als ich bei *Swartboisdrif* auf die 'Straße' entlang des Flusses *Cunene* treffe. Im wahrsten Sinn des Wortes über Stock und Stein führt diese Piste nach Osten, die fünfzig Kilometer bis *Ruancana* kosten mich fünf Stunden! Welch ein Unterschied zu den sonst so guten Pisten Namibias.

Ab *Ruancana* geht's über schnelle, langweilige Straßen weiter. Die Menschen sind unerwartet zahlreich. Entlang der Teerstraße reiht sich ein Dorf ans andere, alle leben von den Annehmlichkeiten eines Bewässerungskanal, der die Wasser des *Cunene* nach Süden verteilt. Entsprechend dicht ist auch der Verkehr - kein Vergleich zum stundenlangen Fahren ohne jeden Gegenverkehr im Süden.

Vierhundertvierzig Kilometer schrubbe ich ab, ehe ich im *Namutoni*-Camp im *Etosha-Park* wieder Halt mache. Noch einmal ist Wildlife angesagt, doch die Tiere scheinen Reißaus genommen zu haben. Außer den allgegenwärtigen Zebras und den Impalas, die ich noch immer noch reizend finde, kommt mir nichts vor die Linse. Ob die Viecher alle auf Urlaub sind?

Die nächsten Tage geht's weiter stramm nach Osten. Weder die Bergbaustadt *Tsumeb* noch der größte Meteorit der Welt bei *Grootfontein* können mich aus den Gedanken reißen. Die sind mir weit voraus und schon lange drüben in Australien, meinem nächsten großen Ziel. Weiter geht's durch den schmalen und bis vor kurzem wegen politischer Unruhen gesperrten *Caprivi*-Zipfel Richtung Osten.

Instinktiv folge ich einem Hinweisschild der *Morokoto-Island-Lodge*, die nur vier Kilometer abseits der Piste liegt. Die Besitzerin, eine resolute Weiße, schreckt mich mit ihren rauen Willkommen mächtig ab. Schon will ich wieder fahren, doch der Lage des Camps, vor allem seiner Abgeschlossenheit kann ich nicht widerstehen. Das ist mein Camp, hier werde ich die letzten Namib-Dollars aufbrauchen! Nach den Wirren der letzten Wochen ist es höchste Zeit, die Erinnerungen zu ordnen und neue Ziele zu fokussieren. Um auf andere Gedanken zu kommen, genehmige ich mir ein Abendessen im Restaurant, das Essen ist einfach, aber schmackhaft und zum Nachtisch erklärt uns die Chefin den Sternenhimmel über Afrika.

Heute früh wache ich auf und habe schon wieder zu nichts Lust. Das ist doch sonst nicht meine Art! In letzter Zeit allerdings häufen sich solche Tage in gefährlichem Maß. Irgendetwas in mir scheint nicht mehr so recht im Lot zu sein. Nicht mehr so wie vor Sabrinas Abreise. Wenn ich nur wüsste, was das ist! Jedenfalls verschaffen sich Gedanken und Gefühle in meinem Hirnkastl Platz, die mir völlig neu sind. Alleinsein. Verlassensein. Worte, die ich in meinem Wortschatz bislang nicht vorgekommen waren. Doch die letzten Wochen geistern sie wieder und wieder durch meinen Kopf.

Ist es die Langeweile, die Platz für solche Gedanken schafft? Oder ist es tatsächlich der Wunsch, eine Frau an meiner Seite zu haben, mit der ich Gedanken und Eindrücke teilen kann?

Ich denke zurück: die ersten derartigen Gedanken waren in Malawi aufgetreten. Als ich lange Wochen am Ufer des Sees verbracht und versucht hatte, die Wartezeit bis zum Ende der Regenzeit totzuschlagen. Trotz der Arbeiten, die ich mir gesucht hatte, um die grauen Zellen nicht gänzlich absterben zu lassen, war in erster Linie ein Gefühl der Leere zurückgeblieben.

Ein Gefühl, dass diese Zeit vergeudet ist! Dass ich in dieser Zeit viel Sinnvolles hätte anstellen können, anstatt nur zu warten.

Als ich später in *Lilongwe* den Terminplan für den Südafrikateil zusammengestellt und an Dörthe, Sabrina und Eltern gefaxt hatte, hatte ich auch bemerkt, wie Vorfreude aufgekeimt war. Wie ich eine Menge Unannehmlichkeiten in Kauf genommen hätte - wären Dörthe oder Sabrina schon am nächsten Tag gekommen. Je früher sie hätten kommen können, desto lieber wäre es mir gewesen. Vor sieben Monaten war das gewesen!

Bis dahin hatte ich meine Touren ja ausschließlich allein unternommen - von Anhaltern oder kurzzeitigen Begleitern mal abgesehen. Dabei hatte ich mich - eigentlich - ganz gut gefühlt. Ich war glücklich gewesen, nur auf mich selber aufpassen zu müssen und Entscheidungen frei und nach meinem eigenen Gusto treffen zu können. Ich hatte nur den Zustand des Alleinreisens gekannt und hatte nie das Gefühl gehabt, dass mir dabei etwas entging.

Daher fand ich es auch völlig normal, 1996 alleine loszuziehen. "Unterwegs werden sich schon Bekanntschaften finden!", redete ich mir ein! Auf der ersten großen Reise war ich ja förmlich von einer Freundschaft in die nächste gestolpert. Da waren Ellen, Karin und Reinhold in Afrika gewesen, in Südostasien hatte mir Goy gezeigt, wie glücklich man sein kann, auch wenn man ganz unterschiedlicher Kulturen entstammt. In Australien schließlich hatte ich Ariani - mein geistiges Spiegelbild - getroffen, und später Lesley in Sydney. Allesamt interessante Menschen und Freunde, mit denen ich mich prima verstand. So richtig allein, ohne mit jemandem reden zu können, war ich damals nie gewesen. Zumindest hatte ich es nie so verspürt.

Wenn mich damals jemand fragte, ob ich denn nicht einsam sei, so antwortete ich immer: „Allein ja, einsam nein!“ Sogar in den ersten Monaten dieser Tour war das so geblieben. So war das bisher immer gewesen. Wenn ich aber hier und heute die Wahrheit sagen soll, muss ich gestehen "Ich bin allein - und fühle mich höllisch einsam!"

Zu keiner Zeit kommt mir das mehr zu Bewusstsein, als auf den eintönigen und ganz und gar nicht herausfordernden Straßen und Pisten im südlichen Afrika. Das ist Einsamkeit pur. Sobald dem Tag aber auch nur ein Hauch von Abenteuer oder Herausforderung anhaftet, ist von Einsamkeit oder Alleinsein keine Rede mehr - dann bin ich wieder ganz in meinem Element. Bin wieder ganz der Alte. Was brauche ich da Begleitung. Da muss ich doch nur wieder zurückstecken. Kann nicht machen, was ich will und was mir Befriedigung verschafft. Und das ist nun mal nur das Außergewöhnliche, das Extreme.

Bislang war ich der Meinung - zumindest habe ich mich oft so geäußert - dass ich mit Kamera und Computer Stimmungen, Eindrücke und Gefühle nicht nur einfangen, sondern auch verarbeiten kann. Doch das scheint nur die halbe Wahrheit zu sein. Dem Computer kann ich zwar alles - wirklich alles - anvertrauen. Er ist ein geduldiger und verschwiegener Zuhörer, inzwischen wird er in Selbsthilfebüchern sogar als das ideale Mittel beschrieben, Emotionen und Eindrücke auszudrücken. Doch das persönliche Gespräch kann er nicht ersetzen!

Und das fehlt mir ungemein! Mit Wehmut denke ich an die Zeiten zurück, als ich mit Sabrina am Lagerfeuer saß und wir geredet haben. Über die Eindrücke des vergangenen Tages, über Gott und die Welt, über Politik, über die Liebe, über sie, über mich. Und immer dann, wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, fühlt sich mein Inneres auf einmal leer an. Das sind die Tage, an denen

ich zu nichts Lust verspüre, nicht einmal zum Nichtstun!

Nur mit äußerster Konzentration kann ich mich überwinden, Tagebuch zu schreiben. Entsprechend schwermütig ist es ja auch geworden. Wie kann ich mich nur aus dieser Lethargie retten? Wie kann ich wieder frei und offen werden? Wie kann ich meine Reiselust wiederfinden? Wie kann ich die Faszination fremder Erdteile, fremder Kulturen wieder zum Leben erwecken?

Wie kann ich wieder ich selber werden?

Die letzten Tage in Afrika

Das Schlimmste ist ausgestanden: die Warterei. Morgen werde ich von diesem idyllischen Stausee bei Midmar wieder an die Küste rollen, um die Verschiffung nach Australien endgültig anzugehen. Es wird allerhöchste Zeit, Afrika den Rücken zu kehren. Schon über ein ganzes Jahr treibe ich mich auf dem schwarzen Kontinent herum. Von seiner ursprünglichen Faszination hat er viel verloren, zumindest der Süden. So fiebere ich den neuen und hoffentlich aufregenderen Eindrücken in Australien entgegen.

Auch die Reiselaune ist mittlerweile zurückgekehrt und ich freue mich mächtig darauf, mehr vom fünften Kontinent, vom 'land down under' kennenzulernen! Vorbei die tristen Gedanken der Morokoto Lodge, vorbei die Zweifel am Allein-Reisen, vorbei die Tage, an denen ich zu nichts Lust habe. Vorbei, du erster Anflug einer Midlife-Crisis!

Neue Eindrücke, neue Herausforderungen, das ist das, wonach mir nach neun Monaten im südlichen Afrika der Sinn steht. Anders werden sie auf jeden Fall werden, die Eindrücke. Denn vor ein paar Tagen hat sich Dörthe entschlossen, mich die ersten zwei Monate zu begleiten. Mal sehen, ob ich mit ihr genauso gut zu Rande komme, wie mit Sabrina. Vielleicht sogar besser? Schließlich hatten wir schon drei Jahre zusammengelebt. Ob das von Vorteil ist?

Will ich über die Ereignisse der letzten vier Wochen berichten, muss ich mich gehörig anstrengen. Allzu viel hat sich nicht getan - aufregendes schon gar nicht!

Von der Morokoto-Lodge in Namibia nehme ich frühmorgens Abschied, um die letzten 160 Kilometer im Caprivizipfel hinter mich zu bringen. Hundert davon sind geteert, die letzten eine mittelmäßige Piste, die

mich zur Grenzstation an der *Ngoma-Bridge* bringt. Die siebzig Kilometer Piste zwischen den Grenzstationen führen dann durch den *Chobe-Nationalpark*, doch von Wild fehlt jede Spur. Dafür ist die Piste in hervorragendem Zustand, weil frisch gebaut. Schon kurz nach Mittag stehe ich an der Grenzstation zu Zim-babwe.

Den *Victoria-Wasserfall* kenne ich ja schon aus der Regenzeit. Inzwischen hat er sich mächtig verändert. Nun herrscht Trockenzeit und der Fluss führt nur noch einen Bruchteil des Wassers wie vor sechs Monaten. Man sieht zwar etwas mehr von den Felsen, über die er stürzt und von der Schlucht unterhalb des Falls, doch das Spektakel zur Hochwasserzeit ist weitaus beeindruckender! Selbst am 'Danger Point' direkt an der Abbruchkante bleibt das Hemd trocken.

Auch das *Bungee-Springen* ist nicht mehr so faszinierend wie beim ersten Mal, obwohl man zehn Meter weiter in die Tiefe stürzen kann, ohne aufzuschlagen. Doch ein US-Dollar pro Meter Fallhöhe erscheint mir übertrieben: die hundert US-Dollar kann ich mir sparen! Auch das *Raften* ist grausam teuer (85 US\$ pro Halbtagestour bzw. 95US\$ pro Tagestour) und ich beschließe, vor diesen touristischen Errungenschaften schnell wieder Reißaus zu nehmen. Früh sitze ich wieder auf dem Bock und rolle die grässliche, weil langweilige Teerstraße nach *Bulawayo*. Wie in den letzten Tagen fühle ich mich einsam und weiß nicht, was ich dagegen tun könnte. Kannte ich in den Jahren 'vor Sabrina' nichts anderes, so weiß ich nun, dass es auch anders geht - und dass es auch schön und vor allem interessant und unterhaltsam sein kann. Gerade dann, wenn wieder ein paar Hundert Kilometer dröger Teerstraße angesagt sind!

Selbst *Bulawayo* kann mich aus dieser Lethargie nicht retten. Dabei hatte ich mich auf der Hinfahrt schon sehr auf diese Stadt mit ihrem sehenswerten

Naturmuseum gefreut. Das Museum ist hochinteressant und lehrreich, doch mein Hirnkastl steht derzeit nicht auf Schulstunde. Eher auf Konversation und Kontakt.

Die Telefonate nach Deutschland schlagen auch fehl. Was hält mich dann noch hier? Also die Gasflasche füllen lassen und weiter gen Südosten, am Nachmittag ist wieder Grenze angesagt, die dritte innerhalb von vier Tagen.

Fünfhundert Kilometer, eine der längsten Tagesetappen Afrikas bringt mich nach *Pretoria*, wo ich auf dem bekannten *Joos Becker Caravanpark* fix und foxi in den Schlafsack falle. Vorbereitung auf *Australien* steht inzwischen in großen Lettern auf dem Programm: ein Fax an die *Barwi*-Leute in *Durban* sichert mir einen Platz auf dem Schiff, Broschüren über die Quarantäne-Bestimmungen von der australischen Botschaft erzählen, was ich alles nicht mitnehmen darf und ein Besuch in einem der wenigen Reisebüros klärt mich auf, dass vor Weihnachten die meisten Flüge schon ausgebucht sind!

Also flugs hinunter nach *Durban*, um zu regeln, was zu regeln ist. Die Vorahnung hat mich nicht betrogen, die ausgesuchten Billigflüge gibt's zur Hauptreisezeit nicht, die billigsten sind Cathay Pacific via *Hongkong* und die Singapore Airlines, jeweils mit ein bis zwei Tagen Aufenthalt beim Umsteigen – und entsprechend kostenintensiv!

Der Besuch bei den *Barwi*-Leuten verläuft dagegen ausgesprochen erfolgreich. Die Organisation scheint bestens zu klappen. Nur der Preis hat gehörig angezogen: anstatt fünfundsiebzig wollen sie nun neunzig US-Dollar pro Kubikmeter haben! 3400 statt der erwarteten 2800 Dollar. Plus ein paar Gebühren obendrauf! Also noch ein paar Worte mit dem Manager wechseln: „OK“, sagt der, „Fünfundsiebzig Dollar, wie vor einem halben Jahr vereinbart!“ Ob nicht noch ein bisschen

Rabatt drin wäre? Nach ein bisschen beratschlagen rundet er großzügig ab: Zweitausend US-Dollar Lump Sum!!! Hurra! Hurra! Hurra! Achthundert Dollar gespart. Das sind schon wieder viele Wochen Urlaub!

Hüpfenden Herzens statte ich auch dem Verschifungsagenten einen Besuch ab (der zieht gerade um, macht aber keinen schlechten Eindruck) und suche nach einem akzeptablen Campingplatz an der Küste, wo ich die Wartezeit absitzen kann. Doch an der Küste ist alles teurer und die Camps verlangen fünfzig bis siebzig Rand pro Nacht, bieten aber nichts Besonderes. Irgendwo muss sich doch etwas Billigeres finden lassen!

Der nächstgelegene liegt am *Midmar Dam*, hundertzwanzig Kilometer westlich von *Durban*, vor allem aber oberhalb der dunklen Wolkenschicht. Zwanzig Rand kostet die Nacht, die Toiletten sind sauber, der Camp herrlich und rund um einen künstlichen Stausee angelegt. Am Wochenende finden sich vielleicht zwei Dutzend Zelte, Boote und Caravans ein, doch unter der Woche bin ich der einzige Gast und genieße die paradiesische Stille.

Zwischendurch wieder Besuch unten in *Durban*: Ticket bezahlen und tags darauf abholen. Auch die Leute zu Hause wollen wissen, wie's mir geht, daher gibt's für alle einen Zwischenbericht über Afrika mit ein paar persönlichen Zeilen.

Auch Dörthe hat sich nun endgültig entschlossen, mich zu begleiten. Zwei Monate wollen wir zusammen reisen. Nur, wo es lang gehen soll, ist nicht so recht klar: sie will untenrum fahren, ich obenrum oder durch die Mitte! Wir werden einen Kompromiss finden müssen!

Hoffentlich klappt das auch so problemlos wie mit Sabrina. Aus der gemeinsamen Zeit habe ich Dörthe als offene, wenn auch etwas egoistische Frau in

Erinnerung. Doch Hauptsache, ich habe endlich wieder Ansprache und bin nicht mehr allein!

Zwischendrin sind Aufräumen und kleinere Reparaturen am Sandfloh angesagt. Zum Glück nichts Ernstes, aber für die weiten Strecken in Australien sollte er in Topform sein! Lieber heute als morgen würde ich verschiffen, die Warterei geht mir gehörig auf den Geist, aber es hilft ja nichts!

Inzwischen sind es nur noch fünf Tage und die letzten werden wie gewohnt in Flüge vergehen. Zumal ich noch eine ganze Liste von Dingen zu erledigen habe, die nur unten in Durban zu machen sind.

Vierter Teil

Australien

**Western Australia - Northern Territory -
South Australia - Victoria -
Tasmania - New South Wales - Queensland**

Erste Komplikationen

Geschafft! Der Sandfloh ist nach der Verschiffung heil angekommen, Zoll und Quarantäne liegen hinter mir, der neue Kontinent vor mir. Nur die Zulassung muss ich noch erledigen. Nur noch! Ich hoffe, da kommt nicht Größeres auf mich zu! Gleich morgen früh werde ich es angehen, um schnell in den Süden aufbrechen zu können. Ein Gutes hat Australien schon mal! Sonnenschein! Sonnenschein pur! Nach den Tagen endlosen Regens im Osten Südafrikas eine wahre Erholung!

Inzwischen ist auch Dörthe mit von der Partie und wir befinden uns mitten im Prozess des Zusammenraufens.

Zurück nach Südafrika.

Vom *Midmar Dam* breche ich sonntags auf, gerade rechtzeitig, um einen Triathlon rund um den See zu verpassen. Zur Abwechslung nehme ich nicht die dröge Autobahn nach *Durban*, sondern rolle nordöstlich durch eine abwechslungsreiche und recht afrikanische Landschaft mit tiefgrünen Wäldern auf den Bergen und gleichfarbigen Zuckerrohrplantagen an der Küste. Ein wahrlich fruchtbarer Landstrich! Kein Wunder bei dem Regen, den diese Ecke abbekommt. Kurz nach Mittag finde ich auf dem *Ballito*-Camp den letzten freien Platz und mache mich daran, die To-Do-Liste abzuarbeiten: Wäsche waschen! Nicht eben meine Lieblingsbeschäftigung, doch abends liegt alles pieksauber im Schrank. Montag dann in der morgendlichen *Rushhour* nach *Durban* hinein. Der Verkehr ist nicht besser als bei uns daheim, kein Wunder, gibt es hier doch so gut wie keine öffentlichen Verkehrsmittel.

Die restlichen Erledigungen gehen schnell von der Hand und wieder bleibt nur eins zu tun: Warten! Inzwischen hat das Wetter endgültig umgeschlagen und in

den nächsten Tagen vergeht kaum eine Minute ohne Nass von oben! Will mir Afrika etwa den Abschied erleichtern?

Die Papiere des Agenten sind rasch erledigt und Zoll und Hafenbehörde sind reine Formsache. Höchst erfreulich auch, dass der Hafenmeister den Wert des Sandfloh mit zehntausend Rand ansetzt, zehn Prozent des im Carnet de Passage veranschlagten Wertes. Darauf nämlich basiert die *wharfage*, die Hafengebühr, die nun neunzig - anstatt der erwarteten eintausend - Rand beträgt. Trotzdem summieren sich die Gebühren auf 1077 Rand (ca. 450 DM), die zu den 2000 US\$ Schiffskosten dazukommen.

Dann wieder Warten! Als der Himmel lichter zu werden scheint, putze ich flugs das Innenleben des Sandfloh. Kaum eine Stunde später schüttet es wieder und ich muss den Putzeimer wegräumen. Inzwischen tropft es schon durch die Abdichtung der Dachluke (Fehlkonstruktion, muss ich dringend verbessern). Alles, was zu tun bleibt, ist die Wäsche des Chassis, um in Australien keinen Ärger mit der Quarantäne zu bekommen. Doch es will und will nicht aufhören zu regnen! Erst als es gar nicht mehr anders geht, fahre ich zur Tankstelle, doch kaum bin ich zurück auf dem Camp, ist der Sandfloh wieder schmutzig wie zuvor.

Morgen früh muss ich startklar sein, gegen Mittag soll die norwegische TAKORADI einlaufen und schon vier Stunden später wieder abdampfen! Da muss alles wie am Schnürchen klappen! Folglich stehe ich brav um acht Uhr am Hafenschuppen, muss ein paar Zettelchen ausfüllen und dann wieder - Warten!

Gegen Mittag sagt man mir, dass es wohl doch zehn Uhr abends wird, bis das Schiff ankommt, kurz darauf wird die Ankunft auf den nächsten Morgen verschoben. Der nette Hafenmeister lässt mich im Sandfloh schlafen, so dass ich Hotel und Fahrerei sparen kann. Ja,

er bietet mir sogar die Küche und Toilette hinter seinem Büro an.

Zweifelnd trotte ich am andern Morgen zum Pier - und wahrlich, die TAKORADI hat festgemacht! Bis alles ausgeladen ist, wird es trotzdem später Nachmittag, ehe der Sandfloh in den Bauch des Schiffs rollt und seemännisch verzurrt wird. Von wegen vier Stunden Liegezeit!

Kaum fünf Minuten, nachdem der Sandfloh unter Deck verschwunden ist, hört schlagartig der Regen auf. Sogar die Sonne lugt hervor. Ein Hinweis mit dem Zaunpfahl? Der Vorarbeiter nimmt mich mit in die City, ich gönne mir einen heißen Tee und trolle zum Hotel, wo ich vorgestern schon die restlichen Utensilien deponiert hatte.

Die restlichen zwei Tage verbummle ich in *Durban*, bezahle die Überfahrt, doch nachhaltige Eindrücke wollen sich auch in letzter Minute nicht mehr einstellen.

Überpünktlich hebt am dritten Dezember der Flug nach *Singapore* ab. Über ein Jahr Fahrerei in Afrika liegen hinter mir und ein neuer Kontinent vor mir. Nach zwei Tagen Zwischenstopp in *Singapore* mit den üblichen Einkäufen setzt mich ein anderer Flieger mitten in der Nacht in *Perth* ab. Liegt es an der ungewöhnlichen Uhrzeit, an der Zeitverschiebung oder daran, dass ich schon zu lange unterwegs bin: das übliche Kribbeln, das mich gewöhnlich vor neuen Etappen überkommt, will sich nicht einstellen.

Ist das nun ein gutes oder ein schlechtes Vorzeichen?

Mit dem ersten Hahnenschrei geht's per Bus und Bahn nach *Fremantle*, der Hafenstadt von *Perth*, wo erneut Warten abgesagt ist, bevor ich am zwölften den Sandfloh vom Schiff bugsieren kann. Zehn Tage hatte er gebraucht, um über den Indischen Ozean zu schippern.

Nach ein paar Missverständnissen ist gegen Mittag auch der Zoll zufrieden (Carnet, Deklaration der 'personal effects', aber keinerlei Inspektion) und schon gegen zwei Uhr nachmittags habe ich den Stempel der Quarantäne in der Tasche. Wieder sind ein paar Dosen und offene Lebensmittel konfisziert worden. Na ja, irgendetwas müssen die Herrschaften ja finden. Außen gibt's trotz der Regenspuren von *Durban* nichts zu bemängeln und frohen Herzens hole ich mir die endgültige Ausfahrtsgenehmigung aus dem Hafen. Sieben Stunden zwischen Ankunft des Schiffs und Freigabe sind neuer persönlicher Rekord. Nun bleiben nur die Registrierung (einschließlich Versicherung) und der obligate 'roadworthy-Test' zu erledigen.

Inzwischen sind auch Fressalien und Trinkerei aufgebunkert, so dass unserer Abfahrt in die Weiten Australiens - fast - nichts mehr im Wege steht.

Was Dörthe, die ich am Flughafen noch freudig in die Arme geschlossen hatte, und Ihr Verhalten anbetrifft, so liegen Welten zwischen ihrem und dem von Sabrina. Habe ich von Sabrina in Erinnerung, dass sie sich nach anfänglichen Missverständnissen prima in meinen Reisealltag eingefügt hatte, so hegt Dörthe da ganz andere Vorstellungen: 'Alles' will sie sehen - und schnell soll's bitteschön auch gehen! Selbst unsere Ziele klaffen meilenweit auseinander: während sie vorwiegend am Meer entlang gondeln will, liegen meine Ziele eher im Landesinneren. Ihr wisst, welcher Wüstenfan ich bin. Sie wusste es genauso!

Vor allem tragen ihre Äußerungen einen ungewohnt negativen Unterton, ein emotionsfreies Gespräch ist kaum möglich. Laufend erzählt sie von früheren Reisen, zieht Vergleiche zu Kalifornien und erzählt mir, wie es Freunden von ihr ergangen ist. Grundlegende oder gar verbindliche Aussagen kann ich einfach nicht bekommen. Keine Antwort auf Fragen wie "Was willst du sehen oder erleben?", "Worauf sollen wir verzichten?"

oder "Darfs auch etwas Wüste sein?" Kein Zwiegespräch ist es, das wir führen, sondern Monologe über verwandte Themen. Noch sind wir keine drei Tage zusammen und schon schleichen sich erste Zweifel ein, ob es eine gute Idee war, sie mitzunehmen.

Ich kann nur hoffen, dass sie in den kommenden Tagen gelassener, toleranter und verbindlicher wird! Sonst sehe ich harte Zeiten auf uns zukommen.

Warum in aller Welt hatte ich sie überhaupt eingeladen?

Hätte ich mir nur das nicht angetan!

Endlich Pause. Redlich verdient habe ich sie mir! Seit *Fremantle* hetzen wir von einem Ort zum nächsten und für Ausspannen, geschweige denn Tagebuch schreiben finde ich null Muße! Dauernd will Dörthe weiter, Neues sehen und Neues erleben. Ich tue mein Bestes, nicht als großer Faulenzer dazustehen, doch meine Art des Reisens ist das nicht!

Überhaupt kann ich der Reiserei mit ihr nichts abgewinnen: einen einzigen Vorteil hat es: die Spritkosten halbieren sich, bei zwanzig Litern auf hundert Kilometer macht sich das schon bemerkbar! Doch was handle ich mir dafür ein? Die Stimmung an Bord ist gespannt, von guter Laune keine Spur! Mit ihren negativen Äußerungen, ja mit ihrer ganzen negativen Lebenseinstellung raubt sie mir den letzten Rest eigener Energie. Mit keiner Faser bereue ich es, dass ich mich - im richtigen Leben - von ihr getrennt hatte.

Dass ich sie ziemlich unverblümt eingeladen hatte, mit mir zu reisen, das verstehe ich selber nicht mehr. Nur der Einsamkeit in Afrika und dem massiven Durchhänger kann ich es zuschreiben! Sabrina hatte ja Hoffnungen geweckt, dass Reisen in Begleitung gar nicht so schlimm sei. Doch Dörthe macht diese Hoffnungen prompt zunichte. Ich bin so weit wie zuvor! Doch ich weiß, dass es auch anders gehen kann!

Erst vorgestern musste ich ihr gehörig den Kopf waschen: „Nimm deine Pfoten weg, deine schmutzigen!“ hatte sie mich bei einer Rast angeschrien, als ich nach ihrem Reiseführer greifen wollte. „Nicht in diesem Ton!“ fuhr ich dazwischen, denn solchen Tonfall muss - und will - ich mir nicht bieten lassen!

Inzwischen überlege ich fieberhaft, wo ich mich am besten von ihr trennen kann. Sie mitten im Outback

vor die Türe setzen, das hätte sie zwar verdient, aber es geht sich nicht an! Dass es eine Trennung für immer werden wird, ist sonnenklar!

Auch tagsüber treibt sie mich auf die Palme, wenn sie die durchdachte Ordnung im Sandfloh, die sich nach zwei Jahren eingestellt hat, einfach auf den Kopf stellt und alles besser weiß. Regelmäßig müssen wir auch mittags anhalten, um etwas zu Essen zu kochen, obwohl ich bei Temperaturen weit über dreißig Grad überhaupt nicht daran denken mag. Will sie mir zeigen, wie unentbehrlich sie ist?

Das Schlimmste aber ist, dass sie dauernd vorwärts drängt. Kein Platz ist ihr schön genug, ein paar Tage auszuspannen. Erst will sie nach Süden, nach *Port Augusta* und zu den *Karri*-Bäumen; dann nach Norden zu den *Pinnacles* und zu den Delfinen; dann weiter nach *Exmouth* zum Tauchen. Nach zwei Tauchgängen hat sie auch schon wieder genug! Dafür über zweitausend Kilometer im Sandfloh? Ich hätte ihr an die Gurgel springen mögen.

Doch nun wieder hübsch cool – und der Reihe nach!

In *Fremantle* ist noch immer Wochenende. Mit Bumeln und Sonnenbaden verträdeln wir die Zeit und meine Gedanken kreisen vorwiegend um den Sandfloh, seine Zulassung und die Versicherung. Montagmorgen ist das aber schnell abgehakt. Alle sind freundlich, wenn auch etwas zugeknöpfter, als ich's in Erinnerung habe. Doch sie wissen durch die Bank, was zu tun und welcher Knopf zu drücken ist. Vor zehn Jahren war das an gleicher Stelle noch ein rechtes Chaos gewesen!

Zur Feier des Tages gehen wir Essen - leckeren Fisch aus den lokalen Gewässern - und genießen den Blick über den erleuchteten Hafen. Nach einer letzten windigen Nacht auf dem Camp rollen wir schließlich gen Süden, über den *South-Western-Highway* und durch monotone Landschaft voller *blackboys* und *-girls*, voller Eukalypten und schnurgerader Straßen. Bei

Pemberton kraxeln wir die gewundene Leiter des *Gloucester Trees* hinauf und freuen uns über die Aussicht vom ehemaligen Feuer-Lookout über die umliegenden, endlos erscheinenden Karri-Wälder. Die äußerste Südwestecke Australiens erreichen wir bei *Augusta* und *Cape Leeuwin*, rollen die bekannte Cave-Road an der Küste entlang, besichtigen die *Juwel-* und die *Lake-cave* und finden eine Reihe landschaftlich schön gelegener Nachtplätze, von denen uns kein Ranger verscheucht.

Nach vier Tagen ist die Proberunde durch den Südwesten abgeschlossen und wir rollen wieder in *Perth* ein, um den Zoo und den King's Park zu besichtigen. Der erstere ist wirklich sehenswert: die Habitate der unterschiedlichen Tiere sind sehr wirklichkeitsnah angelegt, keine Käfige oder so. Bei den afrikanischen Elefanten, Giraffen und Zebras gibt's sogar eine alte Rangerstation mit einem verrosteten Landrover! Der King's Park beschert zwar nach wie vor die beste Aussicht auf *Perth City* mit seiner imposanten Skyline, doch die farbenfrohen Blumen im botanischen Garten sind verblüht und das Grün der Wiesen und Büsche trägt einen braunen Unterton. In *Perth* selbst gibt's keinen einzigen Campingplatz, auf dem Parkplatz im King's Park will man uns nicht haben und wieder bleibt nur der *Fremantle Village Camp*. Dort gibt's auch billigen Sprit (0,729 AUD/l.) und als wir drei Tage vor Weihnachten aufbrechen sind alle Tanks randvoll.

Den Weg aus *Perth* hinaus verpassen wir trotz neuester Landkarten, erreichen die *Pinnacles* (250 Kilometer nördlich) trotzdem schon am frühen Nachmittag, um sie im besten Licht auf Zelluloid zu bannen. Vergangenheit allerdings ist die Abgeschiedenheit und Einsamkeit dieser bizarren Landschaft: eine breite Teerstraße führt in den Nationalpark, die besten *look-outs* sind mit Busladungen voller Neckermann-Touris besetzt und Eintritt berappen muss man obendrein.

War die Straße bisher nur eintönig, wird sie nun noch eintöniger. Die Stunden vergehen, die Kilometer rattern nur so herunter, am Landschaftsbild ändert sich nichts. Ebene pur, von Horizont zu Horizont. Nichts, kein Hügel, kein markanter Baum, kein Haus. Nichts, woran sich das Auge festhalten könnte. Allenfalls alle fünfzig Kilometer eine einsame Tankstelle, ein Roadhouse und eine Bar. Westaustralien, wie es in keinem Reiseführer steht.

Zwei kurze Abstecher bringen uns an die Küste: der erste nach *Kalbarri*, der zweite nach *Monkey Mia*. Die Fotovoltaikanlage in *Kalbarri*, mehr noch die Anlagen, die wir nicht sehen, weil sie nicht vorhanden sind, vermitteln mir gleich zu Beginn einen Eindruck davon, wie Australier zu den erneuerbaren Energien stehen. Im Hinterkopf spukt ja noch mein Wunsch herum, hier sesshaft zu werden und zu arbeiten. Und was ich an einschlägigen Erfahrungen mitbringen kann hängt eben mit regenerativen Energien zusammen. Klimatechnisch wie im Hinblick auf die nutzbaren Flächen wäre Australien der ideale Ort, um sie großtechnisch zu nutzen. Doch die Aussies lassen lieber den Diesel tuckern, als sich mit den Vorzügen einer Fotovoltaik- oder Windkraftanlage anzufreunden.

So lauschen wir auch in der Weihnachtsnacht dem Getucker des Dieselgenerators auf dem Camp von *Monkey Mia*. Heiligabend gönnen wir uns Steaks und einen leckeren Nachtisch, danach liegen im Sandfloh kleine Geschenke unterm 30-Zentimeter-Weihnachtsbaum. Von festlicher Stimmung hingegen keine Spur. Kein Vergleich zum einsamen Weihnachten vor zehn Jahren (nicht weit von hier) oder zum Abenteuerweihnachten im Jahr zuvor drüben im zentralafrikanischen *Bangui!*

Was habe ich mir da nur aufgeladen?

"Kommen die Delfine auch feiertags, um gestreichelt zu werden?" Diese Frage hatte uns während der Fahrt

nach *Monkey Mia* beschäftigt. Nun sitzen wir seit Stunden am Strand und starren gespannt aufs Wasser. Doch von den lustigen und zutraulichen Tieren ist nichts zu sehen.

Schon wollen wir unsere Sachen zusammenpacken, als doch noch ein Rudel von fünf Tieren mit der charakteristischen Nase zum Strand geschwommen kommt. Ein Muttertier schwimmt da gemütlich mit ihrem Jungen (erst zwei Wochen alt, erzählt die Rangerin), beschützt von drei ihrer Artgenossen. Nachdem man sich gegenseitig ausgiebig bewundert hat, dürfen die Zweibeiner die Tiere mit Fischen aus dem Eimer der Rangerin füttern. Pünktlich mit dem Mittagsläuten ist das Spektakel auch schon vorbei, die Delfine ziehen sich in die Weite des Ozeans zurück und die Zweibeiner trotten mit einem zufriedenen Lächeln ins Hotel. Was bleibt, ist die Frage, warum die sonst doch so klugen Tiere die Gesellschaft des Menschen suchen? Sind es wirklich die zwei, drei Fische, die sie ergattern können?

Auch wir ziehen uns zurück, auch wir tragen ein Lächeln im Gesicht. Tiere zu beobachten ist doch immer wieder Labsal für die Seele. Was uns erwartet ist aber kein kühles Zimmer, sondern die nachmittägliche Hitze des Fahrerhauses. Und die Einsamkeit des Highways. Bei jedem erreichbaren Roadhouse schütten wir die kühlen Drinks literweise in uns hinein, bei Temperaturen um die vierzig Grad bringt auch das keine Besserung. Bei der trockenen Brise von Land und dem heißen Fahrtwind ist die Flüssigkeit schneller verdunstet als wir sie nachschütten können. Selbst die Einheimischen stöhnen über die ungewöhnlich hohen Temperaturen! Die Kilometer zwischen den Roadhouses ziehen sich endlos, 481 Kilometer stehen auch für den nächsten Tag auf dem Programm: von *Carnarvon* zur Nordspitze der *Cape Range Peninsula* - ein Kilometer langweiliger als der andere.

Dörthe aber will unbedingt zum Tauchen ans *Ningaloo Reef*. Dem *Barrier Reef* in Queensland soll es in Farbe und Fischreichtum ebenbürtig, nur lange nicht so überlaufen sein. Also buchen wir für 100 AUD drei Tauchgänge an den *Muiron-Islands* nördlich von *Exmouth*, gehen bei *Coral Bay* schnorcheln und erkunden die Schlucht des *Yardie Creek* im Süden des *Cape Range Nationalparks* zu Fuß.

Zum Ausspannen allerdings bleibt wenig Zeit! Zum Verweilen schon gar nicht! Dabei ist der Camp mit fünf Dollar wirklich erschwinglich und die Landschaft interessant. Doch wir hetzen weiter.

Silvester sind wir zurück in *Coral Bay*. Auf dem überlaufenen Camp dröhnt den ganzen Tag die Musik aus fünf Radios gleichzeitig, die Pullen voller Hochprozentigem werden herumgereicht und am Abend kann sich kein Aussie mehr auf den Beinen halten. Pünktlich um Mitternacht knallt auch unser Sektkorken und wir stoßen unter Tausend Sternen aufs Neue Jahr an.

Schon hat Dörthe wieder genug vom Tauchen: nach drei Tauchgängen und ein wenig Schnorcheln! Das war's, warum sie mit mir nach Australien wollte. Mir fällt die Kinnlade herunter! So viel Aufwand um drei läppische Tauchgänge! Das hätte sie anders billiger haben können! Das wirklich australische steht uns doch erst ins Haus! Der riesige Rest des Kontinents ist für sie aber nur noch Dreingabe! Na, wunderbar! Die besten Voraussetzungen für die strapaziösen Etappen, die uns bevorstehen!

Unser nächstes beziehungsweise mein nächstes Ziel sind die *Pilbaras*, ein niedriger Gebirgszug östlich von *Exmouth*. Sollte man lieber Hügelkette sagen? Die höchste Erhebung, der *Mount Meharry* ragt schlappe 1249 Meter in den Himmel. Interessanter sind die Einschnitte nach unten, die engen Schluchten, die die wenigen Flüsse in den mineralhaltigen Fels geschnitten haben. Früher baute man hier Asbest ab, das es in den

bläulichen Gesteinsadern reichlich gibt. Mitte der 60er-Jahre wurde die Produktion eingestellt und man ließ die offenen Minen einfach verkommen. So wimmelt es auch heute noch von Asbeststaub, insbesondere in *Wittenoom* und der *Yampire Gorge*. So sagen zumindest die riesigen Schilder, die davor warnen, das Auto zu verlassen oder auch nur das Fenster herunterzukurbeln.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt durch die offiziell gesperrte Schlucht erreichen wir in der größten Mittagshitze die *Dale Gorge*. Die Erkundung der Wasserfälle oder des erfrischend aussehenden Pools fällt allerdings der Unlust ebenso zum Opfer wie der Ausflug zum Vier-Schluchten-Lookout (*Red Gorge, Weona Gorge, Hancock Gorge* und *Knox Gorge*). Sind wir deshalb so weit gefahren?

Der Wetterbericht hält nur schlechte Nachrichten bereit. Der gesamte Norden des Kontinents stöhnt unter schweren Regenfällen. Eigentlich nichts ungewöhnliches, beginnt doch gerade die tropische Regenzeit. Sintflutartige Regenfälle sind da nun mal an der Tagesordnung. Doch dieses Jahr muss es schlimmer sein als je zuvor, *Townsville* im Osten Queenslands ist für Tage von der Außenwelt abgeschnitten. Selbst die *Katherine Gorge* im roten Zentrum steht zwanzig Meter (!) unter Wasser! Das gesamte Northern Territory meldet Land unter.

Genau das aber wäre mein nächstes Ziel gewesen: die *Kimberley Range* und der *Kakadu National Park* östlich von *Darwin*. Unter den Umständen ist daran nicht zu denken! Also müssen wir umdisponieren und unser Heil im Süden suchen. Den kenne ich zwar schon wie meine Westentasche, aber bei tropischem Regen auf überschwemmten Pisten nach Norden vorzustößen? Nein Danke!

Geht's also wieder Richtung Süden! Der gut ausgebaute und unerwartet abwechslungsreiche Great

Northern Highway bringt uns über *Newman* und das *Capricorn Roadhouse* nach *Meekatharra*. Der Abkürzer nach *Wiluna* über *Ned's Creek* und *New Springs* erweist sich als Vorgeschmack auf den bevorstehenden - oder drohenden? - *Gunbarrel-Highway*: Schlammflöcher, Flussquerungen, sintflutartiger Regen.

Noch einmal volltanken, bei der Polizei abmelden, dann ab auf den *Highway*. 1800 Kilometer im Osten, da warten der *Ayers Rock* und die *Olgas* auf uns. Es ist die längste Piste Australiens ohne jeden Stützpunkt. Eine der letzten großen Herausforderungen. Die Navigation stellt dabei kein Problem dar – es geht stur nach Osten -, doch die Piste wartet mit allen nur denkbaren Schikanen auf: Flussquerungen und Sandfelder, ebene Strecken, Gebirgspisten. Vor allem aber Wellblech.

Bei *Wiluna* empfängt uns noch einmal eine unerwartete Teerstraße, erst zwanzig Kilometern später fängt die Piste an. Als kleine Leckerbissen sind auf der Strecke bis *Carnegie* (344 Kilometer) fünf Dutzend Schlammflöcher, riesige Pfützen voller rotbraunem Wasser, ja sogar eine kurze Flussquerung (*Wongawol Creek*) eingebaut. Schon jetzt schaut der Sandfloh aus wie frisch von der Camel Trophy. Doch der richtige *Highway* fängt erst hinter *Carnegie* an: die Piste wird schmal, teils sandig, teils felsig, holprig und ein bisschen Wellblech. Die Landschaft, durch die sie führt ist einsam bis langweilig. Die Piste allerdings fordert dem Fahrer volle Konzentration ab, so dass für Ausblicke auf die Landschaft wenig Zeit bleibt.

Bei der abendlichen Inspektion stellt sich heraus, dass die obere Kühlerbefestigung gebrochen ist. Mit Alu-Winkeln und viel UHU improvisiere ich eine Halterung, die bis Adelaide halten muss. Auch der Kühler selbst verliert etwas Wasser, aber nicht tragisch.

Die richtig miese Piste kommt erst noch! Nach der *Numgali Claypan* und dem gleichnamigen Nationalpark

ist der Fahrspaß bis auf weiteres vorbei. Das Wellblech spannt sich über die gesamte Pistenbreite, kein gleichbleibender Rhythmus, keine Frequenz, auf die man sich einstellen könnte. An ein 'Überfliegen' ist nicht zu denken, im zweiten Gang kriechen wir in weniger als Schrittempo über die Unebenheiten.

Zweimal gehen mir auf den folgenden fünfhundert Kilometer die Nerven durch, ich drehe auf und versuche trotz allem zu 'fliegen'. Doch alles rappelt, wackelt und fliegt uns um die Ohren und am Sandfloh geht es auch nicht spurlos vorüber. Der Batteriekasten hängt nur noch an einer Schraube, die Halterungen des Dachgepäckträgers geben reihum den Geist auf und als Krönung bricht die vordere Kabinenaufhängung.

Abgesehen davon, schlägt sich der Sandfloh tapfer.

Die Fahrerei - oder besser die Kriecherei - geht an die Substanz. Die Kilometer, auf denen ich auf der Strecke von *Carnegie* nach *Warburton* passabel fahren kann, sind an einer Hand abzuzählen. Es ist eine Schinderei, mehr noch für uns als für den Sandfloh, den ich versuche, nach allen Regeln der Fahrkunst zu schonen. Um jeden Preis müssen wir ankommen! Jeden einzelnen Kilometer zählen wir ab. Hoffen darauf, dass es auf dem nächsten Pistenabschnitt besser wird. Meistens wird es nur schlimmer.

Abends, wenn ich die Augen schließe, geht die Schüttelei weiter. Der ganze Körper vibriert im ständigen Auf und Ab, die Muskeln wollen sich nicht entspannen. Morgens will ich gar nicht aufstehen, wenn ich nur an die Piste denke. Doch es hilft nichts! Langsam, mühsam und am Ende unserer Kraft erreichen wir *Steptoe's Camp* am *Heather Highway*.

Wir müssen links abbiegen. Ein letzter Schlag, dann gibt's kein Wellblech mehr, keine Felsen, keine Schlammflöcher. Vor uns liegen neunzig Kilometer ebener, frisch gebauter, wenig befahrener Piste. Doch auch die scheint dem Sandfloh nicht zu behagen, denn

nach fünfzig Kilometern geht ihm die Luft aus. Plattfuß vorne links, das Ventil ist abgerissen. In zwanzig Minuten ist das Ersatzrad montiert und wir schweben weiter über die traumhafte Piste bis *Warburton*.

Der nächste Fahrtag hält doch wieder jede Menge Wellblech bereit, diesmal von der kurzen, schnellen Sorte, die wir problemlos mit 60 bis 70 km/h 'überfliegen' können. Ab *Docker River* wird's aber wieder richtig übel! Der Verkehr nimmt zu und entsprechend schaut die Piste aus! Wellblech pur, insbesondere das langwellige, das uns besonders durchschüttelt! Meine Gedanken sind schon weit voraus auf der Teerstraße. Ich bin am Rande des Zusammenbruchs und muss mich zwingen, langsam zu fahren, um den Sandfloh nicht gänzlich in seine Einzelteile zu zerlegen.

Ein Seufzer der Erleichterung geht durchs Fahrerhaus - und wohl auch durch den restlichen Sandfloh - als wir gestern Mittag endlich, endlich wieder Teerstraße unter den Reifen haben und genussvoll zum Parkplatz an den *Olgas* rollen.

Es ist geschafft. Der *Gunbarrel Highway* liegt hinter uns. Die längste und abenteuerlichste Querung der *Gibson Desert*. 1800 Kilometer ohne nennenswerte Unterbrechungen. Eine Strapaze für Fahrzeug und Fahrer, die er eigentlich nicht wert ist. Will man um jeden Preis ins Outback, gibt's dazu landschaftlich interessantere Pisten, die besser zu fahren sind. Hätte ich noch einmal die Wahl, würde ich mit Sicherheit die andere Verbindung vorziehen, die *Great Central Road* von *Laverton* nach *Alice Springs*!

Krasser als auf dem Parkplatz an der *Olga's Gorge* kann der Unterschied zwischen Outback und Tourismus kaum sein. Eben noch in der endlosen, menschenleeren Einöde findet man sich plötzlich inmitten Hunderter lärmender Touristen wieder, ausgespuckt von einem Dutzend Reisebussen. Deutsche, japanische, italienische, ja sogar einheimische Sprachfetzen

wehen einem ans Ohr, trottet man den schattenlosen, heißen, neu asphaltierten 'Wanderweg' ins Zentrum der Schlucht entlang. Einer hässliche Aussichtsplattform bietet Gelegenheit fürs obligate Erinnerungsfoto.

Zwei Stunden später ist der Auflauf noch größer. Eine unübersehbare Schar lehnt an den Absperrungen und bestaunt den Sonnenuntergang am *Ayers Rock*, dem größten Monolith der Erde. Die versinkende Sonne taucht seine Westwand in gelbes, dann orangefarbenes, dann hellrotes, dann dunkelrotes Licht, ehe sie ganz hinterm Horizont verschwindet und nur eine große graue Wand zurückbleibt. VIPs sitzen an vornehmen Tischen mit weißen Tischtüchern und genießen das Schauspiel bei Champagner aus Kristallgläsern, Lachs und Krabbensalat. Für uns tun's eine Kanne Tee und Zwieback auf dem Dachgarten!

Der Camp in *Yulara* ist angenehm ruhig, ein Faultier-tag nach den Strapazen muss erlaubt sein, bevor ich den Reifen richten lassen muss und etwas auf Touripfaden wandern will, bevor es weiter nach *Alice Springs* geht, wo ich unter allen Umständen dem Kühler zu Leibe rücken muss.

Was Dörthe angeht, so haben wir unbemerkt Waffenstillstand geschlossen. Hat etwa die Piste jede Streitlust aus ihr herausgeschüttelt? Oder will sie nur nicht riskieren, mitten auf der Piste an die frische Luft gesetzt zu werden?

Die letzten Tage

Endlich allein!

In aller Herrgottsfrühe kann ich sie am Busbahnhof absetzen. Dörthe fährt eine Woche nach *Kangaroo Island* und gönnt mir eine Woche Atempause. Die habe ich dringend nötig! Daher schnell an den nächsten Strand rollen, fertigschlafen und die Dinge angehen, zu denen ich in Begleitung keine Muße habe.

Gestern ist Australia Day. 210 Jahre wurde die Nation alt und der Tag wird jedes Jahr mit Umzug, einer Kuchenschneidezeremonie und Feuerwerk gefeiert. In Sachen Feuerwerk sind die Aussies ja echte Weltmeister! Zwanzig Minuten lang löst ein Himmelspektakel das andere ab, alles durchkomponiert bis ins feinste und mit irrsinnig interessanten Effekten. Das Ganze begleitet von Musik, die eigens zu diesem Anlass komponiert wurde und aus Hunderten von Kofferradios der Zuschauer tönt.

Die Zuschauer sind die zweite Attraktion. Ich schätze mal: an die hunderttausend verfolgen das Spektakel - die halbe Einwohnerschaft *Adelaides*. Alle sitzen gemütlich auf dem Rasen des *Bonython Parks*, haben Wein, Bier, 'was zum Essen und zum Lesen dabei und genießen ein entspanntes Picknick im Park. Kein Gedränge, kein Gewusel, keine Randalen. Und Mädels! Zu Hunderten und in gewaltiger Überzahl. Allenthalben stehen Trauben junger Frauen beisammen, flanieren durch die Reihen oder kokettieren mit den Zuschauern. Alle haben scheinbar das knappste Oberteil, die engsten Röhrenhosen und den kürzesten Mini ausgesucht. Sind das etwa *Cheerleader*, die die Stimmung anheizen sollen? Oder die Heiratskandidatinnen der Landjugend?

Was abends das Picknick für die Jungen ist, das ist morgens die Parade für die Betagteren. Einundzwanzig Schuss Salut und zwei erfrischend kurze Ansprachen läuten die Parade durch die *King William Street* ein. Dann paradiere Dutzende farbenprächtig geschmückter Showgruppen und Vereine an der Oberbürgermeisterin – der einzigen Frau Australiens auf diesem Posten – und dem Gouverneur vorbei und lassen sich vom gemeinen Volk bestaunen. Das Aufgebot ist nicht sonderlich zahlreich, doch nett gemacht und ausgesprochen fotogen!

Neben einer deutschen Gruppe präsentieren sich die Chinesen und Spanier besonders eindrucksvoll. Feuerwehr und Polizei fehlen ebenso wenig wie Krankenschwestern, Veteranenautos und Kamele. Alles winkt und schwenkt australische Fähnchen! Jeder ist stolz, Aussie zu sein und den Geburtstag des Landes zu feiern.

Gerade rechtzeitig waren wir in *Adelaide* eingelaufen.

Der Weg von *Yulara* durch die *Simpson Desert* war nicht weniger herausfordernd gewesen als die Piste von Westaustralien herüber. War's vorher der Pistenzustand, der mich abends erschöpft ins Bett fallen ließ, so sind's nun die emotionalen Spannungen, die mir jede Kraft rauben. Obwohl Dörthe meinen Wunsch, uns frühzeitig zu trennen, gelassen aufnimmt, zerren ihre Bemerkungen weiter am Nervenkostüm. Nur allein im Fahrerhaus sitzend kann ich halbwegs entspannen.

Noch immer schlage ich drei Kreuze, dass ich damals einen Schlussstrich unter unsere Beziehung gezogen hatte und auch in Westaustralien, als sie mir wieder näherkommen wollte, standhaft geblieben war. Sabrinas Rezept bewährt sich also ganz gut: "Keine emotionale Nähe aufkommen lassen!" So kann ich nun ohne Herzeleid wieder meine Einsamkeit genießen. Oder besser, mein Alleinsein. Und meine Ordnung. Wenn das kein Grund zum Feiern ist!

Die große Sause werde ich allerdings auf Montag vertagen, wenn Dörthe endgültig im Bus nach *Melbourne* sitzt. Bis dahin möchte ich die ausstehenden Arbeiten am Sandfloh erledigt haben, sodass ich wirklich unbeschwert gen Osten rollen kann - um hoffentlich das Reisen wieder zu genießen.

Über den Weg von *Yulara* herunter gibt's nicht viel zu berichten. Nach einer schnellen - und wie sich später herausstellt, stümperhaften - Reifenreparatur rollen wir auf dem schnellen *Lasseter Highway* nach Osten, im Süden grüßt der markante *Mount O'Connors*, ein uralter Tafelberg und vor uns ziehen sich dicke Gewitterwolken zusammen. Am *Stuart-Highway*, der großen Nord-Süd-Verbindung durch den Kontinent angekommen, biegen wir nach Norden ab und wenig später haben uns die Wolken voll erwischt. Am *Finke-River* finden wir bald einen netten Nachtplatz und bestaunen das Spektakel der Blitze, die aus den finsternen Wolken zucken. Die Wolken scheinen um uns zu kreisen und heftige Donnerschläge reißen uns aus dem ersten, mühsamen Schlaf. Der Regen, der sich anschließt ist nicht halb so gewaltig, wie die Wolkenberge angedroht hatten. Nur wenige dicke Tropfen erreichen tatsächlich den Boden und der Sandfloh muss weiter auf seine Wäsche warten.

Durch die markante Schlucht des *Todd-River* erreichen wir anderntags *The Alice*. Zu Dörthes Unmut stehen natürlich die Arbeiten am Sandfloh zunächst im Vordergrund: Kühler, Kabinenlager und Lüfter will ich gerichtet haben, bevor wir uns auf Touripfaden begeben. Die Warterei in der Werkstatt ist ihr zuwider und Zoff hängt in der Luft. Aber der Sandfloh ist bald wieder fit.

Alle Touris in *The Alice* fahren nach Westen; folglich fahren wir nach Osten, in die *Eastern Mac Donnells Range*. Dort lockt nicht nur die gleiche grandiose Landschaft wie im Westen, sondern obendrein die

ehemalige Goldgräberstadt *Artlunga* und die *Ruby Gorge*. Die *Ruby Gorge* habe ich dann aber vorzeitig ab, da die holperige Piste zu der versteckten Schlucht gar nicht nach meinem respektive dem Geschmack des Sandfloh ist. Einsamkeit hin, Einsamkeit her! Wieder 'mal ernte ich wenig Verständnis für meine Entscheidung.

Anschließend geht's doch in den Westen, wir loggen uns im Nationalpark der *Ormiston Gorge* ein, an Schlaf aber ist kaum zu denken, denn das Quecksilber zeigt gegen Mitternacht noch 35 Grad. Der Wecker klingelt viel zu früh und nur widerwillig machen wir uns auf die dreistündige Wanderung durch die Schlucht, von hinten über den *Pondwalk*. Die morgendliche Kühle macht das Laufen erträglich und in der Schlucht überraschen wir eine ganze Familie von *Wallabys* beim Frühstück. Kurz vor zehn stehen wir wieder am Sandfloh und dicke Schweißperlen rollen von der Stirn.

Zum ersten Mal seit Wochen sind wir uns einig: weg aus diesem Backofen! Die Hitze zerrt an den Nerven und der fehlende Schlaf hilft dem Hausfrieden auch nicht gerade. Also wieder ins Fahrerhaus schwingen, Stein aufs Gaspedal und ab nach Osten. In *The Alice* dann rechts ab und weiter nach Süden. Der *Stuart Highway* bringt uns gut voran und die dicken Wolken des Abends erwischen uns erst nahe der Grenze zu Südaustralien. Endlich fällt das Thermometer und am andern Morgen ist es richtiggehend kalt: 25 Grad! Die Landschaft ist wenig beeindruckend, um nicht zu sagen langweilig. Kilometer um Kilometer spult der Sandfloh ab und ich bin froh, dass alles wieder in Ordnung ist. Wenn hier draußen etwas passiert, nicht auszumalen ...

Fünfundzwanzig Kilometer vorher kann man sie schon sehen, die Maulwurfshügel von *Cooper Peddy*. Schneeweiß heben sie sich vom schmutzig braunen Untergrund ab und zeugen vom Reichtum dieser gottverlassenen

Gegend. Neunzig Prozent der Weltproduktion kommt aus Australien und die Hälfte davon aus *Cooper Peddy*. Ein wahres Eldorado für Abenteurer. Opale heißt das Zauberwort.

Die meisten 'Digger' wohnen in gemütlichen und gut eingerichteten 'Dugouts'. Das sind unterirdische Behausungen, mit einfachsten Mitteln aus dem weichen Untergrund herausgeschabt, den Höhlen in Kappadokien nicht unähnlich. Heizung und Klimaanlage kann man sich unter der Erde sparen, angenehme Temperaturen herrschen das ganze Jahr über und die Höhlen sind weit billiger zu bauen als überirdische Häuser. Richtig reich allerdings wurde in den letzten Jahren keiner der Opalsucher, die meisten gehen einem ganz normalen Job nach, von dem sie leben und mit dem sie ihr kostspieliges Hobby finanzieren.

Doch wenn man einen 'richtigen Stein' gefunden hat, ist der viel Geld wert. Die Touris kommen in Scharen, um welche zu kaufen. Auch uns bleibt die Qual der Wahl nicht erspart. Nach eineinhalb Tagen Zögern entscheide ich mich für zwei nette, unbearbeitete Felsbrocken für 400 AUD. Für das gleiche Geld kauft sich Dörthe zwei klitzekleine Steinchen für die Ohrringe.

Zum ersten Mal seit Jahren muss ich bezahlen, um gutes Wasser bunkern zu können. Das kostbare Nass in *Cooper Peddy* muss nämlich über fünfzig Kilometer weit aus einer artesischen Quelle herangeschafft und aufwändig aufbereitet werden, bevor es trinkbar ist. Zwanzig Cent für vierzig Liter Wasser sind da nicht übertrieben und das Wasser aus der Umkehrosmoseanlage schmeckt wirklich gut. Bald sind alle Kanister wieder randvoll.

Weder Sonnenunter- noch -aufgang an dem farbenfrohen Felsabbruch zwanzig Kilometer nordöstlich von *Cooper Peddy*, genannt *The Breakaways* sind so spektakulär wie versprochen, doch die Nacht ist ruhig und vergleichsweise kühl, bevor wieder eine lange Fahrerei

durch das Raketen- und Waffentestgelände von *Woomera* angesagt ist.

Am Horizont grüßt der Bergzug der *Flinders Ranges* und kündigt vom nahen Ende der *Simpson Desert*. Nur langsam rückt er näher, bis wir in *Port Augusta* Meer und Berge gleichzeitig erreicht haben und mit einem Schlag in der Zivilisation landen. Am 22. Januar rollen wir schließlich in *Adelaide* ein und suchen in *Glenelg* einen Campingplatz, der zwar sauber und bezahlbar ist, jedoch auch irgendwie einengend. Über ein gemütliches Camp in der Wüste geht eben nichts!

Am ersten freien Tag seit *Yulara* will Dörthe die Umgebung erkunden und schon rollen wir wieder zweihundert Kilometer durch die Gegend, ins *Barossavalley* und nach *Hahndorf*, einer Hochburg deutscher Gemütlichkeit. Selbst die Weingüter dort sind wenig beeindruckend und abends sind wir beizeiten zurück, um das Konzert und das Feuerwerk am Vorabend des *Australia Day* nicht zu verpassen.

Tagsüber ist es angenehm warm und nachts kann ich erholsam schlafen! Nicht nur der Temperaturen wegen.

Erholung von harten Tagen

Schon wieder ist ein Monat ins Land gezogen! Ich muss mich gehörig anstrengen, um die Eindrücke wieder auf die Reihe zu bekommen.

"Endlich allein!" Ein zweites Mal konnte ich das sagen, als ich Dörthe endgültig am Busbahnhof von *Adelaide* abgeladen hatte. Nach dem Abstecher nach *Kangaroo Island* hatte ich sie am Sonntagabend an der Fähre abgeholt und wir waren noch eine Nacht nebeneinander im Sandfloh gelegen, ohne dass wir uns viel zu sagen hatten. Ist schon eigenartig! Der endgültige Abschied am nächsten Morgen war frostig gewesen. Dabei sehnte ich mich nach wie vor nach Begleitung - aber nicht die ihre! Ihr Negativismus macht mir das Leben schwer und den Rest der Reise will ich nicht von einem Seelentief ins nächste taumeln. So haben sich unsere Wege getrennt. Für immer, wie sich später herausstellen soll!

Die altbekannten, gezackten *Grampians* sind mein nächstes Ziel. Der passende Ort, das seelische Gleichgewicht wiederzufinden. Diesmal nähere ich mich durch die kalte Küche, von der flachen Seite, wo sie weit weniger spektakulär aussehen. Doch nach so viel Ebene und Agrarlandschaft sind sie eine wahre Augenweide: das dunkle Grün der Eukalypten, das Grau der bizarren Felsen und das Blau des *Lake Bellfield*. Ab und zu ein kleiner Wasserfall (*Mc Kenzies* Wasserfall) oder kleine Bächlein, zu mehr reicht's in dieser Trockenzone des westlichen Weizengürtels nicht.

Schmale wenig befahrene Quersträßchen bringen mich zügig zurück zur Küste, zur *Great Ocean Road*. Doch so great ist die *Ocean Road* gar nicht mehr, eher schmal, kurvenreich und unübersichtlich. Dafür herrscht jede Menge Verkehr! Die Landschaft ist

grandios wie vor zehn Jahren, auch wenn sich einiges verändert hat: Felsbögen sind eingestürzt, andere wurden ausgewaschen und die ganze Küstenlinie ist ein paar Zentimeter nach Norden gewandert. Durchschnittlich zwei pro Jahr. Die Aussichtsplätze sind nun alle eingepfercht, die Pfade geteert oder mit Bohlen belegt und nur an zwei Stellen kann man ans Meer hinuntersteigen. Das Ganze ist ausgesprochen touristisch geworden, trotz der frühen Morgenstunde muss ich die Aussichtspunkte mit Insassen aus einem halben Dutzend Busse teilen.

Wieder und wieder schweifen meine Gedanken zurück zur Befahrung vor zehn Jahren, als ich genau hier mein weibliches Spiegelbild - Ariani - getroffen hatte. Was hat sich inzwischen nicht alles getan? Welche Veränderungen hatte die Reise damals doch bewirkt? Werde ich diesmal auch als neuer Mensch zurückkommen?

Das Wetter ist stürmisch, die Küste gischtumtost und wenig fotogen. So biege ich bald links ab, um auf dem schnelleren *Princess Highway* nach *Melbourne* zu düsen.

Solange ich in den Stadtgrenzen von *Melbourne* bin, fühle ich mich irgendwie nicht wohl. Es ist wie verhext, hier in der Zivilisation der zweieinhalb Millionen Metropole ist einfach kein brauchbarer Nachtplatz zu finden - da hilft die ganze Overlander-Erfahrung nichts. Auf dem ersten Platz quietscht die Straßenbahn, dass an Schlaf nicht zu denken ist; auf dem zweiten dröhnt die Musik der Autonachbarn so laut, dass ich spätabends noch umziehen muss; auf dem dritten kontrolliert mich morgens die Polizei und abends verscheucht mich der Ranger. Kann ich denn nirgends in Ruhe parken?

Die Tage dazwischen sind nicht wesentlich erbaulicher. Trotz der zahlreichen Parks und Grünanlagen hat die Stadt wenig Flair. Die Menschen hasten zur Arbeit und zurück, an für ein Gespräch scheint keiner Zeit zu

haben. So ganz anders als *Adelaide* geriert sich *Melbourne*, geschäftiger, hektischer, unpersönlicher. Doch in der Stadt ist einiges zu erledigen, von der kapputten Hupe bis zum Ticket für die Fähre nach *Tasmanien*.

An die Abklärung der Verschiffungsmöglichkeiten nach Europa aber will ich mich partout nicht heranmachen. Würde es doch das Ende der Reise bedeuten - zumindest im Kopf. Die Aufgabe meiner Karrierepläne für Australien. Und wieder einen immensen Aderlass. Flugs vertage ich das Thema auf die Zeit nach *Tasmanien*.

Erst einmal muss ich weg von den Menschen. Gleich hinter *Melbourne* nimmt mich die Landschaft des *high country* in Empfang. Im wüsten Zickzack geht es um Seen und Bergketten herum; immer wieder einen Pass hinauf und drüben wieder hinunter; meist auf gut geschobenen Schotterstraßen. Oben gelegentlich mit einer herrlichen Aussicht garniert, doch meist geht's durch dichte Eukalyptus- und Fichtenwälder. Die *Great Alpine Road* führt mich zum höchsten Skidorf Victorias - *Mount Hotham* - das einen ähnlich widerwärtigen Eindruck macht wie *Lac du Tigne* in Frankreich. Jetzt im Sommer wird überall gebaut - neue Chalets und neue Liftanlagen, ja sogar die Landschaft wird umgemodelt, um den Gästen steilere und längere Abfahrten zu bieten. Das Ganze mittendrin im Naturpark des *Mount Kosciusko*! Wo bitte bleibt da die Natur?

Ein paar Kilometer weiter talwärts lockt ein winziges Schild *Victoria Falls - Picnic and Camping Area*. Dieser ruhige Platz wird mein Rückzugsort, mein ganz persönliches MOUNTAIN RETREAT für die nächsten Tage. Fünf Kilometer entfernt kann man die Überreste eines Wasserkraftwerks aus der Jahrhundertwende besichtigen - außer ein paar Betonmauern ist aber nicht viel geblieben. Doch die Gegend ist herrlich, hügelig, zwei

kleine Flösschen, einsam - aber nicht zu einsam - und mein Geist schwingt auf der richtigen Wellenlänge.

Vier Tage lang vergnüge ich mich hier nach Strich und Faden, frühstücke jeden Tag im Freien, gehe ausgiebig spazieren, um meine Gedanken zu sammeln und überlege, wie ich meine Biographie gliedern könnte, die zu schreiben ich anfangen möchte. Eine bunte Mixtur aus bizarrer Rahmengeschichte und persönlichen Retrospektiven sollen darin Wünsche, Gedanken und Entwicklungen seit der frühen Kindheit aufzeigen.

Dass die Retrospektiven nicht zu kurz kommen, kann ich nur hoffen, denn die Fantasie hier oben schlägt wahre Purzelbäume. Seite um Seite füllt sich der Bildschirm mit Geschichten und Anekdoten, zwischendrin gibt's ab und an Besuch, die üblichen Fragen nach Woher und Wohin. Ich fühle mich blendend und könnte die ganze Welt umarmen. Ein paar Tage Alleinsein sind mit Gold nicht aufzuwiegen!

Am Montag regnet es in Strömen, als ich meine Zelte - und Gedanken - abbreche, um zum *Mount Kosciusko* zu rollen, dem höchsten Berg des fünften Kontinents. Mit einem Auge halte ich Ausschau nach Orten für weitere Inspirationen, doch es findet sich nichts. Nach einer kalten Nacht komme ich gerade rechtzeitig, um die *Snowy Mountains* tatsächlich schneebedeckt zu finden - mitten im Februar, mitten im Hochsommer! Ein herrlicher Anblick, wenn man von Westen kommt: unten das saftige Grün des *Murray Tals*, darüber schroffe, abweisende, aber noch immer bewaldete Berghänge und oben die schneebedeckten Höhen des *Kosciusko-Massivs*. Das mehr ein Hügelrücken ist denn ein Bergmassiv!

Serpentine um Serpentine geht's von dreihundert Metern Seehöhe auf 1500 Meter hinauf, dann ist *Thredbo Village* erreicht, ein Ski- und Erholungsdorf wie *Chamonix* - mit ähnlich wenig Charme! Die Infos zur

Bergtour sind schnell eingeholt und der Rucksack für den nächsten Tag ist noch schneller gepackt.

Die Gondel des Sessellifts trägt mich zur schlimmsten Bergtour meines Lebens, seither heißt der *Mount Kosciusko* nur noch *Mount Kotzko*. Zum Kotzen nämlich ist nicht nur den Preis für den Sessellift (zwanzig Mark rauf und runter), sondern vor allem der Wanderweg, ja sogar der Gipfel selber!

Der Wanderweg ist ein so genannter *elevated walkway*, ein zwei Meter breites Metallgitter auf Stelzen, einen halben Meter über dem Boden gelegen, um die Vegetation zu schützen. Von Bergwandern - auch im weitesten Sinn - kann keine Rede sein! In sanftem Auf und Ab werden lächerliche zweihundert Höhenmeter bezwungen! Schließlich landet man auf einem betonierten Parkplatz unterhalb des Gipfels und eine breite Straße führt direkt auf den Gipfel!

Welch eine heroische Leistung - die Besteigung des höchsten Berges Australiens - auf der Straße. Kaum habe die Gipfelbrotzeit ausgepackt, da rattern die Baumaschinen los und verbreiten Lärm und Gestank - Gipfelidylle a la Australien! Im Nu ist die Brotzeit weggepackt und die die Flucht ins Tal ergriffen. Der höchste Punkt Australiens kann mir gestohlen bleiben! Ein für alle Mal!

Weit idyllischer gestaltet sich der Abendspaziergang am *Thredbo River* entlang zur *Bullock's Hut*, die meiner Fantasie wieder gehörig einheizt.

Geplant war die weitere Strecke über *Cooma*, den *Monaro Highway* nach Süden und zurück nach *Melbourne* - siebenhundert Kilometer, auf die ich keine sonderliche Lust verspüre. Fast instinktiv biege ich am *Lake Jindabyne* nach Süden ab. Prompt wird die Landschaft abwechslungsreich und interessant, die Piste klettert bis zur Wasserscheide hinauf, um dann steil und serpentinenspickt ins Tal des *Snowy River*

hinabzutauchen. Die Gegend könnten einem Bildband über Kanada entstammen!

Hoch oben windet sich die schmale Straße entlang, verliert nur langsam an Höhe, während sich unten der Fluss seinen Weg durch ein Felslabyrinth sucht. Immer wieder eröffnen sich fantastische Ausblicke in dieses malerische, abseits gelegene Tal. Früher muss der *Snowy River* ein mächtiger, reißender Fluss gewesen sein. Doch seitdem in den Fünfzigerjahren sein gesamtes Wasser nach Westen umgeleitet wird, um Bewässerungsanlagen im sogenannten Weizengürtel zu speisen, ist er jedoch zu einem kleinen Bach verkommen, in dessen *Rockpools* man kaum bemerkt, dass er überhaupt noch fließt.

Viel zu schnell liegt *New South Wales* hinter mir und ich rolle wieder auf viktorianischen Straßen der Küste entgegen. Bemerkenswert bleibt ein kurzer Halt in *Suggan Buggan*, einem Minidorf, das ein historisches, hölzernes Schulhaus für die fünf (!) Kinder des Ortes vorweisen kann. Das kleinste Schulhaus, das ich je gesehen habe.

Bald hat mich die Zivilisation wieder - diesmal in Form des östlichen *Princess Highways*, abends lande ich in *Lakes Entrance*, einer Ferienstadt an der Mündung einer Lagune. Herrliche Lage, nur eben Zivilisation! Schon fangen die Probleme mit der Wahl eines ungestörten Nachtplatzes wieder an. Fast widerwillig rolle ich weiter gen Westen, um die Fähre nach *Tasmanien* zu erreichen.

Auf der Überfahrt, die problemlos, ja komfortabel vonstattengeht, plagen mich schwermütige Gedanken, die erst verschwinden, als ich sie um vier Uhr morgens zu Papier bringe. Schon die vergangenen Tage hatte ich zu nichts Lust. Sogar meine für gewöhnlich unerschöpfliche Fantasie schien am Ende zu sein. Kenne ich solche Gedanken nicht aus Namibia? Höchste Zeit für einen Tapetenwechsel!

Der kommt auch gleich nach der Landung in Tasmanien. Der Anlegehafen *Devonport* liegt rasch hinter mir und ich rolle an der Nordküste entlang. In *Burnie* finde ich alles auf meiner Einkaufsliste, und am frühen Nachmittag sogar den Strand von *Sisters Beach*, wo ich am Strand spazieren gehe, bis die Fliegen lästig werden.

Durch eine herrliche, hügelige, ja bergige Landschaft rolle ich zum *Cradle Mountain*, der wundervoll inmitten einer Reihe von Gletscherseen liegt - und tatsächlich wie ein richtiger Berg aussieht. Kein zweiter *Mount Kotzko!* Zum Warmlaufen erklimme ich einen der umliegenden Vorberge, die Landschaft ist zum Wandern wie geschaffen.

Ob ich hier wieder Kraft und Ideen schöpfen kann? Morgen jedenfalls werde ich den richtigen Berg hinaufklettern!

Wirklich am Ziel?

Schon wieder ein Monat vorbei, ohne dass sich Spektakuläres getan hätte. Manchmal denke ich, dass zu Hause eine Menge mehr los ist als hier unten. Doch ist es nicht das, was ich unternehme, was zählt. Das wäre daheim wohl auch nicht viel interessanter.

Obwohl, die vergangene Woche hatte es ganz schön in sich! An dieser Stelle darüber zu berichten, würde allerdings zu weit führen! Darüber gibt's ein eigenes Kapitel. Die Vorbereitungen dazu und die eigentliche Durchführung halten mich zwei volle Wochen in *Melbourne* fest.

Zeit genug, auch die Möglichkeiten auszuloten, den Sandfloh zu verschiffen. Denn auch das hat sich beim Nachdenken in den Bergen herauskristallisiert: ein Arbeiten in *down under* wäre nicht nach meinem Gusto. Um jeden Preis möchte ich weiterhin im Bereich der regenerativen Energien arbeiten. Und da ist Australien nun mal eher das Schlusslicht! Auch mit dem Hier-Leben ist das so eine Sache. Reizen könnte mich allenfalls ein Leben im Outback, in der Wüste. Jobs allerdings gibt es dort eher wenige, von Viehtreibern mal abgesehen. Bleibt nur die Rückkehr in die alte - und neue - Heimat! Dabei möchte ich in jedem Fall den Sandfloh mitnehmen, eröffnet er mir doch zumindest die winzige Chance, auf Zeit auszubrechen! Heißt: der Sandfloh muss zurück nach Europa schwimmen!

Die Preise sind gesalzen, aber nicht so horrend wie das, was mir in *Fremantle* angeboten worden war und was mich seither nur mit Gruseln an die Verschiffung hatte denken lassen. Deshalb muss ich mich auch schier zwingen, zum Hörer zu greifen, die Schifffahrtslinien abzuklappern und Angebote einzuholen. Schnell wird aber klar, dass die Verschiffung von *Melbourne*

aus weit billiger sein wird als von *Perth* aus. Trotz des längeren Wegs. Die Würfel aber sind noch lange nicht gefallen.

Zurück nach *Tasmanien*.

Der *Cradle Mountain* ist wirklich attraktiv. Nach einer kurzen Eingetour geht's am 26.02. zur Sache. Ich fühle mich fit und wohl wie seit Wochen nicht mehr. Kaum sendet die Sonne erste Strahlen über den Horizont bin ich auf den Beinen, der Pfad ist angenehm, nicht zu steil, aber auch nicht so flach wie am *Mt. Kotzko*. Einen kurzen Regenschauer sitze ich in einer kleinen Hütte aus und steige bald den steiler werdenden Pfad nach oben. Je näher ich dem Gipfel komme, desto mehr brauche ich Hände und Füße, der Gipfel selbst ist richtig felsig, aber mit den Alpen kaum vergleichbar. Wenigstens nicht so enttäuschend wie der *Mt. Kotzko*. Auf dem weiteren Weg kann ich auch die andere Seite des Berges unter die Sohlen nehmen - dort ist auch keine Menschenseele mehr zu treffen. Der Rest ist rechte Hatscherei, bevor ich den Abstieg zum See und zum Parkplatz angehen kann. Alles in Allem eine gelungene Tour, die mir Tasmanien in guter Erinnerung behalten lässt.

Weiter geht's Richtung Südwesten, nach *Strahan*. Der Regenwald an der Westküste der Insel bildet einen krassen Gegensatz zu dem, wofür Australien gemeinhin berühmt ist, nämlich Wüsten und Trockenheit. So richtig 'urwaldig' und interessant aber wird das Grün erst, wenn man es auf mehrtägigen Touren erwandert. Doch dazu will ich mir keine Zeit nehmen, zumal das Wetter extrem wechselhaft ist. Wandern im Regen ist nicht mein Ding!

Die Ausflugsfahrten auf dem *Gordon River* sind ab 40 AUD zu haben, bieten mir aber für einen halben Tag zu wenig, die Ganztagestouren sind mit 90 AUD zu teuer. So rolle ich nach einer stürmischen Nacht durch den *Franklin River Nationalpark*, der mich - vermutlich

wegen des regnerischen Wetters - wenig beeindruckt. Wirklich lustig hingegen ist der Besuch eines *Tasmanischen Teufels* in der Nacht zuvor. Gegen zwei Uhr morgens höre ich tippelnde Schritte auf dem Dach und schaue neugierig aus dem Fenster. Da klettert eines dieser possierlichen Tierchen auf dem Heck des Sandfloh herum - zehn Zentimeter vor meinen Augen, nur durch die Scheibe getrennt. Selbst als ich ihm mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchte, bleibt das Fellbündel mit den Knopfaugen hocken und ich kann es einige Minuten lang studieren, bevor es sich langsam von dannen macht. Eine Begegnung der unvergesslichen Art!

Der nächste bemerkenswerte Halt ist *Hobart*, die historische Hauptstadt *Tasmaniens*. Vorher quäle ich den Sandfloh noch auf den *Mount Williamson* (1235 m) hinauf, von dem man einen fantastischen Blick auf die Küste mit Tausenden von Inselchen und Halbinselchen hat. *Hobart* selber ist nett, klein und überschaubar. Von den in den Prospekten angepriesenen 'historischen' Gebäude haut mich allerdings keines vom Hocker, sind die ältesten doch nicht einmal zweihundert Jahre alt! Der Fotoapparat hat nicht viel zu tun.

Zum Geburtstag gönne ich mir ein gutes Essen, das Steak ist ausgesprochen lecker, der Wein süffig und schwer. Gut, dass es bis zum Nachtplatz am Strand nicht weit ist. Zur Feier des Tages gönne ich mir auch einen Besuch im *Antarktikum*, wo ich viel über die Arbeit der Forscher in der Antarktis lernen kann.

Einen Tag und ein halbes Dutzend Eistüten später rolle ich weiter nach *Port Arthur*, dem wohl besterhaltenen Sträflingskomplex des Kontinents. Dass Australien ursprünglich eine Sträflingskolonie war, ist bekannt. Die ganz harten Brocken aber wurden in Tasmanien untergebracht, weitab der restlichen Lager auf dem Festland. Anhand einiger angsteinflößender Exponate zeigt das Museum, wie die Sträflinge damals

behandelt wurden. Im Vergleich zum mittelalterlichen Rothenburg doch ausgesprochen zivilisiert!

Bis zur Rückfahrt aufs Festland habe ich noch eine Woche Zeit, die ich nutzen will, um mit meinen Memoiren voranzukommen. Ein ruhiges, abgeschiedenes Fleckchen nahe der Abzweigung zum *Lake Rowellan* scheint dafür wie geschaffen. Vier Tage bleibe ich dort, und versuche, meine Gedanken zum Leben in Worte zu fassen. So einfach ist das gar nicht, trotzdem kommen einige aufschlussreiche Dinge zum Vorschein!

Auf einem kurzen Ausflug zum Aussichtsberg macht auch der Sandfloh wieder auf sich aufmerksam. Mit einem Schlag verweigern die Bremsen ihren Dienst, beim Pedal steigt man ins Leere. Vom alten 'Sandfloh 1' habe ich in solchen Dingen schon gehörig Übung. Wenigstens funktioniert die Handbremse! Im Schneckentempo schleiche ich den Pass hinunter und bin heilfroh, schon so nahe am Fährhafen zu stehen.

Auf der Fähre geht dann alles so weit glatt, obwohl wir Freitag, den dreizehnten schreiben. Nur das Portemonnaie wird bis auf den letzten Heller ausgeräumt. Zum Glück waren nur ein paar Dollar und Telefonkarten drin, aber keine Kreditkarten. Beim Schlafen in Gemeinschaftsunterkünften - ich hatte nur ein Bett im Schlafsaal ergattern können - bin ich immer vorsichtig!

Es ist mein erstes und einziges negatives Ereignis auf der gesamten Reise! Für Stunden sackt die Laune in den Keller. Das Frühstück nehme ich knurrend und mürrisch zu mir. Erst später im Sandfloh kann ich mich versichern, dass wirklich keine Kreditkarten im Portemonnaie waren.

Am Montagmorgen ist natürlich erst mal Werkstatt angesagt: Bremsenreparatur. Überraschend schnell findet der Mechaniker das durchgescheuerte Röhrchen und Ersatz ist ebenso schnell beschafft, Welch ein Glück! In der Zwischenzeit wechsle ich die

kaputte Batterie mit einer defekten Zelle, danach ist der Sandfloh wieder reiseklar.

Nächstes Ziel ist *Sydney*, meine Traumstadt, meine Perle am Pazifik.

Diesmal soll *Sydney* zwar das Ziel, nicht aber die Endstation meiner Reise sein. So bin ich nicht allzu enttäuscht, dass man mich nicht mit Fanfaren, fliegenden Fahnen und Feuerwerk begrüßt. Trotzdem ist es schön, wieder auf vertrautem Boden zu stehen.

Wegen der bevorstehenden Olympischen Spiele ist die Innenstadt eine einzige Baustelle. Am *McQuairies Point*, am Botanical Garden, an *King's Cross* und selbst draußen in *Bondi Beach* aber hat sich wenig verändert. Mal sehen, ob ich auf der Stadtrundfahrt Neues entdecken kann.

Das Ende rückt näher

Der Satz, mit dem mein letzter Tagebucheintrag begann, könnte über dem heutigen genauso gut stehen: "Schon wieder ging ein Monat ins Land, ohne dass sich Spektakuläres getan hätte!" Doch diesmal habe ich meine Lektion gelernt und mich zu einer Entscheidung durchgerungen: Schluss mit Australien! Schluss mit Reise! Heimfahren! Es macht keinen Spaß mehr!

So ganz aus freien Stücken habe ich mich natürlich nicht rumkriegen lassen! Der Sandfloh und sein Getriebe haben gehörig nachgeholfen. Doch nun bin ich froh, mich durchgerungen zu haben und die Entscheidung nicht weiter vor mir herzuschieben.

Das Ganze fängt damit an, dass ich in *Sydney* wieder zu nichts Lust verspüre und nur widerwillig zur Besichtigungstour aufbreche. Viel lieber hocke ich im Sandfloh und schaue dem Strandleben zu, den Menschen, die den ganzen Tag beach-auf, beach-ab promenieren, joggen oder skaten. Eine innere Leere erfüllt mich, die ich noch immer nicht deuten kann. Obwohl ich weiß, dass ich die nur selber füllen kann, kann ich mich zu nichts aufraffen. Die Stadt und was in ihr geboten wird, scheint überhaupt nicht auf meiner Wellenlänge zu liegen! So sehr ich das Treiben vor zehn Jahren genossen hatte, diesmal kann ich ihm nichts abgewinnen.

Nach einigen Faulenzertagen - an denen die Stimmung ganz dem Land angepasst ist: *down under* - rapple ich mich mühsam auf, gen Norden zu rollen. Wenigstens Sabrina - Ihr erinnert euch, meine Begleiterin in Namibia - will ich pünktlich treffen, in Brisbane. Als Auftakt geht's hinauf in die *Blue Mountains*, wo sich ganz überraschend weitreichende Ausblicke auf die Küstenebene auftun. Bei der Fahrt hinauf hatte ich mir gar nicht vorstellen können, doch von oben gesehen

wird mir klar, warum diese Berge jahrzehntelang ein unüberwindliches Hindernis für die Erkundung und Besiedelung des Innern Australiens gebildet hatten.

Am Morgen hatte ich schon um fünf Uhr aufbrechen müssen, um ohne Ticket vom Parkplatz am *Bondi Beach* zu kommen. Nun gönne ich mir ein leckeres Frühstück im nett angelegten Picknickareal und genieße die ersten warmen Sonnenstrahlen. Denn auf tausend Meter Seehöhe ist es empfindlich kühl - der Herbst ist nicht mehr zu übersehen. Die warmen Strahlen tauen auch meine unterkühlte Laune auf und ich stiefe zu den *Three Sisters*, einer markanten Felsformation mit toller Aussicht über die Küstenebene tausend Meter unter mir.

Nach einer erfrischend kühlen Nacht geht's wieder hinunter an die Küste und erneut nach Sydney hinein. „Von nun an geht's nur noch nach Norden!“ kommt mir in den Sinn, als ich gedankenverloren über die *Harbour-Bridge* rolle. Doch so recht überzeugend klingt das nicht! Wie sollte ich auch ahnen, dass ich zwei Wochen später schon wieder über diese kühne Brücke rollen sollte, allerdings in entgegengesetzter Richtung! Doch zunächst geht's weiter gen Norden.

Ziel Nummer eins ist *Old Sydney Town*, eine gelungene Nachbildung der ersten Ansiedlung am *Port Jackson*. Ein paar Schauspieler zeigen dem Besucher recht lebensnah, wie man vor zweihundert Jahren hier gelebt hatte. Heute klingt das lustig und unterhaltsam, damals war der Ernst des Lebens wirklich ernst. Viel zu lachen hatten die Menschen jedenfalls nicht - die wenigen freien Siedler nicht und die Sträflinge erst recht nicht!

Ziel Nummer zwei ist *Brisbane*. Am zwölften April will ich mich dort noch einmal mit Sabrina treffen. Davor aber liegen tausend Kilometer *Pacific Highway* und kaum etwas, das mich interessiert. Zweimal locken nette Abstecher vom Highway hinunter ans Meer,

einmal in *Coff's Harbour*, zum anderen in *Byron Bay* mit dem östlichsten Punkt des australischen Festlands und damit dem östlichsten Punkt meiner gesamten Tour.

Dazwischen aber ziehen sich die Kilometer, der viel befahrene Highway ist eine Rumpelstrecke mit unzähligen Baustellen und noch mehr Schildern 'rough surface'. Der Pazifik lässt sich nur in weiter Ferne erahnen und der Highway nähert sich nur bei *Woolgoolga* dem Ozean für wenige Kilometer. Ansonsten ist Landschaft angesagt, die nicht unbedingt zu den abwechslungsreichsten zählt. Mal gibt's ein paar Bananenplantagen, mal ein paar Zuckerrohrfelder, doch im Großen und Ganzen geht es ohne Besonderheiten dahin.

Dazu kommt, dass ich mit einem Ohr aufs Getriebe horche, das seit der Abfahrt aus *Sydney* wenig vertrauenerweckende Geräusche von sich gibt. Werfen hohe Bordsteine oder Leitplanken den Schall zurück, glaube ich, jeden Zahn des Getriebes einzeln zu hören. Neben dem vertrauten 'Singen' im fünften Gang dröhnt nun auch ein 'Scharren' im sechsten, von dem unüberhörbaren Kratzen im zweiten Gang ganz zu schweigen. Offenbar bahnt sich etwas Größeres an. Nach fast fünfzig tausend Kilometern ohne Schwierigkeiten - und ohne große Wartung - kein Wunder.

Ein Besuch bei der *Rainbow-Company* in *Nimbin*, einer Firma, die sich regenerativen Energien verschreiben hat, raubt mir die allerletzten Hoffnungen, in Australien Arbeit auf meinem Fachgebiet zu finden. Sehr ernüchternd, ja frustrierend, was diesbezüglich in Australien abgeht, respektive eben nicht abgeht. Hätte ich doch drüben in W.A. mehr Zeit gehabt, mich zu informieren, denn die Westaustralier scheinen die aktivsten auf diesem Gebiet zu sein. Dort aber drückte Dörthe aufs Tempo und ich war nicht Manns genug, ihr die Meinung zu sagen. Von wegen Prioritäten!

Am ersten Abend in *Brisbane* halte ich Kriegsrat. Mit mir selber. Die Entscheidung kristallisiert sich bei der Kilometerberechnung der zur Wahl stehenden Routen schnell heraus. Oben herum - über *Cairns*, *Darwin*, die *Kimberleys* zurück nach *Perth* - sind es ziemlich genau zehntausend Kilometer. Zehntausend Kilometer Einöde, schlechte Pisten und nur die *Kimberleys*, die mich wirklich interessieren! Dazu die Scherereien mit der Verlängerung des Carnets und des Visums, die beide in Kürze ablaufen. Obendrein die Unsicherheit mit dem Getriebe. Auch wenn ihm akut nichts fehlt, das Vertrauen ist dahin. Nein!

An der Ostküste zurück nach *Melbourne* sind's nur zweitausend. Das sollte zu schaffen sein! Der Entschluss, der sich schon seit Sydney langsam und unbewusst im Hirnkastl breitgemacht hatte, steht nun fest: Ich werde in *Brisbane* aufhören, umkehren und versuchen, so bald wie möglich nach Hause zu verschiffen.

Wenn's am Schönsten ist, soll man aufhören!

Das hätte ich mir - eigentlich - schon in Südafrika zu Herzen nehmen sollen! Bevor ich hier herüber verschiffte. Bis Namibia hatte die Reiserei wirklich Spaß gemacht, danach war es im Grunde nur noch das 'pflichtschuldige' Abarbeiten der geplanten Route. Ohne dass ich mit dem Herzen wirklich bei der Sache gewesen wäre. Höre also jetzt auf deine innere Stimme und mache Schluss - für diesmal!

Schließlich wird es nicht deine letzte Reise sein!

Mit diesen Ein- und Aussichten im Hinterstübchen, kann mich auch der Werkstattmeister von DAIMLER BENZ nicht umstimmen, der meint, dass dem Getriebe gar nichts fehlt und es sicherlich noch viele Tausend Kilometer hält!

An meiner Entscheidung will ich nicht mehr rütteln. Es macht einfach keinen Spaß mehr.

Brisbane selber gefällt mir nach *Sydney* recht gut, die Stadt ist überschaubar und das direkte Nebeneinander von viktorianischen Gebäuden und modernen Hochhäusern verleiht der Stadt ein ganz eigenes Flair. Dazu scheint die Sonne, es ist angenehm warm und am Postamt liegen drei nette Briefe.

Das lange Osterwochenende steht ins Haus. Den Auftakt dazu bildet ein Jachtrennen, das in *Sandgate*, einem Vorort von *Brisbane* gestartet wird und nach *Gladstone* führen soll. Schon am Abend zuvor sichere ich mir einen guten Aussichtspunkt an der Hafenausfahrt. Am Morgen defilieren über zweihundert Jachten aller Größenordnungen an mir vorüber, um sich draußen auf der *Moreton Bay* an der Startlinie aufzustellen. Vor dem Startschuss gibt's noch eine kurze Flugvorführung, dann strebt alles aufs offene Meer hinaus, um möglichst schnell in *Gladstone* anzukommen, drei bis vier Tage auf See sind angesetzt.

Keine Stunde nach dem Startschuss brauen sich dunkle Wolken zusammen und gegen Mittag faucht ein kleiner Tornado über uns hinweg. Ein Dutzend der Boote, die in der Bucht gekreuzt waren, um den Start mitzuerleben, können von der Küstenwacht rechtzeitig ins Hafenbecken geschleppt werden, bevor der Sturm mit voller Wucht losbricht. Ein weiteres Dutzend schafft's nicht mehr. Erst als sich das Schlimmste gelegt hat, traut sich auch die Küstenwache wieder hinaus und ich kann zusehen, wie die Schiffbrüchigen nacheinander hereingeschleppt werden. Bei einigen sind die Masten gebrochen, bei anderen nur die Segel zerfetzt. Wieder andere sind voll Wasser geschlagen und die Mannschaft klammert sich an den Kielobentreibenden Rumpf. Als alles vorüber ist, wird im Radio Sturmwarnung durchgegeben!

Schon ist es Zeit, Sabrina abzuholen. Doch wo ist mein Geldbeutel? Hastiges Suchen im Sandfloh führt ebenso wenig zum Erfolg wie die Suche im

Transitbahnhof. Verdammte Sch... Diesmal ist er ganz weg, nicht nur ausgeräumt wie auf der *Tasmanien*-Fähre. Und diesmal hat sich's wirklich gelohnt: 160 Dollar in bar, eine neue 50-Dollar-Telefonkarte - und die VISA-Kreditkarte - alles weg. Obwohl ich es nicht wahrhaben will und noch immer glaube, ich habe ihn nur irgendwo verlegt, erstatte ich Anzeige (bei Polizei und Sicherheitsdienst im Transitbahnhof) und lasse die Kreditkarte sperren. Hoffentlich hat der Dieb sie in der Zwischenzeit nicht schon eifrig benutzt. Das hätte mir zum Glück gerade noch gefehlt!

Deprimiert treffe ich - auf die Minute genau - Sabrina am Busbahnhof. Sie hilft meiner Stimmung wieder mächtig auf die Beine. Wir unternehmen eine Fahrt auf dem *Brisbane-River* und gehen lecker essen. Unser Standplatz am Fluss, in dem sich die beleuchtete Skyline der City spiegelt, ist auch nicht ohne!

Osterfrühstück gibt's direkt am Fluss, Sabrina genießt es sichtlich. Nach vielen Monaten ist es das erste Mal, dass wir wieder an einem netten Platz frühstücken. Genau das ist es offenbar, was ihr beim organisierten Reisen fehlt und was sie in *Namibia* und *Südafrika* am meisten genossen hatte. Den Rest des Tages verbringen wir im *Southbank-Park*, gehen schwimmen und sonnen uns, bevor uns der Sandfloh zum *Mount Coot-Tha* bringt, von wo aus wir die Aussicht über *Brisbane* genießen und zu seinen Füßen einen ungeplanten, aber nicht weniger netten Nachtplatz finden.

Die Zeit mit ihr vergeht viel zu schnell. Als ich sie zwei Tage später zum Flughafen bringe, weint sogar der Himmel. Ihr Besuch war das unwiderruflich letzte Highlight dieser Tour. Die Reise ist definitiv vorbei. Nur noch zurück nach *Sydney* und *Melbourne*, dann muss verladen werden und Australien wird schnell Geschichte sein!

Bevor ich aber gen Süden rolle gibt's noch eine Nacht auf dem aufgeweichten Camp von *Brisbane* und die Absage des geplanten Fallschirmsprungs. Wieder mal scheint sich alles gegen mich verschworen zu haben: ja kein Abenteuer!! Ja keine neuen Herausforderungen!! Ja kein Spaß!

Noch immer gießt es in Strömen, als ich am Nachmittag endgültig Kurs Süden einschlage, Kurs auf *Melbourne*, Kurs Verschiffung, Kurs Heimat, Kurs Ende der Reise! Die Gedanken daran allerdings verdränge ich, so gut es geht. Schließlich habe ich noch über einen Monat Zeit und da kann ich noch viel anstellen! Seitdem ich kehrtgemacht habe, schnurrt auch der Sandfloh wieder wie eine Eins.

Schon nach anderthalb Tagen ist *Sydney* erreicht, eine der längsten Etappen bringt mich zurück zum *Bondi Beach*. Am nächsten Tag herrscht eitel Sonnenschein und schon beizeiten bin ich auf den Beinen, um nachzuholen, was ich beim letzten Besuch versäumt hatte: Brückenbesteigung, The Rocks, Opera House, Hafenrundfahrt, alles bei strahlendem Sonnenschein! Wieder empfinde ich *Sydney* als eine der schönsten Städte, die ich je gesehen habe. Interessant, wie derartige Einschätzungen von der inneren Verfassung abhängen!

Das schöne Wetter ist nicht von Dauer. Mit aller Macht zieht der Herbst ins Land. Der *Princess Highway* bringt mich weiter nach Süden und mit jedem Kilometer wird es kühler. Nachts zeigt das Thermometer nur noch einstellige Temperaturen. Keine Frage, der Winter naht!

Heute sind es gerade noch sieben Grad. Die letzten dreihundert Kilometer nach *Melbourne* sind angesagt. Aber den ganzen Tag habe ich nur Dreck in den Fingern. Hoffentlich ist das morgen vorbei, wenn ich die Verschiffung abklären muss.

Ende gut – alles gut?!

Der Dreck in den Fingern bleibt mir treu. Nicht dass jeden Tag Alles schief geht, aber in den letzten Wochen ist einfach der Wurm drin! Nichts macht mir Freude und überall habe ich den Eindruck, dass mir neue Steine in den Weg gelegt werden. Besonders bei der Verschiffung! Wenn man da keine grauen Haare bekommen soll! Da geht wirklich alles schief, was nur schief gehen kann. Murphy lässt grüßen! Ich hoffe nur, dass der Container mit dem Sandfloh in *Antwerpen* heil ankommt!

Vor vier Wochen war ich wieder nach *Melbourne* gerollt, um von dort aus zu verschiffen. Doch die Rechnung hatte ich ohne die Hafendarbeiter gemacht. Die waren nämlich seit Wochen im Streik – im Grunde nichts Ungewöhnliches in *down under*. Offenbar ging es darum, dass auch gewerkschaftsfreie Arbeiter auf den Docks zugelassen werden sollten, was die Hafendarbeitergewerkschaft nicht hinnehmen wollte. Und *Melbourne* war das Zentrum des Arbeitskampfes! Von einer planmäßigen Abfertigung konnte keine Rede mehr sein. Der ganze Fahrplan wurde durcheinandergewürfelt, die Schiffe der MSC, auf die ich gebucht hatte, wurden umgeleitet oder hatten unbestimmte Verspätung. Den einzigen Ausweg bot *Adelaide*, da dort alles halbwegs normal lief.

Am Montag rolle ich also erneut gen Westen, um die Verschiffung dort anzugehen. Noch immer ist die Gegend eintönig und langweilig, auch wenn die Fahrerei flott vonstattengeht. Vom Getriebe ist seit *Brisbane* kein Mucks mehr zu hören, stattdessen ist's der Auspuff, der nun lautstark röhrt. Vermutlich war sogar er von Anfang an der Bösewicht gewesen! Hätte ich all das früher gewusst, hätte ich den berüchtigten, aber

im Vergleich zum *Gunbarrel Highway* richtig aufgeräumten *Birdsville-Track* doch noch fahren können, der mich durchs *Outback* direkt nach *Adelaide* hätte bringen können. Tja, hätte, wäre, wenn!

In *Adelaide* erwartet mich der nächste Stolperstein: die Verladung. Ich hatte den ganzen Sandfloh darauf ausgelegt, dass er auf ein 20-Fuß-Flat-Rack passt. Aber der Verlademeister ist skeptisch und misst eine ganze Stunde lang nach. Resultat: der Sandfloh passt zwar drauf, aber nur, wenn die Endwände heruntergeklappt werden. Was wieder einige hundert Dollar zusätzlich kostet! Das Schiff, auf dem ich gebucht bin, hat obendrein noch Verspätung und ich nutze die Gelegenheit, die Tour entlang der *Ghan-Railway* nachzuholen, die mir Dörthe auf der Herfahrt verleidet hatte. Den *Oudnadatta Track*.

Mit jedem Kilometer, den ich zurück in die Wüste rolle, bessert sich meine Laune. Es ist, als ob ein Druck von mir genommen wird. Endlich weg aus den Städten, endlich wieder Weite, Raum. Den Horizont sehen. Es ist, als ob ich nach Hause komme!

Der gefürchtete Track erweist sich als prima Piste und ich kann einige der alten Bahnstationen abklappern, an denen ich vor zehn Jahren bizarre Abenteuer erlebt hatte. Doch wiederzuerkennen ist keine davon, in einem der alten Bahnhöfe wohnen sogar junge Leute, die das alte Gemäuer zum Hotel umfunktioniert haben! Nicht einmal das *Outback* ist vor der Zivilisation sicher!

Bei *Marree* am Nordende der *Flinders Ranges* suche ich mir einen netten Platz, weitab der Straße in den Dünen und beginne, die Zeit zu nutzen. In den vergangenen Wochen hatte ich ja schon einige Male über mein Leben nachgedacht und die Gedanken zu Diskette gebracht. Und das Werk - so hatte ich mir vorgenommen - sollte vor der Verschiffung fertig sein. Bin ich erst zurück in Deutschland, werde ich wohl kaum Zeit finden, mich tagelang in mich selber zurückzuziehen und

konzentriert nachzudenken, wie ich es in der Wüste kann.

Als ich nach den neuesten Terminen frage, erzählt mir Paul, dass das Schiff auf das ich ursprünglich gebucht war, schon voll ist. Das nächste Richtung Europa geht erst am siebenundzwanzigsten. Damit wird die Zeit wirklich knapp, denn am einunddreißigsten läuft mein Carnet aus und am fünften Juni mein Visum. Na gut, dann eben noch eine Woche Urlaub dranhängen! Also wieder ab in die Wüste, wenigstens noch etwas Einsamkeit tanken!

Imposante Abwechslung in die zwei Wochen Alleinsein bringt ein heftiger Wolkenbruch. Das Sandmeer der Wüste wird für Stunden zur Flusslandschaft. Dazu eine atemberaubende Beleuchtung der Regenwolken durch die untergehende Sonne. Ein unvergessliches Abschiedsgeschenk.

Ganz langsam kehrt die Sehnsucht nach Menschen zurück. Ja, auch so etwas gibt's bei mir! Nicht so deutlich wie vor zehn Jahren, als ich auf dem gleichen Weg nach *Adelaide* rollte, aber doch spürbar. Entsprechend gut ist meine Stimmung, als ich am 19.05. in *Adelaide* einrolle, um ab dem Zwanzigsten die Verschiffung nun endgültig auf die Reihe zu bringen!

Doch wieder macht mir MSC einen Strich durch die Rechnung: das neue Schiff am siebenundzwanzigsten fährt nun nicht mehr *Adelaide* an, sondern nur noch *Melbourne*! Schweren Herzens entscheide ich mich, auf das nächste zu warten und meinen Flug ein weiteres Mal zu verschieben. Im gleichen Atemzug erzählt mir Paul auch, dass die Verladung des *bolsters* zirka 1800 Dollar mehr kostet als das Flat-Rack. Der doppelte Preis! Nur, weil die Endwände heruntergeklappt sind? Es ist zum aus der Haut fahren. In dieser Verschiffung steckt wirklich der Wurm!

Bei dem Preis habe ich natürlich Tausend Ideen, wie man den Sandfloh auf das Flat-Rack bugsieren könnte.

Selbst wenn ich alles abmontieren muss, was nicht niet- und nagelfest ist! Die ganze Nacht mache ich Skizzen, wie es gehen könnte. Doch der Ortstermin bringt die endgültige Ernüchterung! Man kann das Maßband halten wie man will, der Sandfloh passt nicht drauf. Punkt. Bleibt als Alternative die *bolster*-Geschichte, bei der ich kein gutes Gefühl habe¹⁴.

Oder Ausweichen auf ein 40-Fuß-Flat-Rack.

Ich könnte mich wirklich in den Hintern beißen! Warum habe ich das nicht vor der Konstruktion des Sandfloh's genauer abgeklärt? Die zehn Zentimeter, um die es geht, hätten mir nicht wehgetan, hätten mir jetzt aber einige tausend Dollar gespart. Hinterher ist man immer klüger!

Das 40-Fuß-Rack kostet den doppelten Preis wie das 20-Fuß-Rack. Ist schließlich doppelt so groß. Das ist zwar nochmal dreihundert Dollar teurer als die Verladung per *bolster*, aber wie gesagt, bei der Geschichte hätte ich kein gutes Gefühl gehabt. Jedenfalls entschließe ich mich für das 40-Fuß-Flat-Rack, was mir die Demontage des Rucksacks und andere Vorarbeiten erspart. Trotzdem wird die Verladung ein Abenteuer werden - das letzte dieser Tour.

Eine Reise ist damit definitiv zu Ende, die unterm Strich doch außerordentlich interessant und aufregend war. Wenngleich ihr der besondere Kick, das Abenteuer der allerersten Reise fehlte. Besonders in den zivilisierten Ländern Südafrikas und Australiens.

Mich Sicherheit wird es nicht meine letzte Reise gewesen sein. So schlimm war's nun doch wieder nicht! Wenn ich erst wieder ein paar Wochen zu Hause bin,

¹⁴ Für die Verladung des bolsters hätte ein Sondergeschirr gebaut werden müssen, vermutlich aus Ketten, die dann im Millimeterabstand am Sandfloh verlaufen wären und mir möglicherweise die Kabine vorn oder hinten ruiniert hätten. Inzwischen weiß ich ja, wie *gefühlvoll* die Kranfahrer bei so etwas sind!

im engen Deutschland, wird mich sehr bald wieder das Fernweh packen und ich werde den Sandfloh wieder satteln, um neue, und hoffentlich aufregende Länder kennen zu lernen.

Im nächsten halben Jahr allerdings werden zunächst die Nachbereitungen dieser Tour im Vordergrund stehen: achteinhalb Tausend Dias wollen gesichtet, gerahmt und zu einer packenden Diashow zusammengestellt werden. Daneben ein paar Berichte für die Zeitschriften ... Und dann gibt's da noch dieses neue Medium – das Internet -, das sicher eine passende Plattform bietet.

Nebenher werde ich den Sandfloh wieder auf Vordermann bringen müssen ...

Last but not least muss ich auch einen neuen Job finden. Von Erinnerungen allein wird man nicht satt.

Nachwort

Die harte Landung in München reißt mich abrupt aus meinen Träumen. Nur sehr mühsam finde ich in die Wirklichkeit zurück und oft sitze ich traumverloren am Fenster und frage mich, wo der Sandfloh wohl stecken mag. - Tatsächlich kann ich ihn in Antwerpen pünktlich in Empfang nehmen und gemeinsam rollen wir die letzten achthundert Kilometer nach München. Es gießt in Strömen, die Autobahn ist verstopft. Erst jetzt wird mir mit einem Schlag wird mir klar: ich bin wieder in Deutschland.

Doch zu Hause fühle ich mich hier nicht, zu sehr bin ich in Gedanken noch auf Achse. In anderen Ländern, auf anderen Kontinenten. Doch wenn ich zurückdenke an die letzten beiden Jahre, an die 85 Tausend Kilometer auf drei völlig unterschiedlichen Kontinenten, dann bleibt doch ein Gefühl der Befriedigung zurück.

Schon zum zweiten Mal konnte ich mir einen Traum erfüllen, den andere nicht mal zu träumen wagen. Und wenn ich erst den Sandfloh wieder auf Vordermann habe, wird es sicher nicht lange dauern, bis mich wieder das Fernweh packt und ich Sehnsucht bekomme nach dem Horizont. Und dann darf gerne wieder eine größere Portion Abenteuer dabei sein!

Wir schreiben das Jahr 1998, im Frühjahr hatte ich in Melbourne meinen 44. Geburtstag feiern dürfen. Das passende Alter um noch einmal richtig durchzustarten, vor allem beruflich. Hatte ich mir gedacht. Doch die Suche nach einem neuen Job sollte zur härtesten Prüfung der gesamten Reise werden.

Schon beim Arbeitsamt¹⁵ hatte man mich ausgelacht und mir offenbart, dass ich in dem Alter nicht mehr vermittelbar sei. Prompt erhielt ich von dort auch kein einziges Angebot! Dabei konnte ich doch alles vorweisen, was sich ein Personalchef nur wünschen konnte: berufliche Erfahrung, Teamgeist, Auslandserfahrung, Motivation vom Feinsten und, und, und. Natürlich suche ich auch selber, aber es dauert ein geschlagenes Jahr und ich muss an die Hundertzwanzig Absagen wegstecken, bevor ich ein passendes Jobangebot erhalte. Und obwohl sich die Einarbeitung in das neue Fachgebiet ausgesprochen anspruchsvoll gestaltet, wird der neue Job zum Besten, was mir im Berufsleben je widerfahren ist.

Und er ebnet den Weg zur nächsten, wirklich großen Reise.

¹⁵ Nach nicht ganz zwei Jahren konnte und muss ich mich arbeitslos melden, um wenigstens eine kleine Unterstützung zum täglichen Leben zu erhalten